

Inhaltsverzeichnis

	Editorial	2
	Bildungspolitisches Forum	
Günter Reuel	Arbeiten will gelernt sein	3
Detmar Grammel	Arbeit verändert sich	7
Uwe Hellwig	Bürgerschaftliches Engagement	28
Jochen Reibling	Zum Arbeitskampf und zur Arbeitslosigkeit	30
Günter Reuel	Als es noch keine Arbeitslehre gab, existierte schon die Arbeitsschule	32
Gottfried Feig	Die gesellschaftliche Entwicklung von Freizeit - Teil 1	34
Manfred Triebe	Der Affe auf dem Weg zur Arbeit	51
Günter Reuel	Jedes Schulfach braucht gute Lehrer - auch die Arbeitslehre	55
Jürgen Lackmann	Eine kurze Geschichte der Finanzkrise und Behavioral Finance	56
Gerd-E. Famulla	Vom Wandel der Arbeit	64
	Didaktisches Forum	
Josephine Barbe	Bauen und Wohnen	81
Günter Reuel	Arbeitslehre schultert eine Aufgabe, die den Schweiß der Edlen erfordert	86
Reinhold Hoge	Praktisches Lernen und Schule (PLuS e.V.)	89
Martin Karner	Die Lümmeltische von St. Hildegard	91
Klaus Schneidewind	Arbeitslehre mehr als ein Schulfach	92
	Schaufenster Schülerfirma	
Rosa Maria Königsberger / Katharina Koch	Der Rütli-Rätselknoten - Fertigung und Verkauf	100
	Wichtige Texte aus der Geschichte der Arbeitslehre	
Ulrich U. Kledzik	Eberhard Klein - Rückblick nach 15 Jahren Arbeitslehre in Berlin (1984)	104
Redaktion	Wie man die Arbeitslehre am elegantesten los wird. Ein Leitfaden für Schulpolitiker	108
	Rezensionen und Kurzhinweise	
Wilfried Wulfers	Rezensionen	109
Wilfried Wulfers	Kurzhinweise auf Unterrichtsmaterialien	114
	Aus den Hochschulen: IBBA der TU	
Günter Reuel	Semesterabschluss Sommersemester 2010	117
	Dummwörter aufgespießt	
Redaktion	WAT	130
	SpechtSpäne	
Redaktion	WAT - Treppenwitz der Pädagogik?	131
	Thema des nächsten Heftes	132
	Autorenverzeichnis	133
	Impressum	134

Editorial

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Arbeit steht im Zentrum vieler Artikel in der aktuellen Ausgabe der Nr. 5 vom Forum Arbeitslehre. Je nach Bezugspunkt oder Betrachtungsweise gibt es unterschiedliche Definitionen von Arbeit. In der Physik ist Arbeit vereinfacht gesagt das Produkt aus Kraft mal Weg, in der Philosophie ist es die bewusste schöpferische Tätigkeit des Menschen, in der Volkswirtschaftslehre schlicht einer der drei Produktionsfaktoren neben Kapital und Boden und in der Schule lässt man zum Zwecke der Leistungskontrolle von den Schülerinnen und Schülern eine Arbeit schreiben. Hamburg hat sein eigenes Museum der Arbeit, man spricht von Haus- und Familienarbeit, neuerdings auch oft von Bürgerarbeit (meint unentgeltliche Arbeit außerhalb des regulären Arbeitsmarktes) und natürlich von Erwerbsarbeit. Für Sennett (vergl. Forum 4, Handwerk) war Arbeit, bezogen auf handwerkliche Tätigkeiten, „ein fundamentaler menschlicher Impuls, eine Tätigkeit um ihrer selbst Willen gut zu machen“. Schon sind wir bei der **Arbeitslehre**. Arbeit ist **die zentrale didaktische Kategorie des Faches**, wie immer es ein Ministerium oder eine Senatsverwaltung nennen mag. Ohne den verbindenden Begriff der Arbeit bleiben alle Aspekte des Faches partikular, auf sich gestellt ohne Zusammenhang. Folgerichtig war kurz nach der Einführung des Faches an den Berliner Bildungszentren das didaktische Zentrum der Planungen für ein Arbeitslehre-Curriculum an der 1. GOS Charlottenburg (heute Poelchau-Oberschule) die Arbeit. Der Modellversuch Arbeitslehre in Charlottenburg-Nord sollte die Basis für ein gesamtschulspezifisches Curriculum liefern. Die Ausstattung der Schule entsprach diesem Anspruch: 4 Wochenstunden in voller Klassenteilung ermöglichten es, die (Werkstatt-) Arbeit in den Mittelpunkt aller Überlegungen zu stellen. Arbeit war nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Wahrnehmung der Schülerinnen und Schüler der Mittelpunkt des neuen Unterrichtsfaches. Davon sind wir heute leider weit entfernt, denn dem Modellversuch erging es wie vielen Modellversuchen: Er landete in mehreren Ordnern in den Schränken des damaligen Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, das den Modellversuch finanziert hatte.

Heute muss darum gekämpft werden, das die teilweise hervorragend ausgestatteten schulischen Arbeitslehrewerkstätten nicht abgeschafft werden zugunsten einer Verkopfung der Arbeitslehre, zugunsten eines traditionellen Schulbuchfaches. Das Besinnen und Beharren auf dem didaktischen Zentrum des Faches ist in dieser Auseinandersetzung hilfreich und unverzichtbar.

In diesem Zusammenhang sei an eine der 12 Arbeiten des Herakles erinnert: Die Reinigung des Augiastalles. Nicht dass wir die Ministerien für Bildung, Schule etc. direkt mit dem mythologischen Augiastall vergleichen wollen, eine gedankliche Reinigung bei allen Planungen zum Lernfeld Arbeitslehre wäre allerdings wünschenswert: Nach Lage der Dinge sicher auch eine Herkulesaufgabe - aber reizvoll. Packen wir sie an!

Ihr



Vorsitzender der GATWU

Günter Reuel

Arbeiten will gelernt sein

Der Begriff Arbeit hat ideengeschichtlich einiges zu bieten:

- In der Bibel wird Arbeit als Strafe zusammen mit der Vertreibung aus dem Paradies gesehen.
- In der Antike übertrug man die Arbeit den Unfreien, weil sie von der höheren Bestimmung des Menschen abhält.
- Der Kommunismus rückt die Arbeit an die Spitze des Wertesystems.
- HANNAH ARENDT insistierte auf den Unterschied zwischen Arbeit und Herstellen. Während Herstellungsprozesse ein Ende finden, endet Arbeit nie. Arbeit ist die täglich wiederkehrende Mühe des Unterhalts von Mensch und Natur.¹
- Der Calvinismus verpflichtete zur Arbeit, aber verbot den Genuss des Ertrages.
- Liberale Schöngelster verkündeten, der Arbeitsgesellschaft ginge die Arbeit aus.
- Eine Arbeitsethik, die früher Menschen leitete, sieht RICHARD SENNET im Schwinden begriffen:

„Das moderne Arbeitsethos konzentriert sich auf die Teamarbeit. Sie propagiert sensibles Verhalten gegenüber anderen, sie erfordert solche ‚weichen Fähigkeiten‘ wie gutes Zuhören und Kooperationsfähigkeit; am meisten betont die Teamarbeit die Anpassung des Teams an die Umstände. Teamarbeit ist die passende Arbeitsethik für eine flexible politische Ökonomie. Trotz all des Psycho-Geredes, mit dem sich das moderne Teamwork in Büros und Fabriken umgibt, ist es ein Arbeitsethos, das an der Oberfläche der Erfahrung bleibt“²

Richtig! Damit können sich Gymnasiasten im Leistungskurs Philosophie beschäftigen. Aber was ist mit den Sekundarschülern, die keinen MSA bekommen, die in „Maßnahmen“ landen und die zu „Problemfällen“ werden? Es sind nicht wenige. Für diese „Zielgruppe“ muss Arbeit möglicherweise gelehrt werden - aber bitte nicht im Sitzen.

Unsere Schule war lange - und ist es immer noch in weiten Teilen - eine Sitzschule. Begriffe wie „Nachsitzen“, „Sitzenbleiben“, „Sitzordnung“ zeugen davon. Früher standen die Schüler zumindest beim Eintritt des Lehrers auf und dieser eröffnete mit dem Befehl: „setzen“ die Vorbereitung auf das Leben. „Non scolae sed vitae discimus“ wussten schon die alten Römer. Und sie hatten Recht, denn immer mehr Berufe bzw. menschliche Tätigkeiten werden im Sitzen verrichtet, vor dem Computer zum Beispiel oder in der Schulverwaltung. Wer also sitzen gelernt hat, ist gut auf das Arbeitsleben vorbereitet, meinen zumindest einige „Sitzexperten“.

Auf der nächsten Seite findet sich eine Übersicht, die drei konkrete Formen der Arbeit zeigt. Die Mehrzahl der Menschen muss sich mit ihnen auseinandersetzen. Unsere „allgemeinbildenden“ Schulen pflegten schon immer einen Kanon, in dem Arbeit kaum vorkam und die Berufsschulen forderten keine Propädeutik, die den Übergang ins Erwerbsleben problemloser

¹ Hannah Arendt: Vita activa oder vom tätigen Leben. München. 1983. 3. Auflage. amerikan. Original: The human condition. 1954

² Richard Sennet: Der flexible Mensch, die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin. 1998. S. 132 f. Original: The Corrosion of Character. New York. 1998

machen könnte. Nur neben bei: Die PISA-Studie mit anschließender Hysterie hat an keiner Stelle bessere Vorbereitung auf Arbeit gefordert. Mehr Mathematikunterricht, so der Tenor, würde da schon ausreichen. Neuerdings beobachten wir eine geschäftige, unkoordinierte Forderung nach „Berufsorientierung“. Erwerbsarbeiterorientierung wäre richtiger, ganz zu schweigen davon, dass die beiden anderen Arbeitsfelder offenbar vergessen wurden.

	Hauptmerkmale 	Traditionelle Formen der Vorbereitung 	Förderung der Arbeitshaltung bei Schülern 
Erwerbsarbeit	Erwerbsarbeit dient der Verfügung über Einkommen. Sie wird abhängig oder selbständig verrichtet, und sie hat Status zuweisenden Charakter. Erwerbslosigkeit ist für viele Menschen ein Problem.	In Erwerbsarbeit kann unvorbereitet eingestiegen werden oder nach einer mehr oder weniger langen Berufsausbildung	Erfolge bei produktiver Arbeit in Schulwerkstätten stärken den Willen zur Aufnahme einer Berufsausbildung. Erfahrungen mit unterschiedlichen Werkstoffen und Fertigungsverfahren erweitern das Berufswahlspektrum. Zuverlässigkeit, Genauigkeit, Sicherheitsbewusstsein werden habitualisiert und vermindern das Risiko eines Ausbildungsabbruchs, eines Arbeitsplatzverlustes.
Hausarbeit	Hausarbeit dient der Reproduktion des täglichen Lebens. Sie umfasst die Befriedigung elementarer Bedürfnisse. Sie bietet den Rahmen für Sozialkontakte und sie bestimmt die Lebensqualität.	Auf Hausarbeit wird im allgemeinen unsystematisch in der Herkunftsfamilie vorbereitet.	Küchentechniken, Ernährungswissen, Hygienestandards werden in der Schule erworben und eins zu eins im Privathaushalt umgesetzt. Verbraucherechte, nachhaltiger Konsum und Wohnökologie werden untersucht, praktisch erprobt und für den Transfer in den eigenen (elterlichen) Haushalt verfügbar.
Bürgerarbeit	Bürgerarbeit ist ein freiwilliges Engagement für soziale und/oder ökologische Bedarfslagen, die durch staatliche Leistungen oder Selbsthilfe nicht oder nur unzureichend befriedigt werden.	Auf Bürgerarbeit gibt es keine institutionelle Vorbereitung. Beobachtungen zeigen, dass sich Seniorexperten, aber auch Laienhelfer engagieren.	Träger sozialer Arbeit und deren Zielgruppen werden kontaktiert. Projekte wie <i>Behindertenintegration</i> , <i>unsere ökologische Schule</i> , <i>eine Aufführung im Seniorenheim</i> erweitern die Wahrnehmung für den Bedarf an ehrenamtlicher Arbeit

Alle drei der genannten Arbeitsformen sind krisenanfällig:

Erwerbsarbeit kann nicht immer mit Vollbeschäftigung rechnen, auch erzwungene Berufswechsel häufen sich.

Hausarbeit verlangt erhöhten Zeitaufwand und Qualifizierung, etwa in Bereichen wie Ernährung, Miet- und Verbraucherrecht, ökologische Rücksichtnahme, Betreuung von Kindern und Alten. Die Zahl der „Problemhaushalte“ nimmt zu.

Bürgerarbeit wird in dem Maße dringlicher, wie der Staat aufgrund von Haushaltsdefiziten Aufgaben vernachlässigen muss.

Die Vermeidung der oben genannten Krisen kann ein Schulfach nicht garantieren. Dennoch wurde eine spezielle Vorbereitung auf Arbeit in der Bundesrepublik ab 1964 mit dem Fach Arbeitslehre begonnen. Die Geschichte der Arbeitslehre ist gekennzeichnet von halbherzigen Entscheidungen der Bildungspolitiker und überschattet von Rückschlägen.

- Die Arbeitslehre der ersten Stunde war eine für Hauptschüler. Die Probleme dieses Schultyps kumulierten in den folgenden Dekaden und konnten durch Arbeitslehre teilweise gemildert, aber nicht aufgelöst werden.
- Das neue Schulfach begann ohne ausgebildete Arbeitslehre-Lehrer. Die Versorgung konnte nur sehr langsam erfolgen und ist bis heute defizitär.
- Realschulen und Gesamtschulen führten Arbeitslehre mit geringer Stundenzahl ein und in Form eines „theoretischen“ Frontalunterrichts. Sofern praktische Arbeit in Schulwerkstätten angeboten wurde, stand diese in Konkurrenz zu „Abitur relevanten“ Angeboten und konnte abgewählt werden.
- In vielen Bundesländern existierten Fächer wie Technik, Wirtschaft, Textilarbeit, Haushalt, informationstechnische Grundbildung, Berufsorientierung neben der Arbeitslehre fort. Lobbyisten dieser Kleinfächer meldeten Ansprüche an und die Integrationsidee der Arbeitslehre konnte einer irritierten Elternschaft/Öffentlichkeit immer schwerer vermittelt werden.
- Von Beginn an suchten Arbeitslehrevertreter Kontakte mit Betrieben, eine Schaltstelle war das Betriebspraktikum. Von Seiten der Schule wurden Eignungskriterien für einen Praktikumsbetrieb definiert (Ausbildungsberechtigung, Betriebsrat, Betreuungskapazität für den Praktikanten). Die Betriebe erwarteten ihrerseits vorbereitete Schüler und kompetente Lehrer als Ansprechpartner. Eine Erosion dieser Qualitätsstandards war im Laufe der Zeit unübersehbar. Wegen des Mangels an Betriebspraktikumsplätzen werden weniger geeignete Betriebe in Kauf genommen, Nicht-Arbeitslehrelehrer „betreuen“ nolens volens die Praktikanten im Betrieb.
- Das Gymnasium lehnte Arbeitslehre teils aus ideologischen Gründen ab, aber auch gezwungenermaßen wegen seiner hermetisch geschlossenen Studententafel.
- Arbeitslehre im originären Verständnis findet in Werkstätten mit Projektaufgaben und unter Einsatz von Werkzeugen und Maschinen statt. Dies ist nur mit einer verringerten Lerngruppengröße möglich. Knappheitsprobleme im Bildungshaushalt zwingen zur Einsparung. Arbeitslehre muss bis heute auf einen gesicherten „Besitzstand“, was die Lerngruppengröße angeht, verzichten.
- In jüngster Zeit erleben wir eine Aushöhlung des hehrlichen Status von Schule. Schüler, namentlich solche mit Lernschwierigkeiten, werden temporär zu so genannten „Freien Bildungsträgern“ geschickt bzw. in Betriebe, deren Eignung nicht nachgewiesen ist. Die

lerntheoretische Kontrolle und Einbettung in den Bildungsauftrag der Schule wird von niemandem garantiert.

Arbeitslehre wird zu einer Zeit, in der viele Jugendliche das Arbeiten erlernen müssen, nicht Ernst genommen. In der Öffentlichkeit ist das didaktische Konzept weithin unbekannt. Die Schulverwaltung tut wenig, um Arbeitslehre zu popularisieren. Im Gegenteil: Sie duldet deren Entprofessionalisierung, indem sie unterschiedlichen Akteuren, die eigene Funktionsziele verfolgen, Bildungsaufgaben zumutet. Hier sei an historische Tatsachen erinnert: Es war ein Verdienst der bürgerlichen Aufklärung, eine Schulpflicht einzuführen, nachdem das beiläufige Lernen und gelegentliche Mittun in der Erwachsenenwelt abgewirtschaftet hatte.

Den Verächtern einer *Arbeits-Lehre* – der Name wird als peinlich empfunden – sei ein Blick in die Arbeiten der deutschen Historikerzunft empfohlen. Schon in den 1980er Jahren lesen wir in dem Sammelband „Geschichte der Arbeit“, wie fatal es sich auswirkt, wenn der Geschichtsunterricht in den Schulen vornehmlich einer der Staatsoberhäupter und der politischen Systeme ist:

„Neue Themen und Fragestellungen gewannen an Bedeutung: Probleme, die man vor zwanzig Jahren kaum beachtete, wurden jetzt untersucht: Ernährung, Arbeitsbedingungen, Wohnverhältnisse, Familienstruktur, Geburten- und Sterblichkeitsziffern, Analphabetismus, Ausbildung, soziale Sicherheit, Mentalitäten. Nachdem die Historiker in diesen Bereichen erhebliche Erkenntnisfortschritte erzielt haben, zeichnet sich jetzt die Möglichkeit ab, eine fundierte Geschichte der Arbeit zu realisieren.“³

Ein Geschichtsunterricht, der die Arbeit als Bestimmungsmerkmal gesellschaftlicher Entwicklung ins Zentrum rückt und ein Schulfach, das Arbeit lehrt, würden sich ergänzen. Und nicht nur das. In einer Zeit, in der Arbeit angeblich knapp ist, in der „Arbeitslosigkeit“ Persönlichkeiten deformiert, in einer Zeit, in der viele, die arbeiten, ausgebeutet werden, in einer solchen Zeit gehört es zum Bildungsauftrag der Schule, jungen Menschen die Möglichkeit einzuräumen, nützliche Arbeit zu verrichten und darüber zu reflektieren.

Mitglieder des Landesverbandes sind gleichzeitig Mitglieder des Bundesverbandes **GATWU** (Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht) e.V. und erhalten sowohl das *Arbeitslehre-Journal* mit Beiträgen zur Berliner Arbeitslehre als auch das **GATWU FORUM** mit bundesweiten Informationen zur Arbeitslehre und verwandten Unterrichtsfächern.

Als **Mitgliedsbeitrag** sind **€40,00** pro Jahr (Studenten/innen: **€15,00**) festgesetzt. Der Mitgliedsbeitrag ist steuerlich absetzbar.

Bitte werben Sie neue Mitglieder. Ein Beitrittsformular finden Sie im Sonderteil in der Mitte des Heftes. Bei der Geschäftsführerin

Dr. Simone Knab, TU Berlin, Fakultät I, Inst. f. Berufliche Bildung und Arbeitslehre, Sekr. FR 0-1; Franklinstr. 28-29; E-Mail: sknab@arbeitslehre.de sind weitere Beitrittsformulare erhältlich.

³ Arne Eggebrecht u.a.: Geschichte der Arbeit. Frankfurt a. M., Wien. 1981. S.16

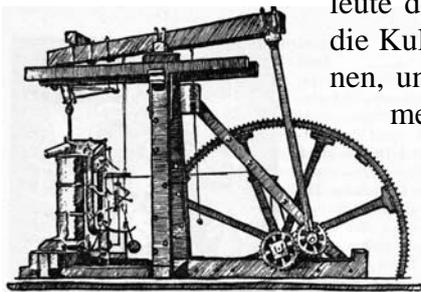
Arbeit verändert sich

Die Familiengeschichten und Lebensbedingungen des Bürgertums sind in vielen literarischen Formen seit dem 19. Jahrhundert behandelt worden - aber nur mit wenigen Ausnahmen hat Sozialkritisches, das sich mit dem Leben der Werktätigen beschäftigt, Eingang in die Literatur und bildende Kunst gefunden. August Kühn, der mit seiner Familienchronik „Zeit zum Aufstehen“ vier Generationen Arbeiterleben seiner eigenen Familie nachspürt⁴, beklagt die mangelnde Tradition, den Verlust der Erfahrungen vorhergehender Generationen: „Schade, dass jede Generation dieser Arbeiterfamilien ihre eigenen, schmerzlichen Erfahrungen machen musste. Muß? weil so wenig weitergegeben wird, weil die Väter und Mütter abends zu müde sind, um mit den Kindern über das zu sprechen, was die Lehrer in der Schule nicht wissen können.“⁵ Es gibt sicherlich weitere Erklärungen dafür, dass die Erinnerung an die Kämpfe für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen, für eine freie politische Betätigung für alle verblasst sind - die Inbeschlagnahme der Traditionen der Arbeiterbewegung durch die kommunistischen Parteien, die Verfolgung während der NS-Zeit, das soziale Netz, das in der Bundesrepublik immer dichter geknüpft worden ist - es ist symptomatisch, dass es heutzutage kaum gelingt, junge Lehrerinnen und Lehrer davon zu überzeugen, Mitglied in einer Gewerkschaft zu werden, aber ebenso symptomatisch ist die hohe Zahl von Lehrerinnen und Lehrern, die ein wesentliches Mittel der erkämpften Mitbestimmung, nämlich die Wahl der Personalvertretung, nicht nutzen. In einem Fach, das die Bezeichnung „Arbeit“ in sich trägt, steht es wohl an, sich daran zu erinnern, wie schwierig der Weg der Arbeiterschaft gewesen ist, sich einen mehr oder minder gerechten Anteil am Bruttosozialprodukt und die Teilhabe am politischen Leben zu erkämpfen.

1. Entstehung des Proletariats als Auswirkung der Industrialisierung

1.1. James Watt und die Dampfmaschine

1769 erhält James Watt vom englischen König ein Patent für die erste brauchbare Dampfmaschine. Zusammen mit Matthew Boulton aus Birmingham entwickelt er die Maschine weiter. Boulton kann 1785 seinem König berichten: „Ich habe in meiner Maschinenfabrik nicht nur das, was die ganze Welt wünscht, sondern ich habe in der Dampfmaschine das, was die Werk-



leute der Welt befreien wird. Mit der Kraft des Dampfes wird für die Kultur mehr getan werden, als alle Zeiten bisher haben tun können, und die Dampfmaschine wird mehr als alles andere die kommenden Jahre bestimmen.“⁶ Als Watt 1819 starb, liefen in Eng-

land und Schottland allein schon mehr als 10 000 Dampfmaschinen, „die man jetzt nicht mehr schwarze Feuerengel nannte, sondern ‚eiserne Engel‘. Sie ersetzten, so hatte man ausgerechnet, die Arbeit von 500 000 Pferden oder 3 - 4 Millionen Menschen, die sonst Pumpwerke, Göpelräder, Arbeitsmaschinen usw. hätten treiben müssen, und ersparten dem Land dabei jährlich 300 bis 400 Millionen Franken.“⁷

Arbeitsmaschinen usw. hätten treiben müssen, und ersparten dem Land dabei jährlich 300 bis 400 Millionen Franken.“⁷

Mit diesen beiden Zitaten ist die Auswirkung der Dampfmaschine auf die Veränderung von Arbeit umrissen. Bis zum Beginn der Industrialisierung waren die vorherrschenden Produkti-

⁴ August Kühn: Zeit zum Aufstehen. Eine Familienchronik. Fischer Taschenbuch Verlag. 1975

⁵ ebenda, S. 11

⁶ zitiert nach Ebeling: Die Reise in die Vergangenheit. Band IV. Westermann. 1968. S. 42

⁷ ebenda, S. 43

onsbedingungen durch die Handarbeit in der Landwirtschaft, dem Handwerk und Transportwesen bestimmt, wobei in allen diesen Bereichen kleinteilige Wirtschaftseinheiten vorherrschend waren. Im Handwerk regelten die Zünfte die Arbeitsbedingungen durch strikte Bestimmungen⁸, im bäuerlichen Betrieb galten die überkommenen gesellschaftlichen Zuordnungen. Es gab zudem keine Wirtschaftsregionen, in denen Menschen dicht gedrängt wohnten, von Städten wie Paris und London abgesehen. Mit der Industrialisierung ändern sich diese Bedingungen: Es entstehen Industriegebiete (Ruhrgebiet, Manchester, Liverpool ...) und Ballungsräume (London), in die die Menschen drängen. Industriebetriebe mit einer großen Zahl von Beschäftigten entstehen. In dieser Zeit beginnt in Europa eine Bevölkerungsexplosion, deren Ursachen nicht vollständig nachvollzogen werden können: Die Dampfmaschine ermöglicht eine Ausweitung der Produktion in allen Bereichen. Die von ihr angetriebenen Pumpen und Aufzüge lassen tiefere Schächte zur Kohleförderung zu. Mit dem von Abraham Darby I⁹ erfundenen Verfahren zur Gusseisenherstellung steigt dessen Produktion, so dass mehr Maschinen gefertigt werden können, die wiederum Textilien und andere Gebrauchsgegenstände in großen Mengen herstellen. Die dampfgetriebenen Pflüge nehmen mehr Ackerland unter Kultur, so dass auch die Lebensmittelproduktion steigt. Lokomobile, Lokomotiven und Dampfschiffe erleichtern und beschleunigen den Güteraustausch.

Insbesondere die Industrie benötigt in diesem Stadium mehr und mehr Fabrikarbeiter. Sie bilden in der klassischen 3-Stände-Gesellschaft (Adel, Geistlichkeit, Bürgertum) einen neuen, den „vierten“ Stand, den der *Proletarier* (lateinisch *proles* = die Nachkommenschaft, ein Hinweis auf die oftmals große Zahl der Kinder in diesen Haushalten).

1.2. Lebensbedingungen der Fabrikarbeiter

Der oben beschriebene Zustand wäre der Ansatz gewesen für ein glückliches Zeitalter, in dem nach Boulton die *Werkleute der Welt* von der schweren körperlichen Arbeit befreit würden, weniger arbeiten müssten und sich die Menschen so auf breiter Front den Errungenschaften der Kultur - lesen, schreiben, Theater, Kunst, Politik ... - und auch der Familie und der Erziehung der Kinder hinwenden könnten. Wir wissen, dass dies nicht geschehen ist, da die neuen Eigentümer der Produktionsgüter in der Regel, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht altruistisch gesinnt waren: Die Menschen mussten genau so lange arbeiten wie zuvor - im Laufe der Zeit noch länger - und produzierten zusammen mit den Maschinen mehr als je zuvor. Diese Erhöhung der Arbeitsproduktivität kam nicht ihnen zu Gute, sondern dem Kapitalgeber, der diesen *Mehrwert* (Marx) als Rendite für das eingesetzte Kapital beanspruchte.

Die neue besitzende Klasse hatte das Minimal-Prinzip verstanden: mit dem geringsten Einsatz den größtmöglichen Effekt erreichen. Dementsprechend schlecht waren die Arbeitsbedingungen in den Fabriken, wie bei Engels¹⁰ nachzulesen ist. Engels beschreibt ebenso die Strafsysteme, mit denen der Lohn der Arbeiter weiter minimiert wurde. Darüber hinaus versuchten die Fabrikherren, auch an dem auszuzahlenden Lohns zu partizipieren: Beim „Trucksystem“ wird ein Teil des Lohns in *tokens* (private Münzen oder Gutscheine) ausgezahlt, die nur im fabrikeigenen Laden galten - und dort waren nach Engels die Waren um die 25 % teurer als außerhalb. Das „Cottagesystem“ verpflichtete die Arbeitnehmer, in den vom Fabrikherrn zu-

⁸ siehe Detmar Grammel: Schackeline, mach dem Mäh ei oder: Die historische Dimension in der Berufsorientierung. In: Arbeitslehre-Forum. Heft 4 - November 2009

⁹ Tipp für eine Englandreise: Besuch im Coalbrookdale mit der ersten gusseisernen Brücke der Welt, dem originalen Hochofen Darbys, dem Freilichtmuseum und den vielen anderen Museen und Transportanlagen aus dem Beginn und der Blütezeit der Industrialisierung. siehe Detmar Grammel: Manchester – Eine technikgeschichtliche Spurensuche Arbeitslehre-Journal Nr. 21 – November 2006

¹⁰ Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845), in: Marx-Engels-Werke. Band 2. Berlin (Ost). 1974. S. 386 ff.

meist in der Nähe der Fabrik errichteten Wohnungen zu leben und den geforderten Mietzins zu zahlen. Nach Engels verdiente ein Arbeiter in den Vierzigerjahren des 19. Jh. in England um die 6 bis 7 Shilling in der Woche, wobei die Wochenmiete für ein Zimmer 3 bis 4 Shilling betrug.

Die Arbeitskräfte wurden somit von der Wohlstandsentwicklung abgekoppelt. Um die Familie ernähren zu können, mussten Frauen und Kinder mitarbeiten, natürlich zu deutlich geringeren Löhnen. Eine der Ikonen für die Kinderarbeit in dieser Zeit ist die Abbildung von Kindern in einem niedrigen Bergwerkstollen, durch den sie die Kohlewagen ziehen.



Charles Dickens hat mit „Oliver Twist“ den Lebensbedingungen der Kinder dieser Zeit ein literarisches Denkmal gesetzt.

Schinkel¹¹ ist auf seiner Reise im Jahr 1826 durch das Vereinigte Königreich von den Fabriken in Manchester aus der Sicht des Architekten begeistert: „Die Fabrikanten haben dort Gebäude, sieben sich acht Etagen hoch und so lang und tief wie das Berliner Schloß. Sie sind ganz feuerfest gewölbt, und ein Wasserkanal befindet sich ihnen zur Seite, ein anderer drinnen“. Allerdings stellt er missbilligend fest: „Man sieht Gebäude stehen, wo vor drei Jahren noch Weiden waren, aber diese Gebäude sehen schon so schwarz aus, als wären sie hundert Jahre im Gebrauch.“¹² Ein Schweizer Fabrikinspektor sieht sich diese Fabriken von innen an und berichtet: „Die Luft mancher Baumwollspinnereien war mit dichtem Staube erfüllt, ein weißer Flaum bedeckte die Maschinen, und der Fußboden war mit einer klebrigen Masse aus Öl, Staub und Unrat aller Art bestehend überzogen. Aus den Abtritten, welche direkt in die Arbeitssäle mündeten, drangen die ekelhaftesten Dünste ein. In mechanischen Werkstätten konnte man sich kaum zwischen Maschinen, Werkzeugen, Arbeitsstücken, Vorratsmaterial durchwinden. Dunkelheit herrschte innerhalb der vier schwarzen Wände und zahlreiche Unfälle verdanken diesem Zustand ihre Entstehung.“¹³ Nach Engels¹⁴ berichtete der „Manchester Guardian“ in der Zeit vom 12. Juni bis 3. August 1844 über 6 „ernstliche“ Unfälle, davon 5 tödliche (die leichteren wurden nicht erwähnt). Im Jahr 1843 verzeichnet das Krankenhaus von Manchester 962 Verwundungen, die von Maschinen verursacht worden waren - das sind rund 40 % aller Unfälle, die im Krankenhaus von Manchester im Jahr 1843 behandelt worden waren. Hinzu kommen die Arbeitsunfälle, die von Privatärzten versorgt wurden. Engels stellt fest: „Die Fabrikanten bezahlen bei solchen Unglücken, sie mögen arbeitsunfähig machen oder nicht, höchstens den Arzt und, wenn es hoch kommt, den Lohn während der Dauer der Kur (= der Heilung, D.G.) - wohin der Arbeiter später gerät, wenn er nicht arbeiten kann, ist ihnen gleichgültig.“

Die Bevölkerungsexplosion führt bei verbesserter Arbeitsproduktivität zu einem Überangebot von Arbeitskräften. Die Fabrikherren nutzen die Gunst der Stunde: Da Tag für Tag Arbeitssuchende vor den Fabrikatoren stehen (Marx: „Industrielle Reservearmee“), die bereit sind, für den geringsten Lohn tätig zu werden, können die Löhne gekürzt, die Arbeitszeiten

¹¹ siehe Detmar Grammel: Manchester – Eine technikgeschichtliche Spurensuche. In: Arbeitslehre-Journal Nr. 21 – November 2006

¹² Karl Friedrich Schinkel: Reise nach England, Schottland und Paris im Jahre 1826. München. Verlag C.H. Beck. 1986. S. 244

¹³ zitiert nach Limmer: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. München. 1973. S. 13

¹⁴ siehe Anmerkung 5

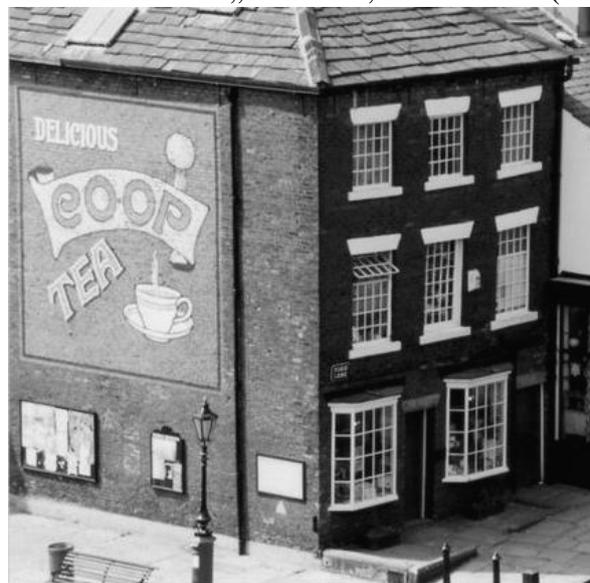
erhöht werden. Tägliche Arbeitszeiten von bis zu 16 Stunden werden die Regel, Urlaub und Rekonvaleszenzzeiten gibt es nicht, bei der Geburt eines Kindes wird die Arbeitsunterbrechung auf das Minimum beschränkt ... Diesem Elend versucht eine Vielzahl der Arbeitenden am einzigen freien Tag, dem Sonntag, durch das Trinken von Alkohol zu entfliehen. Trunksucht, Mord, Diebstahl, Prostitution greifen um sich. Das englische Parlament - ein Parlament der Besitzenden - versucht nicht, die Ursachen für diese Entwicklung zu beseitigen, dafür erlaubt ein Gesetz den Ausschank von Alkohol nur an wenigen Stunden an Werktagen und an Sonntagen gar nicht - zum Schutze der Arbeiter, heißt es. Englandreisende wissen, dass dieses Gesetz bis zum Ende der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts Gültigkeit hatte. Ältere unter uns erinnern sich noch an die abendliche Glocke im Pub: „Last order, gentleman“ und „Drinking up time!“

1.3. Selbsthilfe und Widerstand

Nur wenig Widerstand regt sich in der Arbeiterklasse gegen diese Zustände. Aufwiegler werden umgehend entlassen und kommen auf die „schwarze Liste“, die die Fabrikherren untereinander austauschen. 1844 wehren sich die Arbeiter von Rochdale (in der Nähe von Manchester) gegen das Trucksystem, indem sie einen „Konsumverein“ gründen. Am 21. Dezember 1844 eröffnet die „Rochdale Equitable¹⁵ Pioneers' Society“ in der Toad Lane ihren ersten Laden, in dem die wichtigsten Haushaltsgüter zu deutlich günstigeren Preisen angeboten werden.¹⁶ 28 Mitglieder hatten die unvorstellbar hohe Summe von 28 £ zusammengebracht. Da nach dem Einkauf der Waren kein Geld mehr übrig ist, verwehrt die örtliche Gasanstalt die Gaslieferung, so dass die Kerzen, die eigentlich für den Verkauf gedacht waren, als Betriebsmittel verwendet werden müssen.

Dieser Laden ist die Keimzelle der späteren „Gewerkschaftlichen Einkaufsgenossenschaften“ in vielen Ländern - in Deutschland und Österreich bekannt als „Konsum“, im Ausland (und heute auch bei uns) als „coop“ (von cooperative - Genossenschaft). Erst im Jahr 1986 hat der DGB seine Anteile an coop verkauft - damit gingen in Deutschland fast rund 150 Jahre Geschichte der Selbsthilfe der Arbeiterschaft zu Ende¹⁷. In Großbritannien ist co-op noch in Gewerkschaftshand und ein aufrechtes Gewerkschaftsmitglied lässt sich selbstverständlich von einem co-op-Beerdigungsinstitut unter die Erde bringen.

Ab 1811 breitet sich in England eine Bewegung unter den Textilarbeitern aus, die sich gegen die Verschlechterung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen wehren. Ihre Gegner sind nicht die Fabrikherren, es sind die Maschinen, die sie gezielt zerstören. Ihre Wut richtet sich auch gegen Richter, die



¹⁵ equitable = angemessen, gerecht, gleich, fair ...

¹⁶ 1931 wurde der Laden in ein bis heute bestehendes Museum umgewandelt: Rochdale Pioneers Museum, 31 Toad Lane, Rochdale OL12 0NU. Das Museum ist von Dienstag bis Donnerstag jeweils von 10:00 bis 16:00 h geöffnet.

¹⁷ Ebenso verschwinden in dieser Zeit weitere Selbsthilfeeinrichtungen der Arbeiterschaft - die „Neue Heimat“, die „Volksfürsorge“, die „Bank für Gemeinwirtschaft“ bzw. werden aus dem gewerkschaftlichen Besitz ausgegliedert, wie z.B. die „Büchergilde Gutenberg“, der „Autoclub Europa (ACE)“.

sich auf die Seite der Besitzenden stellen, und gegen Kaufleute, denen sie vorwerfen, sich an dem geringen Lohn der Arbeitenden zu bereichern. Diese Bewegung wird nach Ned Ludd *Luddism* (Ludismus) genannt, ihre Anhänger Ludditen. Clair Hayden Bell gibt eine interessante Erklärung, wie die Bewegung zu ihrem Namen gekommen sei: Ned Ludd sei in Weber in einem Dorf in Leicestershire gewesen, der wegen seiner geistigen Beschränktheit zum Gespött der Dorfjugend geworden war. Eines Tages verfolgte er seine Peiniger in ein Haus. Als er sie nicht fangen konnte, schlug er vor Wut auf die Strumpfwirkmaschinen ein und zerstörte sie. Später wurde es zur geflügelten Redensart der Aufständischen, wenn Maschinen zerstört worden waren: „Ned Ludd war’s!“¹⁸ *General Ludd* als Anführer der Maschinenstürmer hat es also wohl nie gegeben.

In der Folge kommt es zu regelrechten Schlachten zwischen dem Militär und den Luddisten. 1816 erklärt das Parlament Maschinenstürmerei für ein Kapitalverbrechen, das mit dem Tod bestraft wird - die Besitzenden verteidigen ihren Besitz. Dennoch kommt es immer wieder zu Zwischenfällen. 1829 berichtet ein Augenzeuge aus Rochdale: „Zu Rochdale ... brachen die Weber in die Fabriken ein und zerstörten die Webstühle und andere Maschinen. 15 Aufrührer wurden gefangen genommen, und als ein Versuch gemacht wurde, sie zu befreien, gab das Militär Feuer und tötete 6 Personen. Der Schreiber dieser Zeilen war bei der Niederbrennung einer der Fabriken von Manchester zugegen. Das brennende Gebäude war von Tausenden aufgeregter Menschen umgeben, deren Gesichter, von den aufsteigenden Flammen gerötet, einen grimmigen Freude ausdrückten ... Und als die Flammen schließlich das Dach durchbrachen und prasselnd zum Himmel stiegen, tanzte die rasende Menge vor Wonne, jauchzte und klatschte die Hände, wie in unbändiger Dankbarkeit für einen errungen großen Sieg.“¹⁹

In der Zeit vom 4. bis 6. Juni 1844 kommt es erstmals in Preußen zu einer solchen Aktion - nicht verwunderlich, da hier zu dieser Zeit erst rund 5 bis 10 % aller Arbeitenden Fabrikarbeiter sind. Die deutschen Staaten sind zu dieser Zeit noch weitgehend agrarisch und im Bereich der Produktion durch kleine Manufakturen und das Handwerk gekennzeichnet. Textilien werden - im Gegensatz zu England, teilweise auch schon in Belgien und Frankreich - noch weitgehend von Heimarbeitern hergestellt. Bei dem „Verlagssystem“ stellt der Großhändler die Materialien, deren Wert dann vom Arbeitslohn abgezogen wird. Wie in den englischen Fabriken werden nach einem für die Weber nicht nachzuvollziehendem System für tatsächliche oder angebliche Webfehler Lohnabzüge festgesetzt. Zudem verringert sich auf Grund des enormen Wettbewerbsdrucks insbesondere durch die englischen Textilien der Lohn der Weber dramatisch. Im schlesischen Peterswaldau treibt die existenzielle Not die Weber auf die Straße, vor das Haus der Stoffgroßhändler (Verleger) Zwanziger und sie singen das folgende Lied:

„Hier im Ort ist ein Gericht
viel schlimmer als die Vehme²⁰
wo man nicht erst ein Urteil spricht
das Leben schenn zu nehmen
Hier wird der Mensch langsam gequält
hier ist die Folterkammer

¹⁸ Clair Hayden Bell: Toller's „Die Maschinenstürmer“ in: Monatshefte für den deutschen Unterricht. 1938. S. 59 ff. Hrsg.: University of Wisconsin Press. Die entsprechende Textstelle ist unter <http://www.jstor.org/pss/30169468> zu finden.

¹⁹ Ebeling, S. 47

²⁰ alt für Feme

hier werden Seufzer viel gezählt
als Zeuge von dem Jammer

Hier Herren Zwanziger die Henker sind
die Diener ihre Schergen
davon ein jeder tapfer schindt
anstatt was zu verbergen
Ihr Schurken all, ihr Satansbrut
ihr höllischen Dämone
ihr freßt den Armen Hab und Gut
und Fluch wird Euch zum Lohne

Ihr seyd die Quelle aller Noth, die hier den Armen drücket
Ihr seyd´s, die ihm das trockene Brot noch vor dem Mund wegrücket
Kömmt nun ein armer Weber an, die Arbeit wird besehen
findt sich der kleinste Fehler dran, so ist´s um Euch geschehen
...“

Dem Treiben setzt das preußische Militär ein rasches Ende. In der Folge beschäftigen sich die unterschiedlichsten Künstler - wie einst Lord Byron, MP und Dichter, mit den Luddisten - mit dem Weberaufstand, den Heinrich Heine, Gerhard Hauptmann und Käthe Kollwitz in den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang rücken:

Heinrich Heine
Die schlesischen Weber

Im düstern Auge keine Träne
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch -
Wir weben, wir weben!
...

2. Die Arbeiterfrage oder die Soziale Frage

Die harte, lange Arbeit, die geringe Entlohnung, die Kinderarbeit, die unwürdigen Arbeits- und Wohnbedingungen, die mangelnde Bildung, der schlechte Gesundheitszustand, die insgesamt elenden Lebensbedingungen mit den Folgeerscheinungen wie Prostitution, Diebstahl, Raub und Mord ließen nicht alle Menschen in den oberen Schichten unberührt. In der Mitte des 19. Jahrhunderts sind unterschiedliche Versuche festzustellen, die Arbeiterfrage zu lösen

2.1. Lösungsansätze aus dem kirchlichen Bereich

2.1.1. Adolf Kolping und die Katholischen Handwerksgesellenvereine



Adolf Kolping wurde 1814 in Kerpen in ärmlichen Familienverhältnissen geboren, so dass ihm eine höhere Bildung verwehrt war. Er lernte das Schuhmacherhandwerk und entschloss sich nach 10jähriger Berufstätigkeit im Alter von 23 das Gymnasium zu besuchen. Schon fünf Jahre später beginnt er mit dem Studium der Theologie in Bonn. An seiner ersten Stelle in Elberfeld kommt er in Kontakt mit dem schon bestehenden katholischen *Jünglingsverein*. In der Sorge für die Jungarbeiter findet er seine Erfüllung. „Dem Lehrling spricht niemand Mut und Trost ein, wenn die eigene Familie ihn nicht zuzeiten unter ihre wärmenden Flügel nimmt, geringen, oft fehlenden Schutz

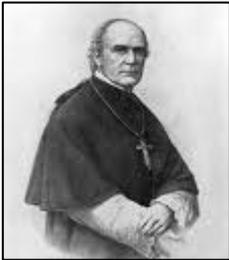
findet er gegen die Quälereien und Verführungen seiner Umgebung, freundliche Liebe bleibt ihm fern, da kältet das Herz. Gehetzt von Meister und Gesellen, kann er sich der Ausübung seiner Religion nicht mehr mit Andacht hingeben, er wird ihrer nicht mehr froh, und deshalb wird sie ihm gleichgültig. Der Geselle ist in den Feierstunden geradezu auf die Straße gewiesen oder ins Wirtshaus; denn zu Hause, beim Meister, ist kein rechter Verbleib. Er ist ein freier Mensch, aber auch so frei, daß die Freiheit zu Zeiten eine Last wird. Doch kümmert sich niemand mit wahrer Liebe um ihn.“²¹, stellt er 1848 in dem Text „Der Gesellenverein“ fest. Hilfe zur Selbsthilfe, sozialer Wandel durch Veränderung des Menschen, so wird sein Ansatz später charakterisiert. Kolping setzt also nicht bei der Veränderung des Systems an, sondern er versucht, quasi „von unten“ einen Wandel zu bewirken: Wer ein fachlich guter Arbeiter ist, der entwickelt auch ein Selbstwertgefühl. Wer sich bildet, kann in Diskussionen Standpunkte vertreten. Wer ein guter Familienvater ist, der legt den Grundstein für eine Veränderung der Gesellschaft.

1849 wechselt er als Domvikar nach Köln. Hier sammelt er weitere Gesellen um sich und gründet am 6. Mai 1849 den ersten Katholischen Gesellenverein, den Vorgänger der heutigen Kolpingsfamilie.

Das Programm Adolph Kolpings lässt sich so formulieren:

- Sei ein überzeugter Christ.
- Leiste Tüchtiges in deinem Beruf.
- Werde ein guter Familienvater.
- Sei ein guter und ehrenwerter Staatsbürger.

2.1.2. Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler



Kettelers Weg verläuft deutlich gradliniger. 1811 in Münster geboren, besteht er 1828 das Abitur am Jesuiteninternat in Brig (Schweiz). Das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften führt ihn folgerichtig in den preußischen Staatsdienst, aus dem aus Protest gegen Bismarcks Politik gegenüber der katholischen Kirche ausscheidet. Ab 1841 studiert er Theologie, 1844 wird er zum Priester geweiht und schon 1849 wird er zum Probst der St. Hedwigskirche in Berlin berufen. Nach nur 8 Monaten wird er am 25. Juli 1850 zum Bischof von Mainz geweiht: Mit 39 Jahren ist er jüngster Bischof in Deutschland. Trotz seiner Herkunft beschäftigt ihn die Soziale Frage. Sein Thema sind die wachsenden sozialen Missstände, die Not der Arbeiter und die Härte und das Unverständnis der Besitzenden. 1848 setzt er sich mit diesem Komplex in 6 Adventspredigten auseinander. Der folgende Text ist der Predigt vom 3. Dezember 1848 entnommen:

„ [...] Um die sozialen Übel zu heilen, genügt es nicht, dass wir einige Arme mehr speisen und kleiden und dem Armenvorstande einige Taler Geld mehr durch unsere Dienstboten zusenden, das ist nur der aller kleinste Teil unserer Aufgabe, sondern wir müssen eine ungeheuere Kluft in Gesellschaft, einen tief eingewurzelten Hass zwischen Reichen und Armen ausgleichen, wir müssen eine tiefe sittliche Versunkenheit bei einem zahlreichen Teile unserer armen Mitbrüder, die allen Glauben, alle Hoffnung, alle Liebe zu Gott und den Nebenmenschen verloren haben, wieder heilen; wir müssen die geistige Armut der leiblich Armen wieder heben. Gerade wie bei dem Rei-

²¹ zitiert nach: <http://www.kolping.de/grundinfos/gesellenverein.html>

chen, so ruht auch bei dem Armen die Quelle der sozialen Übel in der Gesinnung. Wie die Habgier, die Genussucht, die Selbstsucht die Reichen von den Armen abgewendet hat, so hat Habgier, Genussucht und Selbstsucht, in Verbindung mit äußerer großer Not, den Hass der Armen gegen die Reichen hervorgerufen. Statt in wahren Ursachen und vielfach in dem eigenen Verschulden die Quellen der Not aufzusuchen, sehen sie nur in dem Reichen die alleinige Ursache ihres Elendes. ... Gute Lehren und Ermahnungen helfen hier ebenso wenig wie einzelne Hilfeleistungen. Diese werden angenommen und verzehrt mit den Gedanken, dass ihnen noch weit mehr, ja alles gebühre. Hier wird eine neue Kraft erfordert zur Heilung der Gesinnung, die Kraft des Lebens und der Liebe. Die Armen müssen erst wieder fühlen, dass es eine Liebe gibt, die ihrer gedenkt, ehe sie der Lehre der Liebe Glauben schenken. Dazu müssen wir die Armen und die Armut aufsuchen bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel, ihre Verhältnisse, die Quellen ihrer Armut erforschen, ihre Leiden, ihre Tränen mit ihnen teilen, keine Verworfenheit, kein Elend darf unsere Schritte hemmen, wir müssen es ertragen können, verkannt, zurückgestoßen, mit Undank belohnt zu werden, wir müssen uns immer wieder durch Liebe aufdrängen, bis wir die Eisdecke, unter der das Herz des Armen oft vergraben, aufgetaut und in Liebe überwunden haben.
[...]“²²

Zumindest bei dieser Predigt wird nicht ganz deutlich, ob denn die Reichen nicht auch etwas tun müssten, um die entstandene Kluft wieder zu schließen, auch wenn er ausdrücklich deren „Habgier, die Genussucht, die Selbstsucht“ geißelt. Trotz aller Hinwendung Kettelers zur Sozialen Frage bleibt doch deutlich, dass er Teil der gesellschaftlichen Schicht der Besitzenden ist, denn offensichtlich sind doch die „Armen“ an ihrem Los selbst schuld: „Statt in wahren Ursachen und *vielfach in dem eigenen Verschulden die Quellen der Not* aufzusuchen, sehen sie nur in dem Reichen die alleinige Ursache ihres Elendes.“ Die Hilfe zur Veränderung dieser Einstellung („Gesinnung“) kann nach Kettelers Auffassung allein durch die gelebte Religion, nicht durch Gesetze und Verordnungen, geleistet werden. Ebenso spricht er sich gegen direkte Hilfen aus, da durch sie nur die Anspruchshaltung der Armen verstärkt werde - eine Argumentation, die sich auch heute noch in der Hartz-IV-Debatte finden lässt.

2.1.3. William Booth und die Heilsarmee

Im Gegensatz zu dieser Haltung verbindet William Booth, Pfarrer in London, die christliche Erweckung und Bekehrung mit sozialer Arbeit und praktischer Hilfe. 1865 gründet er die Heilsarmee - noch heute versorgt sie Bedürftige mit Nahrung und mit Räumen zum Aufwärmen, so dass der Besuch von Gastwirtschaften nicht nötig ist und so gegen die Trunksucht angegangen werden kann.

2.1.4. Der kirchliche Standpunkt

Armut wurde von den Vertretern der christlichen Kirchen noch nicht als Problem gesellschaftlicher Strukturen erkannt, sondern eher als schuldhaftes Versagen des Einzelnen begriffen. Das Ideal des besitzlosen Jesus wurde nicht selten missbraucht, um die Armen in ihrem Elend ruhig zu stellen. Aus dieser Haltung heraus haben die Kirchen allerdings eine hervorragende Sozialarbeit in die Wege geleitet, die bis in unsere Zeit ein fester, nicht mehr wegzudenkender Teil unserer sozialen Versorgung geworden ist. Da die handelnden Personen aus dem kirchlichen Bereich nicht den Zusammenhang zwischen industrieller Produktion und

²² zitiert nach: http://www.kfh-mainz.de/downloads_professoren/muellergeib/Ketteler-Reden48.pdf

Verelendung sahen, konnten sie keine Theorien und Forderungen formulieren, um diese Tendenz an der Wurzel zu bekämpfen.

2.2. gesellschaftspolitische Ansätze

2.2.1 Bettina von Arnim

Auch das bürgerlichen Lager nimmt die Arbeiterfrage zur Kenntnis - in Preußen vertreten durch Bettina von Arnim, die am 4. April 1785 als Tochter des Kaufmanns Peter Anton Brentano und der Maximiliane Brentano in Frankfurt am Main geboren worden war. 1811 heiratete sie den Freund ihres Bruders, Achim von Arnim, mit dem sie sieben Kinder hatte. Sie pflegte Umgang mit allen wichtigen Persönlichkeiten ihrer Zeit, wie zum Beispiel Wilhelm Freiherr von Humboldt und den Gebrüdern Grimm, Johann Wolfgang von Goethe und vielen anderen. Trotz dieses Hintergrundes nahm sie Partei für die Unglücklichen, die nach den Stein-Hardenberg'schen Reformen auch nach Berlin strömten, in der Hoffnung, hier Arbeit in den Fabriken zu finden²³. Im Bereich des heutigen Kottbusser Tors befand sich in den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts eine Art Slum, in dem diese Leute in selbstgebauten Hütten vegetierten. Auf Grund der Zensurbestimmungen hätte ein Buch, das sich kritisch mit den Lebensbedingungen der Armen befasste, nicht erscheinen können. So griff Bettina von Arnim zu einer List: Sie widmete ihre Abhandlungen, ein fiktives Gespräch zwischen Goethes Mutter und der Königin Louise, dem König: „Dies Buch gehört dem König“ erschien 1843. Mit ihm lenkte sie die Aufmerksamkeit der „gebildeten Kreise“ Preußens erstmals auf das soziale Problem. Ähnlich wie Engels sammelt sie aus allen deutschen Landen Berichte über die Verelendung der Massen für das Projekt „Armenbuch“, das aber wegen der besonderen politischen Situation in Preußen nach dem schlesischen Weberaufstand von ihr nicht weiter verfolgt und veröffentlicht wird. Bettina Arnims Einmischung ist durchaus als politische Einflussnahme auf den König zu werten. Sie starb 1859 in Berlin. Ihr Grab befindet sich auf dem Familienfriedhof beim Schloss Wiepersdorf.



3. Die politischen Rechte der Arbeiterklasse

3.1. Koalitionsverbot

Die Arbeiter waren politisch weitgehend rechtlos. Der Zusammenschluss zur Arbeitervereinigungen war in Preußen 1845 durch die Allgemeine Gewerbeordnung untersagt worden: Es gab kein „Koalitionsrecht“ für sie. Nach einer kurzen freiheitlichen Periode während und nach der Revolution von 1848/49 wurden Arbeiterkoalitionen wieder verboten und verfolgt. Erst 1861 wurde das Koalitionsrecht in Sachsen und 1869 in den Staaten des Norddeutschen Bundes (Bund aus 22 deutschen Staaten nördlich der Mainlinie unter der Führung Preußens) gewährt. Während der Zeit des Sozialistengesetzes war es wieder aufgehoben. In England war das Koalitionsverbot schon 1824/25 aufgehoben worden.

Für das Gesinde (Knechte, Mägde, Erntearbeiter, Hausmädchen, land- und forstwirtschaftliche Tagelöhner ...) galt die 1854 erlassene und bis 1918 gültige Gesindeordnung, die jeden Zusammenschluss zu Gewerkschaften oder gewerkschaftsähnlichen Vereinen mit Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr bedrohte.

²³ Mit den Stein-Hardenberg'schen Reformen endete in Preußen die Leibeigenschaft der Landbevölkerung, allerdings auch gleichzeitig die Verpflichtung des Grundherrn, für seine Leibeigenen zu sorgen.

3.2. Drei-Klassen-Wahlrecht

Preußen, der größte deutsche Teilstaat, hatte von 1849 bis 1918 das Drei-Klassen-Wahlrecht. Maßstab für die Einstufung der Wahlberechtigten war die Höhe der direkten Steuerleistung. Jede der drei Klassen stellte ein Drittel aller Wahlmänner der Gemeinde. Die Wahlmänner wählten wiederum dann die Parteien. Die wenigen Höchstbesteuerten wählten deshalb genauso viele Wahlmänner wie die größere Zahl der mittleren Schichten und die Masse der gering besteuerten, weil gering verdienenden, Arbeiter.

1908 erhielt die Konservative Partei bei 354 000 Urwählerstimmen 152 Mandate, die Sozialdemokratische Partei durch 598 000 Stimmen nur 7 Mandate im Preußischen Landtag. Voraussetzung für das Wahlrecht war das Heimat- und Bürgerrecht. Beides konnte man käuflich erwerben und kostete, gemessen am durchschnittlichen Verdienst, viel Geld. In manchen Orten schlossen sich die Arbeiter zu Sparvereinen zusammen, um die erforderlichen Gebühren in wöchentlichen kleinen Raten anzusammeln. Das Wahlrecht der Frauen wurde erstmals in der Weimarer Verfassung (1918) festgeschrieben.

4. Die deutsche Arbeiterbewegung

Das Zunftwesen und später das Koalitionsverbot verhinderten in Deutschland bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts den gewerkschaftlichen oder politischen Zusammenschluss der „abhängig Beschäftigten“ (Lohnarbeiter). Schon die Handwerksgesellen hatten seit dem Mittelalter „Gesellschaften“ oder auch „Bruderschaften“ gegründet, die jedoch hauptsächlich der Unterstützung in Not geratener Mitglieder, aber auch der *Geselligkeit* dienten.

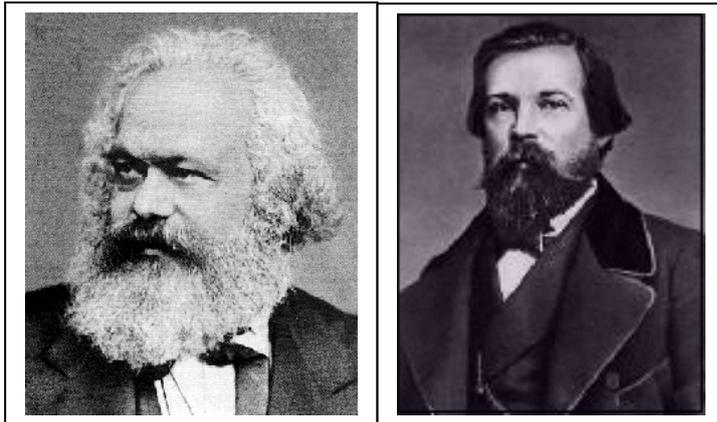
Im 19. Jahrhundert ist der „wandernde Handwerksgehilfe“ noch weit verbreitet. Deutsche Handwerksgehilfen gibt es in der Schweiz, in Frankreich, in England und im übrigen Europa. Sie schließen sich im Ausland, wo das Koalitionsverbot nicht mehr gilt, zu Gesellenvereinen zusammen, in denen die politische Diskussion eine wichtige Rolle spielt. So können sich neue Ideen trotz der Zensur in den deutschen Staaten verbreiten.

Träger dieser neuen Ideen sind gelernte Arbeitskräfte aus handwerklichen Kleinbetrieben und aus Fabriken, also Handwerksgehilfen und qualifizierte Fabrikarbeiter, die kein „proletarisches Klassenkampfbewusstsein“ im Sinne von Marx haben. Sie sehen sich vielmehr abgehoben vom „Proletariat“, den ungelernten Arbeitern, den Handlangern und Tagelöhnern und schließlich vom „Lumpenproletariat“, dem völlig verelendeten und oftmals der kleinkriminellen Welt zuzuordnenden Bodensatz der Lohnabhängigen.

In den dreißiger Jahren entstehen in den deutschen Staaten erste Unterstützungs- und Bildungsvereine. Nicht die Masse der Fabrikarbeiter ist es, sondern wegen des offensichtlichen Bildungsgefälles sind es die Gesellen aus Handwerksberufen, die erstmals Vereine gründen, die gewerkschaftliche Forderungen aufstellen, so zum Beispiel 1840 die Leipziger Buchdrucker.

4.1.1. Karl Marx und Friedrich Engels

Marx und Engels hatten sich 1844 kennengelernt. Von 1845 bis 1848 lebten sie gemeinsam in Brüssel. 1847 traten sie dem „Bund der Gerechten“ bei, der sich im gleichen Jahr in „Bund der Kommunisten“ umbenannte. Dieser „Bund der Gerechten“ existierte schon in den dreißiger Jahren. Es war ein Zusammenschluss von mehr oder minder utopischen Sozialisten, die an Theorien zur Lösung der Arbeiterfrage, zur Überwindung des krassen Gegensatzes von Besitzenden und Nichtbesitzenden, arbeiteten.



Schon 1839 war in einer Programmschrift des Bundes der Plan einer kommunistischen Gütergemeinschaft dargelegt worden: eine vollkommene Wirtschaftsordnung, die, nachdem der Staat überwunden sei, zu einer vollkommenen Gesellschaft der ganzen Menschheit führen würde. Wesentliches Merkmal dieser Ordnung wäre die Abschaffung des Geldes, Aufhebung nationaler Grenzen, Verbrüderung aller

Menschen.

1847 erhält Marx von den Mitgliedern des Bundes den Auftrag, ein „Kommunistisches Glaubensbekenntnis“ auszuarbeiten. Engels ist daran beteiligt. Das „Kommunistische Manifest“ wird im Februar 1848 in London, dem Sitz des Bundes, veröffentlicht. Es beginnt mit dem berühmt gewordenen Satz „Ein Gespenst geht um in Europa, es ist das Gespenst des Kommunismus ...“ Marx sieht die geschichtliche Entwicklung als eine Folge von Klassenkämpfen: So standen im Slavenhalterstaat der Antike die Unfreien gegen die Freien, im Mittelalter die abhängigen Bauern gegen ihre Grundherren, die in ihren Rechten beschränkten Bürgern gegen den alleinherrschenden Landesfürsten, bis schließlich durch die Französische Revolution die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft entsteht, in der sich – nach Marx – die Gesellschaft in zwei große feindliche Lager spaltet, „... in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.“²⁴ Die Fabrikarbeiter, das Proletariat, werden durch die Bourgeoisie auf ihre Arbeitskraft, die sie verkaufen müssen, reduziert: Der Proletariar ist ein „erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes ... Wesen“. Seine Arbeitskraft wird von den Kapitalisten ausgebeutet. An dem „Mehrwert“ den die Proletarier schaffen, werden diese nicht beteiligt.

Wie können diese Verhältnisse verändert werden? Nur wenn sich das Proletariat selbst beseitigt, kann sich der Mensch selbst verwirklichen: „Das Proletariat ... ist gezwungen, sich selbst und damit seinen bedingenden Gegensatz, ... das Privateigentum, aufzuheben.“²⁵ Da dies die Besitzenden jedoch nicht zulassen werden, kann die Abschaffung des Privateigentums nur auf dem Wege des Klassenkampfes, der Revolution, der gewaltsamen Veränderung des Staates, geschehen. Nach Marx gibt es für das Proletariat keinen anderen Ausweg, denn „das Proletariat kann nichts verlieren außer seinen Ketten.“²⁶ Wie schon die utopistischen Sozialisten geht er davon aus, dass dieser Klassenkampf nicht auf einen Nationalstaat zu beschränken, sondern global zu führen sei: „Proletariat aller Länder, vereinigt euch“ ist die Losung kommunistischer Parteien bis heute und heutige Globalisierungsgegner verwenden wieder den alten Schlachtruf „Hoch die internationale Solidarität“.

Marx und Engels sind Zeit ihres Lebens die Theoretiker der Arbeiterbewegung geblieben. An der praktischen Arbeit in Gesellenvereinen, Gewerkschaften und politischen Parteien nehmen sie keinen Anteil. Ihre These, eine gesellschaftliche Veränderung sei nur durch den Klassenkampf zu erreichen, führt in dieser frühen Phase der Arbeiterbewegung zu dem Dilemma der

²⁴ Karl Marx, Friedrich Engels: Das kommunistische Manifest. Zitiert nach:

<http://www.marxists.org/deutsch/archiv/marx-engels/1848/manifest/1-bourprol.htm>

²⁵ zitiert nach: <http://www.marxists.org/deutsch/archiv/marx-engels/1848/manifest/1-bourprol.htm>

²⁶ ebenda

Spaltung, die bis in unsere Zeit reicht: Marx und Engels stehen die Praktiker der Arbeiterbewegung gegenüber, deren Ziel eine politische Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen ist.

4.1.2. Vergleich der Analysen der gesellschaftlichen Bedingungen

	kirchlicher Standpunkt	Marx/Engels
bestehende Gesellschaftsordnung	ist grundsätzlich gut und nicht in Frage zu stellen	Gesellschaft ist geprägt durch den Klassengegensatz und wird sich überleben
Industrialisierung	hat einzelne Entartungen hervorgebracht, die es zu bekämpfen gilt	hat eine Veränderung der gesamten Gesellschaft gebracht, die nicht mehr umkehrbar ist
Ursachen des Elends	Entchristlichung der Welt	kapitalistische Produktionsmethode, Ausbeutung des Proletariats
Maßnahmen	Innere Mission, Prinzip der „rettenden Liebe“	Klassenkampf, Verstaatlichung von Privateigentum
Ziel	Wiederherstellung der alten, gottesgewollten Ordnung	Revolution, klassenlose Gesellschaft

4.2.1. Stephan Born und die Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung (1848)

Handwerksgesellen, die zum 1848 stattfindenden Handwerkerkongress nicht zugelassen werden, gründen im August in Berlin den ersten ernst zu nehmenden Verein, der die Interessen der abhängig Beschäftigten vertreten will, die „Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung“ unter Stephan Born, einem wandernden Buchdruckergesellen. (Er wird später Journalist und Professor in Basel.) Die ersten gewerkschaftlichen Forderungen werden aufgestellt:

- Bestimmung des Mindestlohns durch eine von Arbeitnehmern und Arbeitgebern zusammengesetzte Kommission
- Zusammenschluss der Arbeiter zur Sicherung der vereinbarten Lohnsätze
- staatliche Arbeitslosenunterstützung
- Organisation der Arbeitsvermittlung durch lokale Gewerkschaftsverbände



Durch das Scheitern der Revolution von 1848 und der Rücknahme aller in diesem Jahr erkämpften Freiheiten kann die *Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung* diese Forderungen nicht umsetzen. Aber etwas Wichtiges geschieht in dieser Zeit: Die Handwerksgesellen, die Meister und Fabrikarbeiter, die sich noch vor nicht all zu langer Zeit gegenüber dem *Proletariat* abgesetzt hatten, nennen sich jetzt *Arbeiter* und sehen sich als *Arbeiterklasse*. Nur ge-

meinsam („Einer für alle und alle für einen muss unser Wahlspruch werden.“) können politische und soziale Forderungen durchgesetzt werden. 1854 wird die *Arbeiterverbrüderung* durch Bundesgesetz wieder verboten.

4.2.2. Arbeiterbildungsvereine

Nicht unter das Koalitionsverbot fallen unpolitische und kirchliche Vereine, so zum Beispiel die Katholischen Gesellenvereine, die unter Kolping gegründet worden waren. Als Notlösung für die verbotene *Arbeiterverbrüderung* bieten sich Arbeiterbildungsvereine an, in denen der Raum für die Weiterbildung geschaffen wird: Lesesäle, Bibliotheken, Diskussion neuer wirtschaftlicher und naturwissenschaftlicher Theorien – politische Diskussionen werden hier sicherlich auch geführt, dürfen jedoch nicht an das Ohr der Obrigkeit gelangen. 1861 wird das Koalitionsverbot in Sachsen aufgehoben, 1869 im Norddeutschen Bund. 1861 wird in Leipzig der „Gewerbliche Bildungsverein“ gegründet.

4.2.3.1. Erste Arbeiterpartei: Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein (ADAV)

1862 spaltet sich eine Gruppe von dem Leipziger Bildungsverein auf Grund unterschiedlicher politischer Ansichten ab. Ihr Ziel ist die Bildung eines neuen, zentralen Vereins zur Vertretung der Interessen des Arbeiterstandes. Sie bitten Ferdinand Lassalle um einen Programm-entwurf, dessen wesentlicher Punkt die Forderung nach dem

allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht

ist. Lassalle ist der Auffassung, dass Kranken-, Invaliden- und Hilfskassen nicht *grundsätzlich* etwas an der Lage der arbeitenden Klasse ändern, da nach seinem „Ehernen Lohngesetz“ der Lohn „immer nur auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz ... erforderlich ist.“²⁷ Im Gegensatz zu Marx fordert Lassalle, dass die Arbeiter in erster Linie nach der Eroberung der politischen Macht streben sollten, um dann den Staat zur Überwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu benutzen. Damit beginnt die Zweigleisigkeit in der deutschen Arbeiterbewegung, die bis heute ihre Auswirkungen auch im politischen Bereich hat: Immer gibt es Parteien und Gruppierungen, die entweder von Lassalle oder von Marx beeinflusst sind.



1863 wird in Leipzig unter Lassalle die erste deutsche Arbeiterpartei gegründet, der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV), aus Sicht der Sozialdemokratie der Beginn ihrer Geschichte. In der kurzen Zeit bis zu seinem Tod 1864 wirbt Lassalle vor deutschen Arbeitern unermüdlich für die legale, nicht revolutionäre politische Veränderung und hinterlässt bei ihnen einen tiefen Eindruck. Er wird – erst recht nach seinem Tode – zum Idol der deutschen Arbeiter. Seine Ideen, seine Ziele bestimmen deren politische und soziale Vorstellungswelt:

Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren alle!
Die Bahn, der kühnen, folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!²⁸

²⁷ Ferdinand Lassalle: Offenes Antwortschreiben. 1. März 1863. Zitiert nach:
<http://www.marxistsfr.org/deutsch/referenz/lassalle/1863/03/antwortschreiben.htm>

²⁸ vergl.: <http://www.volksliederarchiv.de/text2559.html>

lautet der Refrain der „Arbeitermarseillaise“, die 1864 für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV) von Jakob Audorf für die Totenfeier Ferdinand Lassalles geschrieben wurde. Die optimistische Stimmung dieser Zeit in der Arbeiterklasse kommt in dem Bundeslied für den ADAV, das Georg Herwegh geschrieben hat, zum Ausdruck:

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
wenn Dein starker Arm es will!

Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Not der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Not!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot!

„Alle Räder werden still, wenn dein starker Arm es will“ wird eines der bekanntesten Schlagworte der deutschen Arbeiterbewegung.

4.2.3.2. Ferdinand Lassalle: Kurzbiographie

Ferdinand Lassalle (Die Schreibweise seines Namens ist unterschiedlich: Lasal, Lassal, Lassalle.) wurde am 11. April 1825 als Sohn eines jüdischen Seidenhändlers und Stadtrats in Breslau geboren. Ab 1843 studierte er Philosophie und Geschichte in Breslau und Berlin. Da er als Jude nicht ordentlicher Professor an einer Universität hätte werden können, wird er freier Journalist und Schriftsteller. Zwei Rechtsstreitigkeiten machen ihn bekannt, bei denen er jeweils die schwächere Partei vertritt. Obwohl er kein Jurist ist, hat er genügend juristische Kenntnisse erworben, so dass er in Verbindung mit seiner guten Redebegabung erfolgreich ist. Der erste Fall ist der des Dichters Heinrich Heine, der zweite der der Gräfin Hatzfeld, deren Interessen er im Scheidungsprozess gegen den habgierigen Gatten vertritt. Die Revolution von 1848 sieht ihn als Redner, der für die demokratischen Rechte eintritt. Wie viele andere



bekannte Zeitgenossen wird er in der Folge wegen Hochverrats verurteilt. Am 23. Mai 1863 wird er Vorsitzender des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“. Im privaten Bereich verlässt ihn sein scharfer Verstand. Er verliebt sich in eine bayrische Diplomantochter, Helene von Dönniges, die allerdings schon mit Janko Racovitz, einem Rumänen, verlobt ist. Obwohl die junge Dame Lassalle abweist, ist die Ehre ihres Verlobten befleckt, so dass er Lassalle zum Duell fordert. Lassalle erhält eine Verwundung im Unterleib, der er drei Tage später am 31. August 1864 in Genf erliegt. Begraben ist er an der Ostmauer auf dem jüdischen Friedhof zu Breslau.

Lassalles Grab auf dem jüdischen Friedhof an der ehemaligen Lohestraße zu Breslau

4.2.4. Erste Gewerkschaft: Allgemeiner Deutscher Arbeiterschaftsverband

1868 wird vom Vorstand des ADAV zu einem Kongress eingeladen, der sich mit der Bildung von Gewerkschaften nach englischem Muster befassen soll. Ihre Hauptaufgabe ist die Organisation und die Unterstützung der Arbeiterschaft bei den mehr und mehr um sich greifenden Streiks, aber auch die Verhandlung mit den Arbeitgebern über die Entlohnung und die Arbeitsbedingungen. Am Ende des Kongresses ist der *Allgemeine Deutsche Arbeiterschaftsverband* gegründet, der von 12 „Arbeitsschaften“ (Einzelgewerkschaften) gebildet wird, die im wesentlichen nach Berufszweigen gegliedert sind.

Mit der Aufhebung des Koalitionsverbotes 1869 im Norddeutschen Bund entstehen weitere Gewerkschaften (z.B. die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, die politisch ungebundene Gewerkschaften anstreben), so dass es auch hier zu einer weiteren Aufsplitterung in der Arbeiterbewegung kommt, wenn sie auch bei den Hauptforderungen weitgehend übereinstimmen:

- Erhöhung des Arbeitslohns
- Verkürzung der täglichen Arbeitszeit (gefordert wird der „Normalarbeitstag“, das ist der 10-Stunden-Tag!)
- Gewährung von Ruhetagen
- Verbot der Kinderarbeit
- Abschaffung der Arbeit von Müttern und jungen Mädchen in den Fabriken
- Abschaffung des Koalitionsverbotes

4.2.5.1. August Bebel und Wilhelm Liebknecht

Nach dem zu frühen Tod Lassalles übernehmen zwei Männer die Führung in der deutschen Arbeiterbewegung: August Bebel und *Wilhelm Liebknecht*²⁹.

4.2.5.1.1. August Bebel: Kurzbiografie



August Bebel wird am 22. Febr. 1840 als Sohn eines preußischen Unteroffiziers in Köln-Deutz geboren. 1846 stirbt sein Vater. Ab 1847 besucht er die Armen- und Bürgerschule in Wetzlar. Neben dem Schulbesuch muss er durch Heimarbeit zum Familienunterhalt beitragen. 1854 stirbt seine Mutter. Im gleichen Jahr beginnt er eine Drechslerlehre. Ab 1858 wandert er als Handwerksgeselle und arbeitet in Süddeutschland und Österreich. 1860 lässt er sich in Leipzig nieder und wird 1861 Mitglied im Gewerblichen Bildungsverein. Er bildet sich in der Folgezeit fort und setzt sich insbesondere mit Lassalles Ideen auseinander. Während sich 1862 eine Gruppe unter Führung von Lassalle vom Bildungsverein abspaltet verbleibt Bebel in diesem Verein, da er im Gegensatz zu Lassalle von der Notwendigkeit einer revolutionären Veränderung überzeugt ist. 1864 wird er selbstständiger Drechslermeister in

Leipzig. 1865 lernt er Wilhelm Liebknecht kennen, mit dem er die frühe Geschichte der SPD prägt. Bebel stirbt am 13. August 1913 im Schweizer Kurort Passugg.

²⁹ nicht zu verwechseln mit seinem Sohn *Karl Liebknecht*, der 1918 zusammen mit Rosa Luxemburg die Kommunistische Partei Deutschlands gründete

4.2.5.1.2. Wilhelm Liebknecht: Kurzbiografie



Wilhelm Liebknecht wird am 29. März 1826 als Sohn eines hessischen Regierungsbeamten in Gießen geboren. Von 1832 bis 1842 besucht er das Gymnasium in Gießen. Nach dem Schulabschluss studiert er Philologie, Theologie und Philosophie in Gießen, Berlin und Marburg. 1847/48 ist er Lehrer an der Musterschule von Friedrich Wilhelm Fröbel in Zürich. Gleichzeitig betätigt er sich als Journalist. Das Revolutionsjahr 1848 sieht ihn als Teilnehmer an den Kämpfen in Paris und in Baden (Süddeutschland). Nach dem Scheitern der Revolution flieht er in die Schweiz, wird dort aber wegen politischer Tätigkeit ausgewiesen. Er gelangt nach London, wo er dem *Bund der Kommunisten* beitrifft. 1862 kehrt er nach Deutschland zurück und tritt 1863 in den ADAV ein. Dort gerät er wegen seiner marxistischen Auffassung in Gegensatz zu der von Lassalle geprägten Idee der Veränderung der Gesellschaft mit Hilfe freier, allgemeiner und gleichen Wahlen. 1865 wird Liebknecht aus Berlin ausgewiesen. Er geht nach Leipzig und macht dort die Bekanntschaft August Bebel's. Wilhelm Liebknecht stirbt am 7. August 1900 in Charlottenburg bei Berlin³⁰.

4.2.5.1.3. Sächsische Volkspartei

Im August 1866 gründen Bebel und Liebknecht die Sächsische Volkspartei, die einerseits im Gegensatz zu dem vom Lassalle geprägten ADAV steht, andererseits auch keine marxistische, sondern eher eine liberale Partei ist, in der Arbeiterschaft und Bürgertum eine Plattform gegen den verhassten Polizeistaat preußischer Prägung finden. Diese Gemeinsamkeit hält jedoch nur eine kurze Zeit vor, da mehr und mehr deutlich wird, dass die Interessenlage des liberalen Bürgertums und der Arbeiterschaft unterschiedlich ist.

4.2.5.1.4. Sozialdemokratische Arbeiterpartei

1869 gründen Bebel und Liebknecht zusammen mit Persönlichkeiten aus dem ADAV in Eisenach eine zweite deutsche Arbeiterpartei, die *Sozialdemokratische Arbeiterpartei* (SDAP - das ist noch nicht die SPD).

Das Parteiprogramm umfasst die folgenden Forderungen

- allgemeines Wahlrecht
- Abschaffung der indirekten Steuern
- Normalarbeitstag (das ist der 10-Stunden-Tag)
- Trennung von Kirche und Staat.

6 Jahre später erfolgt 1875 in Gotha die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands.

unter dem Vorsitz von August Bebel. Das in Gotha beschlossene Parteiprogramm ist trotz Bebel und Liebknecht stark von Lassalles Ideen geprägt: Mit „allen gesetzlichen Mitteln“ sollen der freie Staat und die sozialistische Gesellschaft, das Zerschlagen des ehernen Lohngesetzes (→ *Lassalle*), die Abschaffung der Lohnarbeit, die Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt erreicht werden.

³⁰ Charlottenburg wird erst 1923 in die neue entstehende Stadt Berlin eingemeindet.

Nach dem Ende des Sozialistengesetzes nimmt die Partei während des Parteitages in Erfurt 1890 den endgültigen Namen

Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD)

an. Ihr neues Programm ist eher marxistisch gefärbt, wobei allerdings die Frage der Revolution dahingehend präzisiert wird, dass es sich dabei um ein zwangsläufiges Ereignis handelt, das die Partei nicht vorbereiten und zu dem sie auch nicht anstiften könne. Neben der Forderung nach der Vergesellschaftung (= Enteignung) der Produktionsmittel enthält das Programm vor allem ganz praktische:

- allgemeines und gleiches Wahlrecht
- Gleichstellung der Frau
- Trennung der Schule von der Kirche
- umfassende Arbeiterschutzgesetze
- Sicherung des Koalitionsrechtes

Von 1875 bis zu den Parteiabspaltungen während des ersten Weltkrieges spricht die deutsche Arbeiterbewegung mit *einer* starken politischen Stimme.

4.3. Ergebnisse der Partei- und Gewerkschaftsgründungen

Bis in die Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts sind weitgehend noch keine Erfolge der Arbeiterbewegung zu erkennen - die Löhne sind immer noch gering. 1872 hat ein Metallarbeiter bei Krupp einen Tagesverdienst von 3,39 Mark, ein Zimmerer in Berlin 4,24 Mark und ein Tagelöhner in der Forstwirtschaft 1,49 Mark. Absolute Spitzenreiter sind die Setzer im Druckgewerbe mit einem Stundenlohn von 58 Pfennigen. Das Kilo Brot kostet 36 Pfennige, Kartoffeln 6 Pfennige, Salz 20 Pfennige, der Liter Milch 11 Pfennig, der Liter Bier 29 Pfennige - und mit 2,86 Mark ist das Kilo Kaffee³¹ unbezahlbar, so dass es im Arbeiterhaushalt in der Regel „Muckefuck“³² gibt.

Die Arbeitszeiten lang (60 bis 70 Wochenstunden sind die Regel), es gibt keinen bezahlten Urlaub und keine Unterstützungen bei Krankheit, Arbeitsunfähigkeit und Altersinvalidität. Das Dreiklassenwahlrecht verhindert die von den Gewerkschaften und Arbeiterparteien geforderten politischen Veränderungen. Die ersten Ansätze eines Jugendarbeitsschutzgesetzes stammten in Preußen schon aus dem Jahr 1839 und waren kein Ergebnis gewerkschaftlicher Forderungen: Znehmend war festgestellt worden war, dass die Jungen auf Grund von Mangelerkrankungen, wie z.B. Rachitis, nicht mehr für die Anforderungen des Militärdienstes tauglich waren. Seither galt in Preußen:

- Kinder sollten in Fabriken und Bergwerken nur ab 9 Jahren regelmäßig beschäftigt werden.
- Nacht-, Sonntags- und Feiertagsarbeit wurde für Kinder verboten.
- Die tägliche Arbeitszeit durfte 10 Stunden nicht überschreiten.

1853 wurde in Preußen das Mindestalter für die Beschäftigung in den Fabriken auf 12 Jahre heraufgesetzt und die tägliche Arbeitszeit bis zum 14. Lebensjahr auf 7 Stunden begrenzt. In Sachsen wurde erst 1861 die Fabrikarbeit für Kinder unter 10 Jahren verboten. Völlig rechtlos

³¹ vergl. Dieter Schuster: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. DGB-Bundesvorstand. 1976. S. 19

³² mocca faux - falscher Kaffee, zumeist aus verschiedenen Getreidesorten und Zichorie, berlinisch: Lorke

waren weiterhin die Kinder, die in bäuerlichen Betrieben arbeiten mussten. Für Frauen, werdende und stillende Mütter gab es in der Mitte des 19. Jahrhunderts gar keine Schutzbestimmungen.

Dennoch sahen Staat und Fabrikherren in der zunehmenden Politisierung und Organisation der Arbeiterschaft eine Bedrohung. Streiks im Vereinigten Königreich hatten gezeigt, dass gewerkschaftlich organisierte Arbeiter durchaus ein gewisses Durchsetzungsvermögen hatten und erste Streiks hatten auch schon in den deutschen Staaten bzw. im Deutschen Reich stattgefunden

Nur wenige Fabrikbesitzer wie z.B. Ernst Abbe, Mitinhaber der Jenaer Carl-Zeiss-Werke, waren sozial eingestellt und initiierten Verbesserungen für ihre Arbeiterschaft - so führte Abbe in seinem Werk den Achtstundentag ein und beteiligte seine Arbeiterschaft über die Stiftung, in die er sein Vermögen eingebracht hatte, an dem Gewinn. Die neu entstehenden großen Firmen wurden eher patriarchalisch geführt. Fabrikherren wie Stumm und Krupp duldeten in ihren Reihen keine sozialdemokratische oder gewerkschaftliche „Umtriebe“. Wie ihre englischen Vorbilder versuchten sie, Einfluss bis in das Privatleben ihrer Beschäftigten auszuüben.

4.4. patriarchische Fabrikherren

4.4.1.1. Carl Ferdinand Stumm (1836-1901)

C.F. Stumm entstammte einer Fabrikantenfamilie im Saargebiet. Er übernahm 1858 von seinem Vater das Neunkirchener Stahlwerk, das er zu einem der größten deutschen Konzerne in der Eisenindustrie ausbaute. Von 1867 bis 1881 war er einer der führenden Köpfe in der Freikonservativen Partei, 1867 bis 1870 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1889 bis 1901 Reichstagsmitglied, ab 1882 Mitglied des preußischen Herrenhauses.

4.4.1.2. soziale Maßnahmen

Stumms soziale Maßnahmen sind für seine Zeit vorbildlich. So unterhält das Werk eine Kleinkinderschule und eine Hütterschule, in der die Jungen der Fabrikarbeiter mit dem notwendigen Rüstzeug für das Arbeitsleben versehen werden. Kinder werden in seinen Werken nicht beschäftigt. Der schulentlassene Junge wird selbstverständlich im Werk eingestellt und gleichzeitig Mitglied des Knappschaftsvereins³³ der Firma Stumm: Er ist - lange vor Bismarcks Sozialgesetzgebung - vor den Fährnissen des Lebens geschützt, da der Knappschaftsverein die Kranken-, Sterbe-, Invaliden-, Witwen- und Waisenrentenversicherung umfasst. Zum Werk gehören das kostenlose Krankenhaus, das Altersheim und das Waisenhaus. Bei *guter Führung* gibt es für junge Paare eine Heiratsausstattung, allerdings muss der Jungarbeiter bei Stumm die Genehmigung für die Heirat beantragen. Die Werkswohnungen in der Nähe der Hütte sind preiswert, in den Werkskantinen gibt es verbilligtes Essen. In der freien Zeit können sich die Arbeiter in der Hüttenbibliothek weiterbilden - in den Lesezimmern gibt es Tages- und Wochenzeitungen, die Bibliothek umfasst rund 1000 Bände. Wer insgesamt 900 Mark damaliger Währung gespart hat, kann einen Kredit über 2400 Mark für den Bau eines Eigenheims erhalten. Bis zu 10 % Teuerungszuschlag zum vereinbarten Lohn zahlt Stumm in Teuerungszeiten. Die Stumm'schen Werksangehörigen sind vor der Willkür einzelner Meister geschützt, da Entlassungen der Zustimmung des Firmeninhabers bedürfen und Stumm jede Woche drei Sprechstunden für seine Arbeiter abhält.³⁴

³³ Knappschaftsverein: Unterstützungskasse für Bergleute

³⁴ zitiert nach: <http://www.gabrieleweis.de/3-geschichtsbits/histo-surfing/5-neuzeit/5-2-nationalstaatsgruendungen/5-2-2-8-1-d-kaiserreich-wirtschaftsentwicklung.htm>

Soviel Fürsorge bis in den privaten Bereich kann sicherlich auch kritisch gesehen werden: Stumms Arbeiterschaft ist von Kindesalter stets unter Aufsicht - selbst, so wird berichtet, bei der Stimmabgabe bei Wahlen lässt er seinen Arbeitern diese Aufsicht angedeihen, damit sie nicht sozialistisch wählen.

4.4.1.3. Rede an meine Arbeiter

„Ich ... würde keinen Augenblick länger an eurer Spitze aushalten, wenn ich an die Stelle meines persönlichen Verhältnisses zu jedem von euch das Paktieren mit einer Arbeiterorganisation unter fremder Führung setzen müsste. Ein solches Verhältnis ... würde mir schon mein sittliches Pflichtgefühl und meine christliche Überzeugung verbieten. ... Ein Arbeiter, der sich außerhalb seines Betriebes einem liederlichen Lebenswandel hingibt, wird auch in dem Betriebe nichts leisten können. ... Wer in dieser Beziehung meinen Anforderungen nicht entspricht, wird zunächst verwarnt, und, wenn das nicht hilft, wird ihm gekündigt werden. ... Jeder Meister und Arbeiter soll sich auch außerhalb des Dienstes so aufführen, das sie dem Hause Stumm zur Ehre gereichen. ... Was das *Heiratsverbot* anbelangt, so habe ich (festgestellt), ... der Arbeiter soll mir vorher seine Absicht anzeigen, damit ich in der Lage bin ..., *törichte Heiraten zu verhindern*. ... (Ich fühle mich aber auch verpflichtet), wenn Leute ... ohne ihr Verschulden nicht in der Lage sind, ihre Kinder zu ernähren, ihnen auch meinerseits beizustehen. ... Wenn ihr meinen Anforderungen und meinem Rate folgt, so stehe ich dafür auch für euch ein. ... Die Disziplin (ist) eine ganz unvermeidliche Voraussetzung. ... Wenn ein Fabrikunternehmen gedeihen soll, so muss es *militärisch, nicht parlamentarisch organisiert* sein ... Wie der Soldatenstand alle Angehörigen des Heeres umfasst ..., so stehen die Angehörigen des Neunkirchener Werkes wie ein Mann zusammen, wenn es gilt, die Konkurrenz wie die finsternen Mächte des Umsturzes zu bekämpfen. ... Hat der Arbeiter einmal die Autorität des Arbeitgebers über den Haufen geworfen ..., dann wird die Autorität auf anderen Gebieten, in Staat und Kirche, sehr bald folgen. ... Bleibt fest für alle Zeit in der alten, unerschütterlichen Treue zu unserem erhabenen Monarchen, bleibt fest in der christlichen Nächstenliebe und der echten Gottesfurcht.“³⁵

4.4.2.1. Alfred Krupp

1812 wird Alfred Krupp als zweites Kind der Familie Krupp geboren. Im väterlichen Betrieb lernt er die Grundlagen der Gussstahlherstellung. Als der Vater 1826 stirbt, bricht Alfred Krupp den Schulbesuch ab und übernimmt die Firmenleitung des mit 10 000 Talern hochverschuldeten Betriebs, der zu dieser Zeit 7 Arbeiter beschäftigt. Krupp verbessert die Technologie der Gussstahlherstellung und weitet seine Produktpalette aus, so dass das Unternehmen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts stark wächst - 1865 sind es schon 8248 Mitarbeiter, im Jahr 1873 rund 16 000 und 1887 sind schließlich 20 200 Arbeitnehmer im Konzern beschäftigt. Richtet er zunächst erst eine freiwillige Hilfskasse für Krankheits- und Todesfälle für seine Arbeiter ein, ist es wenig später die erste betriebseigene verpflichtende Kranken- und Sterbekasse. Um eine hochqualifizierte Stammebelegschaft aufzubauen und zu halten, lässt er Arbeiterwohnheime und werkseigene Geschäfte einrichten und zahlt überdurchschnittliche Löhne. Allerdings untersagt er seinen Arbeitnehmern strikt jegliche gewerkschaftliche Betätigung. Das Beispiel Borsigs in Berlin zeigt, dass gut bezahlte Fachkräfte eher geneigt sind, sich nicht sozialistisch orientierten Gewerkschaften anzuschließen - Borsigs Arbeiter sind fast vollständig bei den liberalen Hirsch-Dunckerschen-Gewerkvereinen organisiert. Nach dem ersten großen Massenstreik der Bergleute im Ruhrgebiet 1872 erlässt Krupp für seine Werksangehörigen das „Generalregulativ“, in dem er seinen Arbeitern strenge Pflichten auferlegt - so ist die gewerkschaftliche und sozialdemokratische Betätigung verboten -, aber zugleich auch

³⁵ ebenda

Rechte und Sozialleistungen zusichert, für die es zu dieser Zeit noch keine gesetzliche Grundlage gibt.

Alfred Krupp stirbt am 14. Juli 1887 und hinterlässt seinem einzigen Sohn Friedrich ein Montanimperium.

4.4.2.2. Ein Wort an meine Angehörigen

Die folgenden Auszüge sind einer Ansprache entnommen, die Alfred Krupp am 11. Febr. 1877 an die „Angehörigen meiner gewerblichen Anlagen, der Gußstahlfabrik, der Gruben- und Hüttenwerke, vertraulich und ausdrücklich beschränkt auf den Verband von Arbeitern, Meistern und Beamten des obigen Privatbesitzes“ richtet:

„... Was eine fleißige und sparsame Familie, was eine Generation ehrlich erworben hat, soll der Faule, Liederliche sich aneignen dürfen, und wenn er einmal seinen Teil verzehrt hat, so teilt er nachher wiederholt mit denjenigen, welche inzwischen durch Fleiß und Sparsamkeit sich wieder etwas erworben haben. Das ist in klaren Worten das Ziel, wonach diese ausschreitenden Verfechter der neuen Lehre streben. Ich verlasse nun dieses hässliche Bild und so unerquickliche Betrachtungen, um zu einem anderen Gegenstande überzugehen, und zwar zu der Geschichte meiner Werke, damit Ihr einsehen möget, aus welchen Gründen und mit welchem Rechte ich nicht eine Handbreit nachgebe meinen Forderungen. Es ist bekannt und braucht nicht wiederholt zu werden, daß im Jahre 1826 die verfallene Gußstahlfabrik ohne Vermögen mir zur Führung anvertraut wurde. Mit wenigen Leuten fing ich an, sie verdienten mehr und lebten besser als ich; so ging es fast fünfundzwanzig Jahre fort mit Sorgen und mühevoller Arbeit, und als ich dann eine größere Zahl von Leuten beschäftigte, war dennoch mein Vermögen geringer, als was heute mancher Arbeiter der Gußstahlfabrik besitzt. ...

Mancher von ihnen ist ein wohlhabender Mann geworden. Es ist niemandem jemals eingefallen, nach Empfang des vereinbarten Lohnes noch einen Anspruch zu haben an den Gewinn. Für diesen Anspruch treten aber heutigen Tages gelehrte Volksbeglückter mit schönen Redensarten auf, und diese haben zu den sozialistischen Lehren geführt. ...

Jeder hat nach seiner Kraft und nach seiner Fähigkeit seinen Lohn erhalten, und anstatt eines jeden konnte in den meisten Fällen auch ein anderer hingestellt werden, denn die Arbeiter haben nicht das Verdienst der Erfindungen, und überall finden sich geschickte Arbeiter zum Ersatz. Es kann also keine Rede davon sein, daß irgend jemand einen besonderen Anspruch behalte außer solchem, der selbstverständlich ist, der in Steigerung des Lohnes und des Gehaltes besteht und immer Folge größerer Leistung ist. ...

Es treten Jahre ein, welche keinen Gewinn abwerfen, der Arbeiter aber erhält trotzdem seinen Lohn. Es muß in guten Jahren notwendige Kraft gewonnen werden, um die schlechten zu überstehen. ... Es hat ... die Fabrik in den schlechtesten Jahren, wenn alles darniederlag, dennoch die Arbeit fortgesetzt, auf Vorrat fabriziert oder zu Preisen mit Verlust geliefert, bloß zu dem Zwecke, die Leute zu ernähren und den Herd³⁶ warm zu halten. ...

Ich habe die Erfindungen und neuen Produktionen eingeführt, nicht der Arbeiter. Er ist abgefunden mit seinem Lohne, und ob ich darauf gewinne oder verliere, das ist meine eigene Sache. Ich habe den Mut gehabt, für die Verbesserung der Lage der Arbeiter Wohnungen zu bauen, worin bereits zwanzigtausend Seelen untergebracht sind, ihnen Schulen zu gründen

³⁶ „den Herd warmhalten“ - die Produktionsanlage für Gussstahl betriebsbereit halten

und Einrichtungen zu treffen zur billigen³⁷ Beschaffung von allem Bedarf. Ich habe mich dadurch in eine Schuldenlast gesetzt, die abgetragen werden muß. Damit dies geschehen kann, muß jeder seine Schuldigkeit tun in Friede und Eintracht und in Übereinstimmung mit unsern Vorschriften.

Genießet, was Euch beschieden. Nach getaner Arbeit verbleibt im Kreise der Eurigen, bei den Eltern, bei der Frau und den Kindern und sinnt über Haushalt und Erziehung. Das sei Eure Politik, dabei werdet Ihr frohe Stunden erleben. Aber für die große Landespolitik erspart Euch die Aufregung. Höhere Politik treiben erfordert mehr freie Zeit und Einblick in die Verhältnisse, als dem Arbeiter verliehen ist. Ihr tut Eure Schuldigkeit, wenn Ihr durch Vertrauenspersonen empfohlene Leute erwählt...

Ich schließe mit den besten Wünschen für alle.³⁸

4.5. Ende der selbstherrlichen Fabrikherren

In einer Zeit, in der Gewerkschaften und Arbeiterparteien sich deutlich in die Politik einmischen, greift Krupp noch einmal auf die alten Gesellschaftsmuster zurück: Politik ist nichts für die Arbeiter, die dafür nicht genügend gebildet sind, jeder tue seine Pflicht, jeder sei ein guter Familienvater und Bürger - nichts anderes hatten rund 30 Jahre vorher Kolping und Kettler als Vorschläge für die Lösung der Sozialen Frage vorgebracht. Krupp geht von einem Arbeitsverhältnis aus wie in einem traditionellen Handwerksbetrieb: Der Meister sorgt für seine wenigen Arbeitskräfte. Er erkennt nicht oder will nicht erkennen, dass für seine Betriebsangehörigen die Wahrnehmung des Arbeitsprozesses eine ganz andere ist: Sie ist geprägt durch die intensive Erfahrung der Kette von Befehl und Gehorsam, der gleichsam militärischen Ordnung, die Reduzierung der Tätigkeiten auf wenig komplexe Arbeitsaufgaben, die Aufsicht durch die Meister und Obermeister, die Androhung von Strafen bei „Pflichtverletzungen“, die Überwachung auch im privaten Bereich. Zudem ist diese erste Generation der Fabrikarbeiter fast schutzlos den Gefahren in den neuen Fabriken ausgesetzt - an Unfallverhütungsmaßnahmen ist noch nicht zu denken.

Aber: Arbeiterparteien und Gewerkschaften lassen sich nicht mehr länger von der Teilhabe an der Gestaltung der Arbeitsbedingungen ausschließen. Die Zeit ist reif für Veränderungen.

***Werden Sie Mitglied -
Werben Sie Mitglieder -***

in diesem Heft finden Sie ein Beitrittsformular.
Die Satzung und weitere Beitrittsformulare können Sie
bei der Geschäftsführerin der GATWU, Frau Dr. Simone Knab,
erhalten (sknab@arbeitslehre.de).



³⁷ preiswerten

³⁸ zitiert nach: Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): Versäumte Lektionen. Entwurf eines Lesebuches. Bertelsmann Lesering. Gütersloh. 1965. S. 322 ff.

*Wer ein Heft über Arbeit veröffentlicht, denkt zunächst an die beiden Daseinsbereiche Erwerbsarbeit und Hausarbeit. Sie bestimmen seit Jahrhunderten unser Leben mit wechselnder Schwerpunktsetzung. Heute können wir aber nicht ignorieren, dass ein Drittel aller Deutschen „Bürgerschaftliches Engagement“ aufbringt, was eine dritte Form der Arbeit darstellt. Unser Autor Uwe Hellwig hat eine Einführung gegeben.
(Red.)*

Uwe Hellwig

Bürgerschaftliches Engagement und die Möglichkeiten freiwilligen Engagements für Schüler und Jugendliche

Die Förderung des Bürgerschaftliches Engagements (BE)³⁹ und damit die Stärkung der Bürgergesellschaft ist eines der wichtigsten gesellschaftspolitischen Reformprojekte unserer Zeit und damit eine Aufgabe aller politischen Ressorts. BE kann sozialstaatliches Handeln und kommunale Daseinsvorsorge ergänzen und einen bedeutenden Beitrag zur Verbesserung der Qualität sozialer Arbeit leisten⁴⁰. Durch den Beschluss des Europäischen Rates vom 27. November 2009, das Jahr 2011 zum „Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit“ auszurufen, wird BE auf die politische Agenda gestellt.

Was aber ist BE? BE ist eine Form ehrenamtlicher und freiwilligen Engagements, das nicht auf die Erreichung finanzieller Vorteile ausgerichtet ist. Es ist durch Selbstorganisation und Selbstbestimmtheit des freiwillig ausgeübten Engagements bestimmt. Und es muss einen positiven Effekt für Dritte, also Gemeinwohlbezug, haben⁴¹. Antriebsfeder sind die Bürger selbst, die sich engagieren und aktiv werden.

Das BE erschöpft sich nicht in karikativen Zwecken oder Tätigkeiten. Die neuen Formen des Engagements sind nicht an Mitgliedschaften oder bestimmte Milieus gebunden. Sie sind vielmehr projektbezogen und motivgebunden, in der Regel kurzfristig angelegt. Engagierte verbinden ihr Engagement mit Bedürfnissen nach Eigenverantwortung und Selbstbestimmung. Daraus ergeben sich neue Anforderungen an das BE im Hinblick auf die Mitbestimmung und Gestaltung der Aufgaben.

BE darf nicht mit dem mit „Bürgerarbeit“ oder „Gemeinwesenarbeit“ gleichgesetzt werden. Bürgerarbeit ist ein Sammelbegriff für unterschiedliche Konzepte zur Ausübung unterschiedlicher Tätigkeiten, die zwar im öffentlichen Interesse liegen, für die aber kein regulärer Arbeitsmarkt besteht. In der Regel ist dies keine freiwillige Tätigkeit, sondern verbunden mit Zuweisung einer Maßnahme und damit auch mit Sanktionen bewehrt ist⁴². Gemeinwesenarbeit ist eines der grundlegenden Arbeitsprinzipien der Sozialen Arbeit. Sozialarbeiter in den

³⁹ Der Begriff „Bürgerschaftliches Engagement“ wird im Text gleichbedeutend mit Begriffen wie „freiwilliges Engagement“, „Freiwilligenarbeit“, „Ehrenamt“ oder auch „Selbsthilfe“ verwendet.

⁴⁰ vgl. Eckpunkte des Deutschen Vereins zum sozialen bürgerschaftlichen Engagement im Gemeinwesen, DV 05/07, 2008

⁴¹ Deutscher Bundestag (2002) Bericht der Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“. Bürgerschaftliches Engagement: Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Bundestags-Drucksache 14/8900

⁴² Stichwort 1-Euro-Jobs: Die Bezieher von Leistungen zur Grundsicherung für Arbeitsuchende sollen aktiviert werden und auf kommunaler Ebene gemeinnützige Arbeit leisten.

Städten und Gemeinden werden vornehmlich in sog. sozialen Brennpunkten mit vielfältigen Problemen und einem entsprechenden Konfliktpotential eingesetzt. Dies sind in der Regel Wohnquartiere mit multi-kultureller Einwohnerschaft oder Stadtteile mit einer hohen Arbeitslosenquote und überdurchschnittlicher Kriminalitätsrate.

Der 3. Freiwilligensurveys⁴³ hat gezeigt, dass jeder dritte Deutsche über 14 Jahren freiwillig oder ehrenamtlich eine Tätigkeit ausübt. Mehr als ein Drittel der Deutschen ist grundsätzlich bereit, ein Ehrenamt zu übernehmen. Dabei sind Jugendliche eine der zivilgesellschaftlich aktivsten Gruppen und haben das größte Engagementpotenzial der Gesamtbevölkerung. Dies gilt es zu fördern und zu nutzen. Hier kann Schule BE im Unterricht thematisieren. Benachteiligte Jugendliche erfahren über ehrenamtliches Engagement Erfolgserlebnisse und Zuspruch. Anderen zu helfen und dabei Spaß haben, ist ein wichtiges Motiv für das Engagement Jugendlicher. Insbesondere Angebote, die spiel-, handlungs- und dialogorientiert sind, werden häufiger nachgefragt. Daneben üben junge Menschen ihr Engagement zunehmend interessenbezogen aus, um sich durch ihr Engagement zusätzliche beruflich verwertbare Qualifikationen und Kompetenzen anzueignen.

Zu unterscheiden sind freie Formen des BE und regulierte Dienste mit staatlicher Unterstützung. Im Rahmen der Letztgenannten haben die Jugendfreiwilligendienste zahlreiche Angebote für Jugendliche und junge Erwachsene, die die Vollzeitschulpflicht erfüllt und noch nicht das 27. Lebensjahr vollendet haben. Dazu zählt das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ), etwa in einer Kindereinrichtung, einer Pflegestation, beim Sportverein oder im Museum, und das Freiwillige Ökologische Jahr (FÖJ) bei einem Tierschutzverein, einer Umweltstiftung oder in einem landwirtschaftlichen Betrieb. Für alle, die im Ausland Erfahrungen sammeln möchten, bietet sich die Teilnahme am deutsch-französischen Freiwilligendienst an. Z.B. vermittelt der Landesjugendring Berlin e.V. als Träger des Freiwilligen Sozialen Jahrs (FSJ) Freiwillige, die an der Schnittstelle von Jugendverbänden/Jugendbildungsstätten und Schulen eingesetzt werden.

Die Instrumente und Einsatzmöglichkeiten des BE für Jugendliche gilt es, auf allen Ebenen zu stärken. Mit ihrem Engagement leisten die Freiwilligen einen wertvollen Beitrag - nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für sich. Das verdient unser aller Respekt und Dank.

Weiterführende Links

- <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/engagementpolitik.html>
- <http://www.b-b-e.de/>
- <http://www.engagiert-in-deutschland.de/toro/resource/html?locale=de>
- <http://www.freiwilligendienste-aller-generationen.de/kinder-und-jugendleuchtturm.html>
- <http://www.pro-fsj.de/>
- <http://www.foej.de/>
- http://www.berlin.de/imperia/md/content/rbm-skzl/europareferat/oeffentlichkeitsarbeit/ej2011/ejf2011_nationales_programm.pdf
- <http://www.ljrberlin.de/index.php?id=268>

⁴³ Der Freiwilligensurvey ist ein öffentliches Informationssystem, das umfassende und detaillierte bundes- und landesweite Informationen zum Engagement der deutschen Wohnbevölkerung zur Verfügung stellt. Die Daten sind eine wichtige Grundlage für die politische Planung. Er wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Auftrag gegeben und seit 1999 alle fünf Jahre zur Verfügung gestellt.

Jochen Reibeling

**„... und Du bist nur ein Sklave“⁴⁴ - oder wirst zum Hund gemacht!
Zum Arbeitskampf und zur Arbeitslosigkeit**

„Massenarbeitslosigkeit ist ein gesellschaftspolitischer Skandal, der nunmehr schon 10 Jahre andauert. Zu Beginn der Krise [...] dachten viele Politiker und Wirtschaftswissenschaftler, man könne die Arbeitslosigkeit mit einem kurzfristigen, geschickt ausbalancierten Krisenmanagement und einer forcierten Wirtschaftsförderung beseitigen. Heute kann niemand mehr ernsthaft behaupten, mit solchen Maßnahmen wirkungsvoll Beschäftigungspolitik betreiben zu können“.

Mit diesem Satz beginnt der damalige 2. Vorsitzende der IG Metall, Franz Steinkühler, seinen Aufsatz „Deutschland 2000“ aus dem Jahr 1985. Im Jahresdurchschnitt lag die Arbeitslosenquote der damaligen Bundesrepublik bei rund 2,3 Millionen Personen⁴⁵.

Nach meinem Dafürhalten ein Zitat, das trotz vereintem Deutschland und von offizieller Seite verkündeter Arbeitslosenzahl von 3,4 Millionen Personen (8,1 Prozent)⁴⁶ Aktualität besitzt. Kam damals Stoltenberg mit den eingeplanten 8,6 Milliarden Mark (!) für die Arbeitslosenhilfe aus der Bundeskasse nicht aus, weil ehemals viel mehr Dauerarbeitslose registriert wurden als der damalige Bundesminister für Finanzen erwartet hatte⁴⁷, so sind an Gesamtausgaben für das Arbeitslosengeld 25 Jahre später rund 22 Mrd. €⁴⁸ geplant, die über den Etat der Bundesagentur für Arbeit ausgeschüttet werden sollen.

Sah die Sozialgesetzgebung zur Mitte der 1980er Jahre die Zahlung der „Arbeitslosenhilfe“ vor, wenn der Anspruch auf Unterstützung aus der Arbeitslosenversicherung auf Grund von Langzeitarbeitslosigkeit - dem Arbeitslosengeld - ausgelaufen war, heißen die staatlichen (Über-) Lebenshilfen nun Arbeitslosengeld I (ALG I) und Arbeitslosengeld II (ALG II), jeweils einschließlich der abgeführten Sozialversicherungsbeiträge bzw. der Kosten für die Unterkunft und Heizung (KdU). Zahlen, die zu Berechnungen von Inflationsausgleichen einladen, aber dennoch für sich selbst sprechen. So ändern sich also die Zeiten.

Dieser Artikel kreist um die Begriffe „Arbeitskampf - Gewinner, Verlierer und ‚Unbeteiligte‘“ bzw. um „Arbeitslosigkeit, einem ökonomischen Begriff, der von bezahlter Arbeit ausgeht“.

Hört man den Stammtischgesprächen quer durch die Republik zu, sind Sätze zu hören wie „Es ist ja genug Arbeit da, nur ungleich verteilt, wir kloppen Überstunden und die anderen sitzen faul zuhause.“ und „Wenn erst mal die ganzen Sozialschmarotzer ihren Beitrag leisten würden“ – ja dann, „dann sähe es im Land ganz anders aus.“, dann „kämen wir endlich wieder nach vorne“.

⁴⁴ Dieser Teil der Überschrift ist dem gleichnamigen Titel der Gruppe „Dritte Wahl“ entnommen

⁴⁵ www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Arbeitsmarkt/ArbeitsmarktdatenBA vom 18. Juni 2010

⁴⁶ ebd.

⁴⁷ vgl. Spiegel 19/1985 vom 6. Mai 1985

⁴⁸ http://www.arbeitsagentur.de/nn_27008/zentraler-Content/Pressemeldungen/2009/Presse-09-079.html vom 13. März 2010

Diese „Volkswisheiten“ wie auch andere Sichtweisen habe ich bereits gemeinsam mit den Studierenden des Seminars zur „Zukunft der Arbeit in der Informationsgesellschaft“ diskutiert. Was aber die Arbeit für den Menschen sein kann, erlebe ich nun noch um Einiges deutlicher dadurch, dass ich im September 2009 zeitgleich die Leitungsposition eines von der EU geförderten Integrationsprojektes in den Arbeitsmarkt übernahm, wie ich auch als Dozent bei einem Verein in Berlin-Neukölln in Qualifizierungskursen bzw. Schulkursen für Jugendliche und junge Erwachsene mit Migrationshintergrund zu arbeiten begann. Ein Personenkreis, der mitunter mehr Erfahrungen aus den Einkaufszentren und U-Bahnhöfen mitbringt als Kenntnisse der deutschen oder englischen Sprache. Der Kreis der an dieser Form der Integration Teilnehmenden kommt teilweise freiwillig zusammen, manche sind mit sanftem Druck durch das Jobcenter motiviert.

Wenn die Jugendlichen in der Gruppe über „Arbeit“ und „Beruf“ diskutieren, kommen Aussagen zusammen wie

- „Ich möchte Handyverkäufer werden – da stimmt das Geld, weil ich da fette Provision bekomme.“
- „Ich will Bäcker werden, das ist ehrliche Arbeit, weil man da schwitzt.“
- „Boxtrainer oder Polizeibeamter – da kann ich all denen, die mir blöd kommen oder meine Freunde bedrohen, eine auf die ‚Fresse‘ geben.“
- „Arzthelferin, da kann ich mithelfen Menschen gesund zu machen.“
- „Friseurin, weil die sich gegenseitig die Haare immer so toll machen.“
- „Verkäuferin, die haben immer so tolle Klamotten an.“
- „Kitaerzieherin, weil ich dann den Kindern in der Zukunft helfen kann.“

Wenn ich danach frage, was die Arbeit für den Einzelnen bedeutet, kommen auch Meinungen wie „Arbeit ist anstrengend“, „Arbeit ist öde und macht müde“ oder „Arbeit hilft, damit der Tag sinnvoll vergeht“. Nach der Beurteilung ihres Lebens mit ALG II gefragt, gehen die Meinungen auseinander, von „Das Jobcenter nervt einfach.“ bis hin zu „Das macht mich zum Hund, die Leute prügeln mich mit ihren Blicken, das Leben in der Familie leidet darunter.“

Im Projekt treffe ich auf Menschen, die bereits „viel Arbeit“ im Leben hinter sich haben und nun auf der Suche sind, auch auf der Suche nach der eigenen Identität, da mit dem gesellschaftlichen Wegfall ihres Berufes auch viel von der eigenen Identität verschwunden ist. Dieser Personenkreis verbindet mit dem Begriff „Arbeitskampf“ aber in erster Linie immer noch den Kampf zwischen der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberseite, z.B. um Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzungen oder Ähnliches durchzusetzen. Meine Jugendlichen in Neukölln sehen die Zusammenhänge darin, dass der Kampf zwischen den Menschen um Beschäftigung bzw. deren Entlohnung und um soziales Prestige tobt. Auch ich selbst spüre dies bei der beliebten Smalltalkfrage auf einer Party „Und was arbeitest Du so?“

Gewinner und Verlierer in Neukölln zu erkennen bzw. zu benennen, fällt mir nicht leicht. Sind die Jugendlichen hier die Verlierer auf Grund ihrer Herkunft oder wegen ihrer schulischen Ergebnisse? Sind sie Gewinner, da sie auf familiäre Netze zurückgreifen können und ohne „klassische“ Ausbildung laut Sarrazin ihre produktive Funktion im Obst- und Gemüsehandel einnehmen können? Die elitärere Variante betreibt dann eher auch Geldspielläden oder Handysshops. Oder sind sie eher die Unbeteiligten, weil mancherorts sich selbst überlassen?

Studien haben sich zumindest schon im Ansatz mit dem Phänomen aussortierter Bewerbungsmappen bei gehäuften „ö“ und „ü“ im Namen des Stellenbewerbers beschäftigt. Wie

kann es aber sein, dass die Großväter und Väter dieser Jugendlichen als „Gastarbeiter“ nach Deutschland kamen und in den meisten Fällen ganz normalen Jobs im Bau- und produzierenden Gewerbe nachgingen und auch noch nachgehen?

In Lichtenberg Gewinner und Verlierer zu erkennen, gelingt mir auch nicht. Was sehr schnell auffällt, ist der Wunsch der Menschen, dass ihnen einmal jemand zuhört - zuhört, ohne gleich die Finger auf der Computertastatur zu haben, um eine Maßnahme zu buchen bzw. ohne fehlende Bewerbungsinitiative des Arbeitssuchenden Sanktionen zu veranlassen.

Persönlich verbinde ich mit dem Begriff Arbeitslosigkeit auch die Begriffe Chancen-, Perspektiven- und Entfaltungslosigkeit ebenso wie Ausgrenzung und die Bedrohung mit Altersarmut. Dem gegenüber steht, dass seit Jahren die Rufe aus Industrie und Handwerk nach Facharbeiter/innen ertönen, da sich ein Mangel derer abzeichnet - nicht erst, seitdem man sich Sorgen rund um den demografischen Wandel in Deutschland macht - und nicht zu vergessen zu Beginn eines jeden Ausbildungsjahres der Ruf nach besser ausgebildeten Schulabsolventen und Schulabsolventinnen, da die Bewerber/innen angeblich nicht den Ansprüchen der vorhandenen Lehrstellen entsprechen.

Nimmt man alle bislang angesprochenen Faktoren zusammen, scheint die Lage ziemlich düster. Es gäbe zu viele Menschen ohne Arbeit, zu viele Schulabgänger/innen ohne ausreichende Bildung, zu viele Migranten und Migrantinnen ohne den Willen zur Integration. Forderungen nach Lösungen werden mit Regelmäßigkeit zum Schlagabtausch zwischen Politik und Wirtschaft. Warum eigentlich nur so?

Meine Tätigkeit, meine Arbeit, hat mir in diesem Jahr gezeigt, dass es zunächst auf das Zuhören und das Miteinander ankommt, auf das gemeinsame Suchen und Erproben von Lösungen. Im Anschluss daran bedarf es Zeit und der Stärkung der Fähigkeiten des Einzelnen mit Rahmenbedingungen, die es ermöglichen, sich und die Gesellschaft zu entwickeln.

Vielleicht ist dieses Vorgehen nicht ganz treffend beschrieben als eine Art konzertierter Aktion im Kleinen, die die Geduld der Politik und der Wirtschaftsverbände erfordert und die das Hin und Her in der Arbeits- und Sozialpolitik ausklammert - ein „Tisch der gesellschaftlichen Vernunft“ Karl Schillers, an dem dann alle gemeinsam sitzen können und auch satt werden.

Günter Reuel

Als es noch keine Arbeitslehre gab, existierte schon die Arbeitsschule

ROLF PRIM hat in der Zeitschrift AWT Info, Heft 1/1997 von einem Déjàvu-Erlebnis gesprochen: Wenn in regelmäßigen Abständen Reformvorschläge für das Schulsystem auf den Tisch kommen, hat man das Gefühl, so etwas gab es schon mal. Und richtig! In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es reformpädagogische Strömungen, von denen einige unter dem Oberbegriff „Arbeitsschule“ in die Literatur gingen, allerdings nicht dauerhaft in die Schulpraxis.

So mancher Student der Arbeitslehre heute verbindet mit den Namen Gaudig, Kerschensteiner, Dewey, Blonski kein Programm. Deshalb hier ein paar Hinweise, die zum Weiterlesen anregen könnten.

Hugo Gaudig war ein für seine Zeit moderner Gymnasialvertreter, der allerdings den materiellen Ursprung des Arbeitsbegriffs verkannte und eine „freie geistige Arbeit“ erfand. Schüler sollten nicht gezwungen werden, ein Gedicht zu lernen oder einen lateinischen Text zu übersetzen, sie müssten diese Arbeit freiwillig angehen, weil ihr Interesse, ihre Begeisterung geweckt werden konnten.

Georg Kerschensteiner sah in der „Vollendungstendenz“ einer praktischen Arbeit das Prinzip jedweder Bildung. Zielfindung, Prozessbewältigung und Ergebnisreflexion als Einheit sind bildend, nicht fragmentierte Stoffsammlungen. Gaudig äußerte sich verächtlich über Kerschensteiner, der den *Geist* aus der Schule „herauswerkele“. Arbeitslehregegner bedienen sich noch heute der Gaudigschen Argumente. Natürlich hatte Kerschensteiner Recht, wenn er die verbreitete Belehrungskultur durch praktische Arbeit ersetzte, in der geistige Experimentierlust nicht verkümmert, sondern aufblüht.

Kerschensteiner überschätzte die Mächtigkeit des Berufes als Ort der Allgemeinbildung. Als Stadtschulrat in München sympathisierte er mit der Idee, Handwerksmeister könnten die besseren Lehrer sein. (Das kommt uns heute, 80 Jahre später, irgendwie bekannt vor.)

John Dewey, Philosoph und Pädagoge, gilt als prominenter Vertreter des amerikanischen Pragmatismus. Das Credo lautet, nur wer die Welt verändere, könne sie erkennen. Die Aneignung - und sei es noch so großer Stoffsammlungen - führt nicht zum wahren Verständnis der Welt, bestenfalls zum deklamierenden Bildungsbürger. Für Dewey sind Projekte, auf die sich Schüler freiwillig einlassen, weil ihnen das Ergebnis wichtig ist, der einzige Weg zur Bildung des Menschen. Kerschensteiner sah sich als Schüler Deweys, auch wenn dieser gegenüber den Erwerbserwerbungs-Programmen Kerschensteiners kritisch eingestellt war.

Pawel Petrowitsch Blonski suchte nach der Oktoberrevolution in Russland eine sowjetische Pädagogik aufzubauen. Kerschensteiners Arbeiten galten ihm als rückwärts gewandt, als zu handwerklich. Für Blonski war der moderne Industriebetrieb der Ort, an dem wissenschaftliche Erkenntnisse und eine sozialistische Arbeitsmoral gemeinsam das Erziehungsmilieu der Zukunft sein würden. Schüler lernen am meisten in der Fabrik. Doch selbst in der DDR-Literatur wurden derartige Utopien abgelehnt. *„Die Verwirklichung der Forderungen Blonskis – die Schule in die Produktion zu verlagern – hätte letztlich zur Auflösung des systematischen und gezielten Lehr- und Lernprozesses überhaupt geführt.“*⁴⁹

Mit der Arbeitslehre haben wir zwar noch keine Arbeitsschule, aber einiges von dem, was HARTMUT v. HENTIG in einem Interview mit der Frankfurter Rundschau sagte, könnte sich ändern:

„Schule ist nicht auf Erziehung hin angelegt, - mit ihrem 45-Minuten-Takt, mit ihren gegeneinander abgeschotteten Fächern.....Sie erleben ihn (den Lehrer, Anm. G. Reuel) fast ausschließlich als Belehrer. Er kann ein vorbildlicher Mathematiklehrer sein, aber der Jugendliche weiß: Das werde ich nicht; ich werde Tierarzt oder Modistin. Daran, wie dieser Mensch mir die Winkelsumme im Dreieck erklärt, lerne ich dafür nichts“

⁴⁹ Karl Heinz Günther u.a. : Geschichte der Erziehung, Berlin 1971, S. 499

Eine der wichtigsten Errungenschaften der Arbeiterbewegung ist die freie Zeit für den arbeitenden Menschen, die nicht nur der Rekreation der Arbeitskraft dient, sondern der Entwicklung der Kultur im weitesten Sinne, so wie Boulton es sich schon 1785 durch den Einsatz seiner Dampfmaschine gewünscht hatte. Gottfried Feig beschäftigt sich in dieser und in der kommenden Ausgabe mit der Entwicklung der Freizeit, die naturgemäß eng mit der lohnabhängigen Arbeit verbunden ist.

(Red)

Gottfried Feig

Die gesellschaftliche Entwicklung der Freizeit - Teil 1

Einleitung

Erstens soll geklärt werden, wie sich der zeitliche Umfang der Freizeit im Vergleich zur Arbeitszeit entwickelt hat. Zweitens soll ermittelt werden, welche Freizeitmöglichkeiten die Menschen in den jeweiligen Epochen nutzen konnten. Drittens soll geprüft werden, ob es Unterschiede bei Freizeitbeschäftigungen und Arbeitstätigkeiten der verschiedenen Gesellschaftsschichten gab bzw. noch gibt. Der Untersuchungszeitraum beginnt im Zeitalter der einfachen Gesellschaften und endet mit der derzeitigen Gegenwart, dem 21. Jahrhundert. Am Schluss werden didaktische Überlegungen vorgenommen und ein Schulbezug hergestellt.

1. Herkunft und Bedeutung des Begriffs „Freizeit“

Dieses Kapitel dient der Klärung der Herkunft sowie der Bedeutung des Begriffs Freizeit und soll den Einstieg in die Thematik vereinfachen. Hierbei werden das erstmalige Auftauchen in der deutschsprachigen Literatur und die historische Entwicklung dieses Begriffs dargestellt.

1.1. Historische Entwicklung des Begriffs Freizeit

Die Geschichte und die wandelnden Bedeutungen des Begriffs „Freizeit“ gehen zurück bis ins Mittelalter. Erstmals tauchte das Wort „frey zeyt“ im Jahr 1350 in der deutschsprachigen Literatur auf. Sie diente als Marktfriedenszeit zum Schutz der Händler. In der Reformationszeit folgten Begriffe wie „vacatio“, „Freistunden“ und „Freizeit - Zeit zur freien Beschäftigung, freier Selbstständigkeit und Selbstbestimmung“ (Prahl, 2002, S.136).

Im 18. Jahrhundert, der Zeit der Aufklärung, wurde erstmals von der „Zeit der Freiheit“ geredet. Die Zeitalter der Reformation und Aufklärung geben somit den ersten Impuls in die Richtung unseres heutigen Freizeitverständnisses. 1865 ist Freizeit zum ersten Mal in einem deutschsprachigen Wörterbuch zu finden „und als ‚freie (oder Muße-)Zeit‘ definiert“ (Brockhaus-Enzyklopädie, Band 9, 2006, S. 741). Zum Ende des 19. Jahrhunderts, im Zuge der Arbeitskämpfe um die Verringerung der langen Arbeitszeiten, erhielt die Freizeit eine neue Bedeutungsrichtung. Von nun an galt Freizeit als die Zeit, die frei von der Berufsarbeit war.

1.2. Negativer und positiver Freizeitbegriff

Die folgende Zusammenstellung verschiedener Ansätze soll den Kontrast zwischen einem „negativen Freizeitbegriff“ und einem „positiven Freizeitbegriff“ verdeutlichen.

Bestehend aus den beiden Wörtern „frei“, gleichbedeutend mit der „Freiheit“, und „Zeit“ wird Freizeit als „Zeit besonderer Freiheit“ beschrieben. Das Wort „frei“ kann dem Begriff „Freizeit“ eine negative, aber auch positive Sichtweise geben. Negativ wird Freizeit als die Zeit verstanden, die frei von der Arbeitszeit, insbesondere der Berufsarbeitszeit, ist. Sie ist die Zeit, die übrig bleibt, eine Restzeit. Freizeit im positiven Sinne ist die Zeit, die eine Person frei für selbstbestimmte Inhalte hat. Eine Zeit der individuellen Freiheit, in der jemand tun und lassen kann, was er möchte.

Habermas (1957) bestimmte den negativen Freizeitbegriff als den ursprünglichen, den positiven als den anzustrebenden Freizeitbegriff. Es soll das Ziel sein, die arbeitsabhängige Freizeit durch eine wirklich frei disponible Zeit zu ersetzen (Nahrstedt, 1972, S. 48-49).

Mit der Beschreibung der „Freizeit im weiteren Sinne“, die nur die Arbeitszeit ausschließt, und der „Freizeit im engeren Sinne“ (S. 328), der wirklich individuellen Freiheit, nimmt Schelsky eine Abstufung vom negativen zum positiven Freizeitbegriff vor (Schelsky 1957).

Giesecke (1974) sieht unter geschichtlichem Aspekt Freizeit sowohl als „Zeit, die der fremdbestimmten Arbeit entrissen werden kann“, als auch als „eine Chance für zunehmende Mündigkeit und Emanzipation“ (S. 94), demzufolge als eine Zeit zu einer freien persönlichen Gestaltung.

1.3. Freizeitverständnis der Gegenwart

Freizeit wird meistens als Gegenteil von Erwerbsarbeit verstanden. Doch dieses Verständnis nimmt stetig ab. „Durch gesellschaftliche Entwicklungen“ in den westlichen Industrienationen nimmt die Arbeit quantitativ und in der körperlichen Intensität ab. Der Gegensatz zwischen Freizeit und Arbeit orientierte sich fast immer an Normalarbeitsverhältnissen, eine tariflich abgesicherte Vollerwerbstätigkeit mit Ansprüchen auf Ruhezeiten, Urlaub und Verrentung. Aber die Zahl dieser sogenannten „Normalarbeitsverhältnisse“ wird seit Jahren geringer. Neue Formen von Arbeitsverhältnissen, wie z.B. „Teilzeitarbeit“, Mini-Jobs/400-Euro-Jobs, Job-Sharing etc., sind allgegenwärtig. Vorruhestand, Zeiten der Arbeitslosigkeit und Erziehungsurlaub sind weitere Indizien des Wandels. Flexible Öffnungszeiten von Geschäften, Behörden etc. tragen dazu bei, die arbeitsfreie Zeit effektiver zu nutzen. Grenzen zwischen Freizeit und Arbeit, Konsum und Erlebniswelten sind flüssig geworden. Die gesellschaftlichen Veränderungen und die Neustrukturierungen in der Arbeitswelt führen zu einem neuen Freizeitverständnis.

Tokarski (1996) kennzeichnet Freizeit mit Lebensqualität, Wohlbefinden und dem Freiheitsgrad einer Gesellschaft, sagt aber auch, dass die Bedeutung des Freiheitsbegriffs schwammig geworden ist:

„Freizeit ist sowohl Merkmal für Lebensqualität in einer hohen Entwicklungsstufe stehenden Gesellschaft als auch Maßstab für den Freiheitsgrad, für die Teilhabe am sozialen Leben und das Wohlbefinden der in ihr lebenden Bürger. Freizeit beinhaltet nicht nur Vergnügen, Unterhaltung und Abschalten von der Arbeit, sondern auch Bildung, politisches und soziales Engagement sowie gesundheitsorientiertes Verhalten. Der Freizeitbegriff ist damit nur noch wenig eindeutig: Freizeit ist das, was der einzelne für sich darunter versteht. Arbeit und Freizeit sind darüber hinaus keine trennscharfen Lebensbereiche mehr: Arbeit kann zur Freizeit und Freizeit zur Arbeit werden. ... Darüber hinaus hat sich Freizeit von der überwiegend reinen Erholungs- und Konsumzeit der 50er bis 70er Jahre zu einer auf Erlebnisse und Genuss ausgerichteten Zeit gewandelt, die immer weiter steigende Ausgaben für Freizeitaktivitäten und -güter, Suche nach einzigartigen Reizen sowie Herausforderungen und Ansprüche mit sich bringt. Freizeit ist heute der Raum, in dem Menschen Lebensstile sowie neue Ordnungs-

dimensionen für den Alltag entwickeln und sich selbst verwirklichen wollen“ (Tokarski, 1996, S. 97-98).

Der negative, arbeitspolare Freizeitbegriff wandelte sich zu einem „positiven Freizeitverständnis“. Allerdings gelten genannte Auffassungen nur für die westlichen Industriegesellschaften. Als ausschlaggebende Ursache für die neue Einstellung der Menschen zur Freizeit in Deutschland werden die stetigen Arbeitszeitverkürzungen in den letzten 50 Jahren angegeben.

2. Die Geschichte der Freizeit

Der zeitgeschichtliche Rückblick soll klären, wie sich im Laufe der Jahrhunderte die Dauer der Arbeitszeit bzw. die der Freizeit entwickelte, ob verschiedene Bevölkerungsschichten unterschiedliche Arbeitstätigkeiten ausübten und wie sie ihre Freizeit verbrachten.

Seit wann gibt es eigentlich Freizeit? Peter Borsay (2006) vertritt den Standpunkt, „leisure is a product of the Industrial Revolution, and that before the late eighteenth century it scarcely existed“ (S. 8). Aber was haben die Menschen in den prähistorischen Gesellschaften mit der Zeit angefangen, wenn sie nicht gearbeitet haben?

Die „Freizeitdaten“ aus früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden sind jedoch kritisch zu betrachten. Überbringungen aus den entsprechenden Zeiten beziehen sich meist nur auf die verschiedenen „Formen der Arbeit“, Ansichten namhafter Dichter über „Zeit, Muße oder Lebenssinn“ dürfen nicht als geschichtliche Gegebenheit bewertet werden, „sondern stellen Utopien und Ideale einer kleinen, von Arbeit weitgehend freigestellten Gesellschaftsgruppe dar“ (Prahl, 2002, S.85).

2.1. Einfache Gesellschaften und frühe Hochkulturen

Das Verhältnis von Arbeit und freier Zeit wurde durch Naturbeherrschung, Arbeitsteilung und Herrschaftsorganisation bestimmt. In den einfachen Gesellschaften wurde die Zeiteinteilung durch die Natur stark beeinflusst. Tag und Nacht, Jahreszeiten und unterschiedliche Witterungen bestimmten den Arbeitszyklus.

So machten Ruhetage oft die Hälfte des Jahres aus. Grundsätzlich waren Häuptlinge, Medizinmänner und Schamanen - sowie später in den frühen Hochkulturen - auch die Reichen, Adligen und Politiker von physischer Arbeit ausgenommen und genossen das Recht, Muße zu haben. Durch die Arbeitsteilung ergab sich eine Herrschaftsordnung, die das differente Verhältnis von Muße und Arbeit legitimierte. In diesen Kulturen legten Zeremonien, Rituale, Festtage, Veranstaltungen und Spiele den Zeitablauf fest und dienten in gleicher Weise der Machtdarstellung der Herrschenden. Naturereignisse dienten der Zeitbestimmung, eine Chronologie wurde mit Festen, Ritualen und Zeremonien in einer annähernd regelmäßigen Folge erstellt.

Einen Schritt weiter waren die Hochkulturen in Ägypten, Mesopotamien und das altchinesische Kaiserreich. Sie besaßen einen Kalender, der äußerst bedeutend für den Ackerbau war. Schon vor etwa viertausend Jahren gab es im altchinesischen Kaiserreich ein „Kalenderministerium“, das neben dem Ackerbau auch das Herrschaftssystem steuerte, indem es Feiertage, Feste und Zeremonien bestimmte. Feste und arbeitsfreie Zeiten wurden auf diese Weise bereits relativ früh in die herrschaftliche Kultur eingebunden und mit der dominierenden Philosophie ideologisch legitimiert. Die Herrscherfamilien inklusive ihrer unzähligen Bürokraten,

Gelehrten, Ratgebern und Philosophen genossen ein von physisch anstrengender Arbeit erspartes Leben.

2.2. Griechische und römische Antike

Der geschichtliche Beginn der Antike wird mit der frühgriechischen Einwanderung in Hellas im zweiten Jahrtausend v. Chr. festgesetzt, das Ende nach unterschiedlicher Auffassung entweder mit dem Beginn der Alleinherrschaft Konstantins des Großen 324 n. Chr., der Teilung des römischen Reichs 395 n. Chr. oder mit dem Ende des weströmischen Kaisertums 476 n. Chr. (Weiß, 2005, Bd. 1, S. 286).

In der griechischen Antike herrschte eine eindeutige gesellschaftliche Ungleichheit der Zeitverwendung, an deren Spitze sich die freien Bürger regulär der Muße widmeten. Die (unfreiwillige) Lohnarbeit wurde von Sklaven und Banausen geleistet, während sich die freien Griechen vorwiegend der Politik und den Künsten widmeten.

Die „Banausen“ waren in der Antike die „niedrigen Handwerker“, die ihren Lebensunterhalt durch körperliche Arbeit verdienen mussten (Irmischer, 1990, S. 83-84). Die „freien Bürger“, auch „Mußeklasse“ genannt, gaben sich der „scholé“ hin, der altgriechische Begriff für „Muße“. Die „scholé“, von der übrigens das Wort „Schule“ abstammt, drückte aber nicht nur den Genuss freier, selbstbestimmter Zeit aus, sondern beinhaltete vielmehr Bildung, Philosophie und Politik mit dem Bestreben, die Organisation des Lebens in der „Polis“ zu verbessern (de Grazia, 1972). Interessanterweise wurde im antiken Griechenland von „Muße“ und „Unmuße“ gesprochen, und nicht etwa von Arbeit und Freizeit, im Sinne von „frei von der Arbeit“. „Anders als die moderne Leistungsgesellschaft hat die antike Mußegesellschaft in der scholé ..., der ‚Muße‘, das ursprünglich Gegebene, Positive, in der ascholia ..., der ‚Unmuße‘, das davon abgeleitete Negative gesehen“ (Bartels, 2004, S. 147). Somit erkennt Prahl (2002), dass „Arbeit ... sich aus der Negation der Muße“(S.89) ergab.



Freizeit - Brot und Spiele

© Petra Meyer

Nach Aristoteles Worten war Arbeit die Grundlage für Muße, was aber nicht hieß, dass jeder arbeiten musste, sondern insbesondere die „Unfreien“, „damit die Mußeklasse, scholé genießen konnte“ (S. 89). Die Muße der freien Bürger war nur möglich, weil die unfreie Bevölkerungsschicht die gesamte Last der körperlichen Arbeit tragen musste (vgl. Landolt, 2005).

Es wurden im Freilichttheater und auf öffentlichen Plätzen eine Menge an Freizeitmöglichkeiten in den Bereichen Kultur, Sport und Politik geboten. Weitere

Beispiele sind Musik, Dichtkunst, Rhetorik, Schauspiel, Debatten, Gerichtssitzungen und sportliche Wettkämpfe wie Ringen, Laufen oder Turnen. Auch bei den Römern herrschte eine Mußeklasse. Im antiken Rom war „otium“, die römische Bezeichnung für „Muße“, „Vorbereitung und Bedingung für die Übernahme eines öffentlichen Amtes ..., andererseits war sie auch die Ruhe und Ordnung des Privatmannes“.

Die römische Gesellschaftsstruktur war in Bezug auf die Arbeitsteilung und Zeiteinteilung weiterentwickelt als die griechische „Polis“. Die zahlreichen Stadtbewohner, vom Händler bis zum Arbeiter, mussten nicht ihre gesamte Arbeitskraft investieren, um den Herrschenden ihre

Muße zuzusichern, da die unfreie Landbevölkerung und Sklaven so viel erwirtschafteten, dass zum Teil auch die Stadtbewohner arbeitsfreie Zeit und Versorgung mit Lebensmitteln erhielten. Um diese freien Zeiten zu nutzen, wurden „große Parks, öffentliche Hallen, Plätze ... Sportarenen“ wie auch riesige Bäder errichtet, mit dem Ziel die Stadtbürger zu beruhigen, zu kontrollieren und zur Massenloyalität zu bringen. Jedoch galt nur kleiner Teil dieser freien Tage für die zahlenmäßig größere, unfreie Landbevölkerung, die schwere körperliche Arbeit bei jeder Wetterlage verrichten musste.

2.3. Mittelalter

Das Mittelalter erstreckte sich in etwa über den Zeitraum des fünften bzw. sechsten Jahrhunderts bis Ende des 15. bzw. Anfang des 16. Jahrhunderts. Unterteilt wird das Mittelalter in Frühmittelalter für die Zeit vom fünften/sechsten bis zehnten Jahrhundert, in Hochmittelalter vom zehnten bis Mitte des 13. Jahrhunderts und in Spätmittelalter von Mitte des 13. bis Ende 15./Anfang 16. Jahrhundert (vgl. Weiß, 2005, Bd. 10, S. 5). Die Zeitspanne vom Ende des römischen Reichs bis zum Hochmittelalter gilt als „Dunkles Zeitalter“ oder auch als „Dunkle Jahrhunderte“, da deren Geschichte mangels Schriftquellen oder archäologischer Funde wenig bis gar nicht erforscht ist.

Im Frühmittelalter herrschten der Feudaladel und die christliche Kirche, die regelmäßiges Beten und strenge Arbeitsdisziplin zum Herrschaftsprinzip propagierte. Während „die geistige Arbeit adelte, haftete der körperlichen Arbeit der Ruch der Unfreiheit und der Demütigung ... an“ (Gilomen, 2005, S. 25). Die regelmäßigen Gebetszeiten wurden durch Glockenläuten signalisiert und galten neben dem Volk und dem Klerus auch für die Könige, Fürsten, Ritter etc., die sogenannten „weltlichen Herren“, deren Leben zudem u.a. von Kriegszeiten, Gerichtstagen und Ritterspielen geprägt war (ebd.).

Eine geregelte Zeiteinteilung zwischen Arbeit, Erholung und Geselligkeit existierte bereits seit dem 12. Jahrhundert (vgl. Gilomen, 2005). Nach de Grazia (1972) blieben etwas mehr als 200 Arbeitstage im Jahr, einer ähnlichen Anzahl wie bei einem heutigen Normalarbeitsverhältnis. Gänzliche Arbeitsfreiheit war jedoch reine Utopie und gehörte zu den Vorstellungen vom Paradies oder dem Schlaraffenland. Der Philosoph und Theologe Thomas von Aquin definierte die Freizeit als „tempus recreationis“, Zeit der Wiederherstellung der körperlichen und geistig-seelischen Kräfte“ (Le Goff, 1999; zit. n. Gilomen, 2005, S. 26).

Zeitmessung und Zeitdisziplin hat ihren Ursprung in den Klöstern. Kerzenuhren in Klöstern folgten im 14. Jahrhundert mechanische Uhren in Kirchtürmen, teilweise auch in Rathäusern, und dienten als Kontrollmittel in Städten und Klöstern, so dass Arbeits-, Gebets- und Essenszeiten genau terminiert werden konnten (vgl. Dohrn-van Rossum, 1992). Die Bestimmung der Zeitverwendung diente der christlichen Kirche und dem Feudaladel als Instrument zur Erhaltung ihrer Herrschaft.

Anfangs teilten die Stadtbürger ihre freie Zeit mit der Großfamilie, währenddessen sich die auf Burgen und in Schlössern lebenden Adligen dem Fechten und Reiten sowie der Dichtkunst, Malerei, Musik und Gesang hingaben oder bei Ritterturnieren ihre Herrschaft präsentierten.

2.4. Frühe Neuzeit

Die „Neuzeit“ beginnt mit dem Ende des Mittelalters zwischen 1450 und 1500 und dauert bis in die Gegenwart an. Sie wird als Zeitalter der großen Entdeckungen, des Humanismus, der Renaissance und Reformation gesehen. Häufig wird die Neuzeit noch in „Frühe Neuzeit“, die

mit Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 abschließt, in „Jüngere Neuzeit“, die weiter bis zur französischen Revolution 1789 anhält, sowie in „Neueste Zeit“ unterteilt, die 1917 u.a. mit der Oktoberrevolution und der dort beginnenden „Zeitgeschichte“ endet (Weiß, 2005, Bd. 10, S. 340-341).

Mit Beginn der Neuzeit war die Gesellschaft von den Prinzipien der Arbeitsorganisation und Berufszugehörigkeit erheblich geprägt. Die Herrschaftssysteme Kirche und Feudaladel verloren nach und nach ihre Macht und die ständische Zugehörigkeit allmählich ihre Bedeutung. Erste Manufakturen wurden errichtet; der einzelne Arbeiter verrichtete nur noch bestimmte Teile des Arbeitsprozesses eines Produkts, die Arbeitszeit wurde unabhängig von naturgemäßen Bedingungen (Tag und Nacht) oder kirchlichen Bestimmungen (Gebetszeiten) festgelegt.

Infolge der Reformation im 16. Jahrhundert, in Deutschland unter dem Einfluss von Martin Luther, in der Schweiz von Johannes Calvin, verlor die Arbeit ihre Bedeutung als gottgewollter Mühsal. Das Luthertum verstand Arbeit als eigentlichen Sinn des Lebens und verschmähte Muße als Müßiggang. Unter dem religiösen Einfluss Calvins galt Arbeit nun als das von Gott vorbestimmte individuelle Lebensziel (vgl. Weber, 2005). Unter der Prämisse der Leistung drückte die protestantische Weltanschauung der Arbeit ihren Stempel auf, mit der, so Max Weber, in Europa der Kapitalismus entstand:



Ludwig Richter: *Der Feierabend*

„Nicht Muße und Genuß, sondern nur Handeln dient nach dem [...] Willen Gottes zur Mehrung seines Ruhms. Zeitvergeudung ist also die erste und prinzipiell schwerste aller Sünden. Die Zeitspanne des Lebens ist unendlich kurz und kostbar, um die eigene Berufung ‚festzumachen‘. Zeitverlust durch Geselligkeit, ‚faules Gerede‘, Luxus, selbst durch mehr als der Gesundheit nötigen Schlaf - 6 bis höchstens 8 Stunden - ist sittlich absolut verwerflich“ (Weber, 2005, S. 137).

Durch die nun geltenden Werte und neuen Strukturen für Arbeit und Beruf veränderte sich auch die „traditionelle Verbringung der freien Zeit“ (Prahl, 2002, S. 95). Bisher war es üblich, dass Meister wie Gesellen unter einem Dach arbeiteten und wohnen und den Feierabend in der Hausgemeinschaft verlebten. Aufgrund der Verlegung der Arbeitsplätze in die Manufakturen verlor der häusliche Feierabend an Bedeutung und die sich entwickelnden kommerziellen Freizeitmöglichkeiten, wie der Besuch des Wirtshauses, gerieten ins Blickfeld der Arbeiter.

Alan Everitt zufolge bildeten sich Gasthäuser mit einem Angebot an Sportveranstaltungen, Theatervorführungen, Bällen und Vorlesungen zu ersten „entertainment centres“ heraus (vgl. Thomas, 1964). Um möglichst viele Besucher anzuziehen, wurden wechselnde Unterhaltungsprogramme, meist gegen eine Eintrittsgebühr, mit qualifizierten Schaustellern, Sportlern, Theaterleuten und Musikanten angeboten (vgl. Brandhorst, 1994). Der regelmäßige Besuch

von Wirtshäusern ist beispielhaft für die Entwicklung und Popularisierung von kommerziellen Freizeitaktivitäten und stellt die frühe Neuzeit als „Schlüsselepoche“ im Hinblick auf die Entwicklung der Konsumgesellschaft dar.

Viele Freizeitaktivitäten, wie zum Beispiel eine Frühform des Fußballspiels oder auch Tanz und Musik gerieten, „erst mit der Festlegung von Regeln und der Niederschrift von Noten ... ins historische Gedächtnis“ (Prahl, 2002, S. 95).

2.5. Industrialisierungsphase

Die moderne Industriegesellschaft entstand zwischen 1750 und 1800. Die Industrialisierung setzte zuerst in Großbritannien ein, seit Beginn des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland. Weiß nennt folgende Kennzeichen der Industrialisierung:

„Zunehmende Arbeitsteilung und Spezialisierung, neue kapitalintensive Techniken, Massenproduktion, Rationalisierung (Mechanisierung, Automatisierung) und Anwendung neuer Energieträger (Kohle, Erdöl, Elektrizität) sowie ... neue Unternehmensformen (Kapitalgesellschaften) und -zusammenschlüsse (Kartelle, Konzentration)“ (Weiß, 2005, Bd. 7, S. 50-51).

Mit Beginn der Industrialisierung stieg die Jahresarbeitszeit auf 3.500 bis über 4.000 Stunden, im Mittelalter waren es noch 2.000 bis 2.300 Jahresarbeitsstunden (vgl. Prahl, 2002, S.70). Die tägliche Arbeitszeit wuchs von 12 auf 16 Stunden und selbst Sonntagsarbeit wurde die Regel. Prahl (2002) schreibt in diesem Zusammenhang von bis zu 18 Arbeitsstunden und Arbeitswochen mit 80 bis 90 Wochenstunden im Jahr, die ein Industriearbeiter verrichten musste, während die Arbeitszeiten von Landwirten, Händlern und Handwerkern von den natürlichen Gegebenheiten wie Sonnenauf- und -untergang oder Sommer und Winter geprägt wurden. Die Industriearbeiter mussten bis Mitte des 19. Jahrhunderts weitaus mehr als 4.000 Stunden im Jahr arbeiten. Ein Anspruch auf Urlaub existierte nicht und auch die große Anzahl an Feiertagen der vorangegangenen Jahrhunderte schrumpfte auf lediglich zehn bis fünfzehn Tage im Jahr. Selbst Frauen und Kinder mussten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 14 bis 16 Stunden am Tag arbeiten, um das Existenzminimum einer Familie zu sichern. Die verbleibende Zeit reichte zu kaum mehr als zum nötigen Schlaf. Die Arbeiter und Arbeiterinnen erhielten Hungerlöhne, während ihre physische Arbeitskraft vollkommen ausgeschöpft wurde. Verantwortlich für die überlangen Arbeitszeiten ist die weit verbreitete Ansicht der Industrielien: „Je länger die Arbeitszeit, um so größer der Ertrag“ (Giesecke, 1983, S. 21). Diese Denkweise wurde durch fragwürdige wissenschaftliche Erkenntnisse gerechtfertigt. „In England wurde beispielsweise ‚bewiesen‘, dass junge Menschen, ‚welche man nicht volle 12 Stunden in die warme und reine Moralluft der Fabrikstube bannt, sondern eine Stunde früher in die gemütskalte und frivole Außenwelt verstößt, von Müßiggang und Laster um ihr Seelenheil geprellt werden“ (Prahl, 2002, S. 99). Oder auch das vom englischen Nationalökonom Senior verfasste „wirtschaftswissenschaftliche Gesetz“, welches angibt, dass der Unternehmensgewinn erst in der letzten Arbeitsstunde eintrete und demnach eine Verlängerung der Arbeitszeit erforderlich sein müsse. Die Erhöhung des Unternehmensgewinnes sollte im Interesse des Gemeinwohls stehen.

Allerdings glaubten die Ökonomen, wie auch die meisten Arbeiter, „an die Heiligkeit der Arbeit“: *„Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse aller Länder, in denen die kapitalistische Zivilisation herrscht, eine Sucht, die das in der modernen Gesellschaft herrschende Einzel- und Massenelend zur Folge hat. Es ist dies die Liebe zur Arbeit, die rasende, bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitssucht. Statt gegen diese Verirrung anzukämpfen, haben die Priester, die Ökonomen und die Moralisten die Arbeit heiliggesprochen“* (Lafargue, 1999, S. 20).

Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Dauer der täglichen Arbeitszeit ab. Dies geschah jedoch nicht aus ökonomischen Gründen. Das Militär bemängelte den kläglichen Gesundheitszustand der Rekruten, die bereits seit dem Kindesalter körperlich anstrengende Fabrikarbeiten verrichten mussten. Einige Zeit später erkannten auch die Industriellen, „dass eine langfristig intensive Nutzung der Arbeitskraft letztlich vorteilhafter sein könne als eine kurzfristige Ausbeutung“ (ebd. Prahl, 2002, S. 99).

Ein Vorreiter des Achtstundentags in Deutschland war Ernst Abbe. 1900 führte Abbe den Achtstundentag in den Jenaer Zeisswerken ein und erkannte schnell die Gründe, warum in kürzerer Zeit die gleiche Menge an Arbeit bewerkstelligt werden konnte. Er stellte fest, dass Arbeitsfähigkeit und Arbeitskonzentration nur über einen gewissen Zeitraum beibehalten werden können und dass im Zuge der Optimierung der Arbeitsorganisation Zeit gespart werden könne. Infolge dieser Erkenntnisse entstand Abbes Leitspruch für eine Drittelung des Tages: „Acht Stunden Unternehmerdienst — acht Stunden Schlaf — acht Stunden Mensch sein“ (zit. n. Bausinger, 1979, S. 73). Bereits zuvor kämpften britische Arbeiter mit einer ähnlichen Parole: „eight hours work, eight hours sleep, eight hours play“ (Giesecke, 1983, S. 22) oder auch der britische Sozialist und Fabrikeigentümer Robert Owen 1856 mit: „eight hours labour, eight hours rest, eight hours recreation“ (acmi, 2009) für die Drittelung des Tages.

Die Industriearbeiter begannen sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts gewerkschaftlich und politisch zu organisieren und leisteten mit ihrem Kampf zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen, neben den wirtschaftlichen Entwicklungen, einen gewissen Beitrag zur Verkürzung der Arbeitszeiten.

Mit der permanenten Ausbreitung der Industrie vergrößerten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Verwaltungsapparate des Staates und der Betriebe, die die Zahl der Beamten und Angestellten immens ansteigen ließ. Die neue Gesellschaftsschicht der Beamten und Angestellten, später „neuer Mittelstand“ genannt, verbrachte weniger Zeit als die Industriearbeiter am Arbeitsplatz und besaß einen geregelten Urlaub.

Im Einklang mit der Arbeitszeitverkürzung wurde die Freizeit der Arbeiter zum sozialpolitischen Problem. Das Bürgertum, auch als Mittelschicht bezeichnet, sah die Freizeit der Arbeiter einerseits als eine politische Bedrohung und eine Gefahr der sittlichen Verwahrlosung, andererseits als eine Chance zur „Integration der Arbeiterschaft in den bürgerlichen Staat“ (Giesecke, 1983, S. 28). Das sozialreformerische Bürgertum war der Auffassung, es müsse den Arbeitern „bürgerliche Kultur“ in Form von Bildung und Sittlichkeit näher gebracht werden, um sie in die bürgerliche Gesellschaft eingliedern zu können. Es wurde eine öffentliche Diskussion geführt, was die Arbeiter mit ihrer neuen Freizeit anfangen sollten — die so genannte „Lösung der Arbeiterfrage“. Der Versuch des Bürgertums, Arbeitern eine sinnvolle Freizeitgestaltung vorzugeben, fand bei den Arbeitern wenig Zuspruch. Aber auch die katholische Kirche bot ein umfangreiches Vereinsleben mit religiösen Intentionen, Bildung und Gesellschaft (ebd.).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts breitete sich auch das kommerzielle Angebot an Freizeitmöglichkeiten aus. Die Massenmedien entwickelten sich weiter und es wurde auf Massenkonsum umgestellt. Die Gesellschaft wandelte sich „von der elitären Hochkultur zur demokratischen Massenkultur“ (Prah, 2002, S. 102). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die Massen vom neuen Medium „Kino“ angezogen. Die Eintrittspreise zum Besuch des Kinos waren sehr niedrig, was besonders die unteren Gesellschaftsschichten anzog.

Somit kann gesagt werden, dass schon die Arbeiter in der Zeit der Industrialisierung neben der Regeneration von der Arbeit, die Freizeit für Geselligkeit, Sport, Bildung, Politik, Kultur und Konsum nutzten. Durch entsprechendes Freizeitverhalten hoben sich die Gesellschaftsschichten voneinander ab. Für Bürgertum und Adel waren weiterhin Oper, Konzerte und The-

ater vorbehalten, allerdings boten sich mit volkstümlichen Theatern, Operettenhäusern und Tanzdarbietungen kulturelle Veranstaltungen für die unteren Schichten. Kulturelle Aktivitäten hatten die Aufgabe von der harten Arbeit abzulenken, eigene Fähigkeiten und Bedürfnisse zu erkennen, um ihre Potenziale ausschöpfen zu können.

2.6. Weimarer Republik

Die Weimarer Republik umfasst den Zeitraum des Deutschen Reiches von der Novemberrevolution 1918 bis zur Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933.

Im November 1918 wurden der Achtstundentag und die 48-Stunden-Woche beschlossen. „Die Arbeitsruhe an Sonn- und Feiertagen ... wurde in der Verfassung verankert. Jedoch entstanden auf Drängen der Unternehmen etliche Ausnahmen zur Lockerung der Arbeitszeitregelungen, beispielsweise in wirtschaftlichen Notlagen, die verlängerte Arbeitszeiten und Überstunden möglich machten“ (Giesecke, 1983). Allgemein betrachtet, verkürzte sich die wöchentliche Arbeitszeit in der Weimarer Republik unwesentlich. Durch die Gewährung von Urlaub senkte sich die Jahresarbeitszeit leicht. Zimmermanns Angaben zufolge sollen 1929 so gut wie alle (97,8 Prozent) Tarifverträge der 14 Millionen tarifvertraglich erfassten Arbeiter und Angestellten, Vereinbarungen über bezahlten Urlaub von drei bis zu vierzehn Tagen beinhaltet haben (vgl. Giesecke, 1983, S. 42)

In der Zeit der Weimarer Republik waren große Teile der Bevölkerung von Phasen der Arbeitslosigkeit („unfreiwillige Freizeit“) betroffen. Der Mangel an Arbeitsplätzen war eine der Folgen des Ersten Weltkrieges, mit der viele Menschen bis 1923 zu kämpfen hatten. Die „Goldenen Zwanziger“ (1924 - 1929) brachten mit dem Wirtschaftsaufschwung den meisten eine Beschäftigung und senkte die Arbeitslosigkeit auf ein niedriges Niveau. Mit der Weltwirtschaftskrise 1929 verloren schlagartig viele Menschen ihre Arbeit. Bis 1932/33 stieg die Arbeitslosenzahl auf fast sechs Millionen an.

Die wechselnden Phasen von Nichtbeschäftigung und Beschäftigung gingen einher mit materieller Not, beziehungsweise Konsum- und Freizeitverhalten. In den „Goldenen Zwanzigern wurden viele gesellschaftliche Zwänge abgestreift, [neue] Lebensstile und Formen ausprobiert, [teilweise] auch freie Sexualität praktiziert“ (Prahl, 2002, S. 106). Zugleich ließen sich bei Kunst und Musik neue Stile erkennen, die sich teilweise mit den bisherigen Richtungen vermischten. Radio, Schallplatte, Film und Fotografie verbreiteten die neuen Stilrichtungen in einem rasenden Tempo in der Republik.

Nicht nur „in Literatur, Kunst, Musik, Film oder Tanz setzten sich ... neue Richtungen durch, ... [sondern auch neue] Wissenschaftsdisziplinen wie Psychologie, Soziologie oder Politologie“ (Prahl, 2002, S. 106) entstanden, die die Qualität der Freizeit verbesserten, indem sie Freizeit nicht mehr als Gegenteil von Arbeit sahen, sondern vielmehr als eine Chance, neue Denk- und Verhaltensweisen auszuprobieren. Die neuen Massenmedien Presse, Hörfunk und Kino bereicherten die Freizeit. Mitte der zwanziger Jahre besuchten täglich rund zwei Millionen Menschen das Kino und 1931 wurden bereits 3,7 Millionen Rundfunkhörer gezählt (vgl. Langewiesche, 1980).

1932 schreibt Sternheim, dass auch Sport und Kleingärtnerei eine große Rolle im Freizeitbereich spielten. 1927 gehörten den Sportverbänden „Arbeiter-Turn-Bund“ und „Radfahrerbund“ 700 000 bzw. 250 000 Mitglieder an. Gegen Ende der Weimarer Republik gab es an die 1,5 Millionen Kleingärtner. Aber nicht nur die Politik oder die Sportverbände wollten die Freizeit der Arbeiter und Angestellten beeinflussen. Selbst die Industrie versuchte durch Betriebssport, Werks-



bibliotheken oder kostenlose Werkszeitungen die Freizeit ihrer Beschäftigten zu steuern.

Die wachsende Arbeitslosigkeit und die politische und wirtschaftliche Instabilität führten zu einer kollektiven Unsicherheit der Massen. Diese Unsicherheit machten sich die Nationalsozialisten zunutze. Mit Hilfe der Massenmedien propagierten sie ihr „völkisches Gedankengut“, um ihre Anhängerschaft zu vergrößern.

2.7. Deutsches Reich (1933-1945)

In der Zeit von 1933 bis 1945 herrschte im Deutschen Reich der Nationalsozialismus (NS). Die völkische, antisemitische, nationale und revolutionäre Bewegung, die sich ab 1920 als Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDAP) unter der Führung Adolf Hitlers organisierte, indoktrinierte das Volk und verbreitete ihre Ideologien. Durch die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 entstand der „Führerstaat“, der durch die bedingungslose Kapitulation des Zweiten Weltkrieges am 8. Mai 1945 endete.

Die sich in der Weimarer Republik entwickelnde Freizeitbewegung mit ihren individuellen und freiheitlichen Entfaltungsmöglichkeiten war den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. Sportliche und kulturelle Organisationen der Arbeiter, politische Parteien und Verbände wie auch Gewerkschaften wurden aufgelöst. An ihre Stelle traten Organisationen wie die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF), „Kraft durch Freude“ (KdF), „Hitlerjugend“ (HJ) und „Bund Deutscher Mädchen“ (BDM), die annähernd alle gesellschaftlichen Bereiche abdeckten, um sie im nationalsozialistischen Sinne zu beeinflussen.

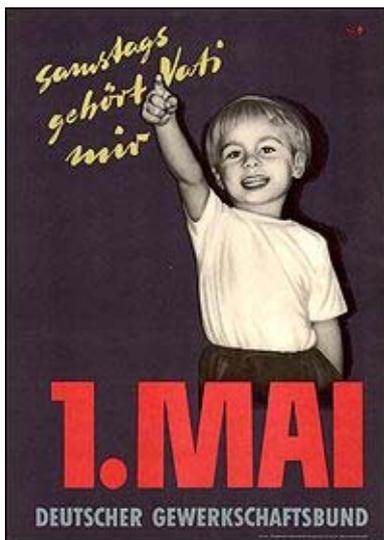
Die Arbeitszeitregelungen während der NS-Zeit unterschieden sich kaum zu denen der Weimarer Republik. Jedoch gab es auch zu dieser Zeit Ausnahmeregelungen, die zu Rüstungs- und Kriegszeiten ausgenutzt wurden.

Seit 1936 wurden die Arbeitsbedingungen schlechter, Arbeitszeiten kontinuierlich länger und die arbeitsfreie Zeit immer geringer. Weitere angebotene Freizeitmöglichkeiten dienten zur sozialen Kontrolle und Disziplinierung. Massenaufmärsche, Feiern und Veranstaltungen erweckten bei vielen ein Gefühl der Geborgenheit und Teilhabe am „großen Ganzen“. Um später rüstige Soldaten rekrutieren zu können, waren zum Teil die sportlichen Aktivitäten Pflichtveranstaltungen der NS-Organisationen und auch in Schulen und Hochschulen stieg die Priorität des Sports. Weiter genossen Tanzen, Singen und Musizieren neben dem Sport Ansehen als Freizeitbeschäftigung. Die Massenmedien Radio und Kino wurden planmäßig zur „Meinungs- und Geschmacksbildung“ benutzt.

2.8. Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg

In den ersten Jahren nach Kriegsende zählten in erster Linie der Wiederaufbau und das tägliche Überleben, die Freizeit spielte nur eine untergeordnete Rolle. In der Zeit bis 1950 diente Freizeit lediglich zur Wiederherstellung der Arbeitskraft. In Form von Vergnügen, Genuss und Luxus war sie verpönt und bestenfalls als Belohnung für das Erbringen besonderer Leistungen zu akzeptieren. Von der Stellung in der Arbeitsgesellschaft hing die soziale Identität der Menschen ab. Ansehen, Prestige und soziale Zugehörigkeit wurden durch sie begründet. Arbeit machte stolz, förderte das Selbstbewusstsein und war moralische Stütze, indem sie Menschen disziplinierte, Leben und menschliche Beziehungen ordnete.

2.8.1. Die 50er Jahre



© DGB

sam, Gleichordnung statt Unterordnung, Verschwendung statt Verzicht, Aufsehen-Erregen statt Bescheidenheit-Zeigen, Müßiggang statt Arbeitseifer, Selbstbestimmung statt Pflichttreue“ (Giesecke, 1983, 5. 87).

In den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts standen die Arbeit und der Aufbau einer eigenen Existenz im Vordergrund. Eine 6-Tage- und 48-Stunden-Woche waren die Regel. Einmal im Jahr stand den Arbeitenden ein 15-tägiger Erholungsurlaub zu, der üblicherweise zu Hause mit der Familie verbracht oder auch zum Besuch von Verwandten genutzt wurde. Aber auch der Kampf um verkürzte Arbeitszeiten ging weiter. Die Gewerkschaften forderten eine schrittweise Einführung der 5-Tage- und 40-Stunden-Woche. Ein Wertewandel begann, der bis 1980 anhielt. Die Arbeit verlor langsam ihren zentralen Stellenwert als „Identitätsgeber“ und wurde immer mehr als Zweck zur Bestreitung des Lebensunterhaltes gesehen, insbesondere bei abhängig beschäftigten Arbeitnehmern. So änderte sich auch bei einem Großteil der deutschen Bevölkerung die Lebenseinstellung: „Gelebt wurde in der Freizeit, und die dort benötigten Tugenden waren ganz andere, nämlich solche des Genießens und Verbrauchens: Freiheit statt Gehor-



Neue Freizeit der Deutschen: Müßiggang statt Pflichttreue

2.8.2 Die 60er Jahre

Der Arbeitskampf der Gewerkschaften machte sich bezahlt und zeigte Wirkung in Richtung 40-Stunden-Woche. Im Jahr 1960 betrug die tarifliche Arbeitszeit 44 bis 45 Stunden pro Woche bei einem Urlaubsanspruch von etwa drei Wochen im Jahr. 1965 wurde die wöchentliche Arbeitszeit sogar auf 41 bis 42 Stunden gesenkt (vgl. Giesecke, 1983, S.90). Mit der Einführung der 5-Tage-Woche am Anfang der sechziger Jahre und der daraus resultierenden Zunahme an frei verfügbarer Zeit veränderten sich auch die Freizeitgewohnheiten der deutschen Bevölkerung. Es wurde sich nunmehr ausgeruht und ausgeschlafen. Auch das Tätigen von Besuchen lag hoch im Kurs. Das Medium „Fernsehen“ wurde 1963 als viertwichtigste Freizeitbeschäftigung in einer Umfrage des DIVO-Instituts genannt. Platz 1 belegte der Besuch von Theater, Konzerten und Veranstaltungen. Zu dieser Zeit hing das soziale Prestige stark vom persönlichen Freizeitverhalten ab. „Man ‚mußte‘ einfach ins Theater gehen, kulturelle Veranstaltungen besuchen, am kirchlichen Gemeindeleben teilnehmen oder seine Allgemeinbildung verbessern“ (Opaschowski, 1996, S. 22).

2.8.3. Die 70er Jahre

1970 hatte der Durchschnittsarbeitnehmer eine 5-Tage- und 42-Stunden-Woche, 238 Arbeitstage und 127 arbeitsfreie Tage im Jahr zu denen Urlaub, Feiertage und Wochenenden zählten (vgl. Opaschowski, 2008, S.23)

Die offizielle Arbeitszeit war jedoch durch anfallende Überstunden tatsächlich höher. Die Menge an Zeit eines Arbeitnehmers, die durch Arbeit bestimmt wurde, lag über der Menge an arbeitsfreier Zeit. „Auf dem Höhepunkt der wirtschaftlichen Konjunktur und kurz vor Einbruch der Massenarbeitslosigkeit ...“ charakterisiert Opaschowski (2008, S.32) „Arbeit vom Umfang und von der Bedeutung her ... [als] das bestimmende Strukturmerkmal der Gesellschaft“.

2.8.4. Die 80er Jahre

Nachdem in den Siebzigerjahren nach etwa 20-jährigem Arbeitskampf der Gewerkschaften die 40-Stunden-Woche erreicht wurde, erbrachten die Forderungen in den achtziger Jahren zahlreichen Branchen die 38,5-Stunden-Woche. In einigen Arbeitsbereichen wurde die 35-Stunden-Woche eingeführt, bei der Volkswagen AG die 28-Stunden-Woche. In Zeiten der hohen Arbeitslosigkeit sollten Arbeitszeitverkürzungen neue Arbeitsplätze schaffen. Dies wurde in der Praxis nur selten erreicht. Meistens war das Gegenteil der Fall. Aus Angst den Arbeitsplatz zu verlieren, waren die Beschäftigten bereit, länger zu arbeiten. Im öffentlichen Dienst wurde zum Großteil zur 40-Stunden-Woche zurückgekehrt.

Die wichtigsten Freizeitbeschäftigungen veränderten sich im Vergleich zum vergangenen Jahrzehnt kaum. Für Zeitung lesen, Radio hören und Fernsehen wurde immer noch am meisten Zeit aufgebracht, wobei Fernsehen erstmalig den ersten Rang einnahm. In einer 1986 vom BAT Freizeit-Forschungsinstitut durchgeführten Untersuchung tauchte eine neue Freizeitbeschäftigung, das Telefonieren, auf, das auf Position vier gelistet wurde.

Das Telefon half bei der Suche nach Freizeitkontakten und „wurde zu einer Kontaktbrücke nach außen und zugleich zu einem Instrument der Langeweileverhinderung“ (Opaschowski, 1996, S. 23) genutzt.

2.8.5 Die 90er Jahre



Spaßfaktor

die mit so viel Zeit und Geld, Bildung und Wohlstand aufgewachsen ist“ (Opaschowski, 1996, S. 23). Opaschowski (2008) sah, dass die klassische Arbeitsgesellschaft in eine Legitimationskrise geriet, da Arbeit und Freizeit sich qualitativ und quantitativ näher kamen. Teilweise bekamen Freizeitaktivitäten Arbeitscharakter. Es begann sich eine neue „Freizeit-Arbeitsgesellschaft“ zu entwickeln. Die Einstellung zur arbeitsfreien Zeit änderte sich. Freizeit war jetzt für die meisten Menschen Muße- und Eigenzeit, Kontakt- und Sozialzeit, wie auch Arbeitszeit. Opaschowski (1996, S.23) nennt „Zeit für sich selbst, ... mehr Zeit zum Leben, mehr Zeit für persönliche Interessen und Freizeitbeschäftigungen“ als Indizien der Muße und Eigenzeit. Kontakt- und Sozialzeit meint die Zeit gemeinsamer Unternehmungen oder einfach nur das Zusammensein über kürzere oder längere Dauer. Die Freizeit als Arbeitszeit umfasst freiwillige Arbeiten, die Spaß machen, aber auch von großem Nutzen sein können. Zu nennen wären da: Heimwerken, Nachbarschaftshilfe oder ebenfalls Nebenjob oder Zweitbeschäftigung.

Keine Veränderungen auf den ersten vier Plätzen der wichtigsten Freizeitbeschäftigungen ergab die Studie des BAT Freizeit-Forschungsinstituts im Jahre 1995 im Vergleich zum Jahre 1986. Weiterhin wurde die Freizeit am meisten für die Nutzung der Medien Fernsehen, Zeitung, Radio verwendet, gefolgt vom Kontaktinstrument Telefon. In Zeiten des hektischen Alltagslebens bekamen regenerative Tätigkeiten wie „Ausschlafen“ und „Faulenzen“ (Rang 5 und 8) eine immer größere Bedeutung (vgl. Opaschowski, 1996).

2.9. Zusammenfassung

Es wurde die gesellschaftliche Entwicklung der Freizeit für den Zeitraum von den einfachen Gesellschaften und frühen Hochkulturen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts untersucht. Festgestellt wurden Unterschiede der verschiedenen Gesellschaftsschichten in den Bereichen Arbeitspflicht bzw. Arbeitszwang, Arbeitstätigkeiten sowie den Freizeitgewohnheiten. Die genannten Bereiche waren jeweils abhängig vom Herrschaftssystem der entsprechenden Zeit, der Kultur und des technischen Fortschritts. Ebenso gab es in der Zeitgeschichte Veränderungen bei der Arbeitszeitdauer und der Anzahl der Arbeitstage.

Schon in den einfachen Gesellschaften gab es eine Zwei-Klassen-Gesellschaft. Häuptlinge, Medizinmänner und Schamanen mussten keine körperliche Arbeit verrichten. Diese Ordnung setzte sich in der griechischen Antike fort. Zu dieser Zeit waren Sklaven und Banausen gezwungen, die niedere körperliche Arbeit zu verrichten, während die herrschende Mußeklasse der Politik, den Künsten und der Philosophie nachging. In der römischen Antike genossen

neben der herrschenden Mußeklasse auch die Stadtbewohner Muße, da die unfreie Landbevölkerung wie auch die Sklaven genügend erwirtschafteten. Im Mittelalter herrschten der Feudaladel und die christliche Kirche. In diesem Zeitalter war körperliche Arbeit ein Zeichen von Unfreiheit, während geistige Arbeit adelte.

Auch bei den Freizeitgewohnheiten der verschiedenen Gesellschaftsklassen gibt es Unterschiede. In der Antike tauchen erstmalig mögliche Freizeitbeschäftigungen auf. Diese waren kultureller, sportlicher oder politischer Art und den freien Bürgern vorbehalten. Im Mittelalter gab es ebenfalls klassentypische Unterschiede. Handwerk und Stadtpöbel verbrachten ihre freie Zeit mit volkstümlichen Gesängen, Ballspielen und Sportveranstaltungen. Die Oberschicht genoss in ihrer Freizeit Musik- und Theateraufführungen, Jagden, Festspiele und Wettkämpfe. Die frühe Neuzeit brachte der Unter- und Mittelschicht das Wirtshaus als Stelle sozialer Kontakte. Dort wurden Sportveranstaltungen, Theatervorführungen, Bälle und Vorlesungen geboten oder sich zum Kartenspiel getroffen. In der Industrialisierungsphase mussten die Arbeiter bis Mitte des 19. Jahrhunderts ohne Freizeit auskommen. Bei bis zu 90 Wochenarbeitsstunden blieb kaum Zeit zum Schlaf. Einige Jahrzehnte später, nach Abnahme der Arbeitszeit, entwickelte die Arbeiterschaft ihre eigene Freizeitkultur und gründete Gegenorganisationen zu bestehenden Sport- und Gesangsverbänden. Mit volkstümlichen Theater, Operetten, Tanzdarbietungen und Kino boten sich weitere Freizeitangebote für die Unterschicht. Oper, Konzerte und Theater war Bürgertum und Adel vorbehalten. Zur Zeit der Weimarer Republik verloren die kulturellen Gepflogenheiten der Oberschicht allmählich an Exklusivität.

Im untersuchten Zeitraum wird zu keiner Phase mehr gearbeitet als zur Zeit der Industrialisierung. Höchstwerte waren dort 3.500 bis 4.000 Jahresarbeitsstunden und mehr. Zur Zeit der einfachen Gesellschaften hatten bei den Agrarvölkern die Ruhetage nach etwa die Hälfte des Jahres ausgemacht. In der griechischen Antike wurde der unfreien Bevölkerung ungefähr 60 freie Tage im Jahr zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben gewährt. Im Mittelalter hatte ein Handwerker eine ähnliche Anzahl an Arbeitstagen wie es heute üblich ist. Nach Ende des ersten Weltkriegs betrug die 6-Tage-Woche der Beschäftigten 48 Arbeitsstunden. Diese Regelung hielt bis zu Beginn der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts an. In den folgenden Jahrzehnten sank die Anzahl der durchschnittlichen Jahresarbeitsstunden auf 1.643 in neunziger Jahren. Nie zuvor seit Beginn der Neuzeit hatten die Menschen mehr Zeit zur freien Verfügung als Arbeitsstunden.

Nachdem in diesem Kapitel der geschichtliche Teil der gesellschaftlichen Freizeitentwicklung untersucht wurde, werden im folgenden Kapitel aktuelle Erkenntnisse der heutigen Freizeit näher gebracht.

3. Literaturverzeichnis (Teil I und Teil II)

ACMI/Australian Centre for the Moving Image (2009). Background to the Eight-hour Day. Zugriff am 15.11.2009 unter <http://www.acmi.net.au/D38A2418B9C34B0CA60F6CD86EEF4626.htm>

Agricola, S. (Red.). (1999). Freizeit in Deutschland. Freizeittrends 2000plus. Erkrath: Deutsche Gesellschaft für Freizeit.

Bartels, K. (2004). Wie Berenike auf die Vernissage kam (3. durchgesehene Aufl.). Mainz: Verlag Philipp von Zabern.

Bausinger, H. (1979). Arbeit und Freizeit. In: Funkkolleg Geschichte, Studienbegleitbrief 2 (S. 43-89). Weinheim: Beltz.

BDZ/Bundesverband deutscher Zeitungsverleger (Hrsg.). (2000). Zeitungen 2000. Berlin: ZV Zeitungsverleger-Verlag Service GmbH.

- Blücher, V. Graf (1956). Freizeit in der Industriellen Gesellschaft. Dargestellt an der jüngeren Generation. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Blücher, V. Graf (1966). Die Generation der Unbefangenen. Zur Soziologie der jungen Menschen heute. Düsseldorf-Köln: Eugen Diederichs Verlag.
- Boesken, G. (2001). Lesen am Bildschirm: Wer ist ‚drin‘, und sind Bücher jetzt ‚out‘? In: Stiftung Lesen (Hrsg.): Leseverhalten in Deutschland im neuen Jahrtausend (S. 127-150). Mainz: Stiftung Lesen.
- Borsay, P. (2006). A History of Leisure. Houndmills: Paigrove Macmillan.
- Brandhorst, J. (1994). Spielleute. Vaganten und Künstler. In: Hergemöller, B.-U. (Hrsg.), Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft (S. 157-180). Warendorf: Fahlbusch.
- Brockhaus (2006). Brockhaus Enzyklopädie (21. völlig neu bearbeitete Aufl.), Band 9. Mannheim: F.A. BrockhausAG.
- Brodersen, K. & Zimmermann, B. (Hrsg.). (2000). Metzler-Lexikon Antike. Weimar: Metzler.
- Caretta, P. (2005). Spielen als Freizeitbeschäftigung in Zürich im 15. Jahrhundert. In: Gilomen, H. J., Schumacher, B. & Tissot, L. (Hrsg.), Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert (S. 61-68). Zürich: Chronos Verlag.
- Dohrn-van Rossum, G. (1992). Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnungen. München: Carl Hanser Verlag.
- DOSB/Deutscher Olympischer Sportbund (2009). Integration durch Sport. Zugriff am 09.11.2009 unter <http://www.integration-durch-sport.de/de/intec>
- Duden (2003). Deutsches Universalwörterbuch (5. überarbeitete Aufl.). Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Ehling, M. (1996). Arbeitsfreie Zeit — Freizeit heute. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Zeit im Blickfeld: Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung. Stuttgart: W. Kohhammer GmbH.
- Emrich, E & Reimann, A. (1992). Sport als Mittel der Integration bei Aussiedlern - Eine Atmosphäre, in der Gleiche unter Gleichen handeln, In: Olympische Jugend, 37(2), 15-17.
- Gessler, M. (2005). Die Bäder von Baden: Rechtliche Freiräume (1415-1714). In: Gilomen, H.-J., Schumacher, B. & Tissot, L. (Hrsg.), Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert (S. 69-85). Zürich: Chronos Verlag.
- Giesecke, H. (Hrsg.). (1974). Paedagogica. Daten — Meinungen — Analysen. Freizeit- und Konsumerziehung (3. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Giesecke, H. (1983). Leben nach der Arbeit: Ursprünge und Perspektiven der Freizeitpädagogik. München: Juventa Verlag.
- Gilomen, H.-J. (2004). Das Schlaraffenland und andere Utopien im Mittelalter. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 104, 213-248.
- Gilomen, H.-J. (2005). Freizeitgestaltung vom Spätmittelalter bis zum Ende des Ancien Régime Einleitung. In: Gilomen, H.-J., Schumacher, B. & Tissot, L. (Hrsg.), Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert (S. 25-31). Zürich: Chronos Verlag.
- Grazia, S. de (1972). Der Begriff der Musse. In: Scheuch, E.K. und Meyersohn, R. (Hrsg.), Soziologie der Freizeit. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- H-Soz-u-Kult (2009). Rezensionen. Zugriff am 15.11.2009 unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/type=rezbuecher&sort=datum&order&extended=1>

- Heinemann, K. & Schubert, M. (1994). Der Sportverein. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann. Irmischer, J. (Hrsg.). (1990). Lexikon der Antike (10., durchgesehene und erweiterte Aufl.). Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Kluth, H. (1966). Freizeit im Schatten der industriellen Arbeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lafargue, P. (1999). Das Recht auf Faulheit (2. Aufl). Grafenau: Trotzdem-Verlag.
- Lamprecht, M. & Stamm, H. (1994). Die soziale Ordnung der Freizeit. Zürich: Seismo Verlag.
- Landolt, O. (2005). Zur zeitlichen Belastung von städtischen Ratsherren und anderen politischen Führungsschichten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Gilomen, H.-J., Schumacher, B. & Tissot, L. (Hrsg.), Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert (S. 47-59). Zürich: Chronos Verlag.
- Langewiesche, D. (1980). Zur Freizeit des Arbeiters: Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der Ersten Republik. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Nahrstedt, W. (1972). [d. Ausg.] Die Entstehung der Freizeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Bielefeld: Institut für Freizeitwissenschaft und Kulturarbeit e. V., 1988.
- Opaschowski, H.W. (1991/1992). Freizeit- und Medienkonsum in den 90-er Jahren. In: Kreile, R. (Hrsg.), Medientage München 1991, Unterföhring 1992, 279-293.
- Opaschowski, H.W. (1996). Pädagogik der freien Lebenszeit (3., völlig bearb. Aufl.). Opladen: Leske und Budrich.
- Opaschowski, H.W. (1999). Generation . Die Medienrevolution entlässt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter. Hamburg: British American Tobacco.
- Opaschowski, H.W. (2006). Deutschland 2020. Wie wir morgen leben — Prognosen der Wissenschaft (2. erweiterte Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Opaschowski, H.W. (2008). Einführung in die Freizeitwissenschaft (5. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Opaschowski, H.W., Pries, M. & Reinhardt, U. (Hrsg.). (2006). Freizeitwirtschaft. Die Leitökonomie der Zukunft. Hamburg: LIT Verlag.
- Pauser, J. (2000). „Verspilen / ist kein Spil / noch Schertz. Geldspiel und Policy in den österreichischen Ländern der Frühen Neuzeit. In: Härter, K., Policy und frühneuzeitliche Gesellschaft (S. 179-233). Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Prahl, H.-W. (2002). Soziologie der Freizeit. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Ridder, C. -M. & Engel, B. (2005). Massenkommunikation 2005: Images und Funktionen der Massenmedien im Vergleich. Zugriff am 13.11.2009 unter http://www.media.perspektiven.de/uploads/tx_mppublications/09-2005_Ridder_Engel.pdf
- Schelsky, H. (1957). Die skeptische Generation. Düsseldorf-Köln: Eugen Diederichs Verlag.
- Schmiede, R. (1979). Die Entwicklung der Arbeitszeit in Deutschland. In: Jacobi, O. (Hrsg.), Arbeitskampf um Arbeitszeit (S. 71-87). Berlin: Rotbuch-Verlag.
- Schubert, K. & Klein, M (2006). Das Politiklexikon (4. aktualisierte Aufl.). Bonn: Dietz.
- Statista (2009). Statistik: Häufigkeit Besuch von Konzerten, Theater, Kulturveranstaltungen Zugriff am 12.11.2009 unter http://de.statista.com/statistik/diagramm/studie/811_02/umfrage/haeufigkeit-besuch-von-konzerten-theater-kulturveranstaltungen/.
- Statistisches Bundesamt (2004). Pressemitteilung. Mehr Freizeit als vor 10 Jahren. Zugriff am 12.11.2009 unter http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pm/zdw/2004/PDO4_009_p002.psm

Statistisches Bundesamt (Hrsg.). (2006). Datenreport 2006. Zugriff am 13.11.2009 unter [http://www.destatis.de/Ietspeed/portal/cms/Sites/destatjs/Internet/DE/Content/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/Ratenreport/Downloads/1 FreizeitKultur, propertyfile.pdf](http://www.destatis.de/Ietspeed/portal/cms/Sites/destatjs/Internet/DE/Content/Publikationen/Querschnittsveroeffentlichungen/Ratenreport/Downloads/1_FreizeitKultur_propertyfile.pdf)

Stiftung für Zukunftsfragen (Hrsg.). (2008). Forschung aktuell. „Ich bin dann mal web — oder auch nicht. Zugriff am 13.11.2009 unter

http://stiftungfuerzukunftsfragen.de/de/forschung/aktuelle-untersuchungen/forschung_aktuell_1-21_0-29-jg-20_112008.html#c298.

Stiftung Lesen (2008). Lesen in Deutschland 2008. Zugriff am 08.11.2009 unter <http://www.stiftunglesen.aspx?pq=eea4349c-bbd2-4fa3-82a1> -

Thomas, K (1964). Work and Leisure in Pre-Industrial Society. In: Past and Present, 29, 50-66.

Timm, W. (1979). Sportvereine in der Bundesrepublik Deutschland. Teil II: Organisations-, Angebots- und Finanzstruktur. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.

Tokarski, W. (1996). Freizeit. In: NRW-Lexikon: Politik. Gesellschaft. Wirtschaft. Recht. Kultur. Opladen: Leske + Budrich.

Weber, M. (2005). Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Erfstadt: area verlag gmbh.

Weiß, J. (Red.). (2005). Die Zeit. Das Lexikon (Bd. 1, 7, 10, 12, 16). Mannheim: Bibliographisches Institut.

Weiß, O. (1999). Einführung in die Sportsoziologie. Wien: WUV

Wikipedia (2009). Die freie Enzyklopädie. Dunkle Jahrhunderte. Zugriff am 15.11.2009 unter http://de.wikipedia.org/wiki/Dunkle_Jahrhunderte

Wikipedia (2009). Die freie Enzyklopädie. Neuzeit. Zugriff am 15.11.2009 unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Neuzeit>

Wikipedia (2009). Die freie Enzyklopädie. Polis. Zugriff am 15.11.2009 unter <http://de.wikipedia.org/wiki/Polis>

Wopp, C. (1995). Entwicklungen und Perspektiven des Freizeitsports. Aachen: Meyer und Meyer.



Quiz

Kreuzen Sie die richtige Antwort an:

Die nebenstehende Äußerung kennzeichnet

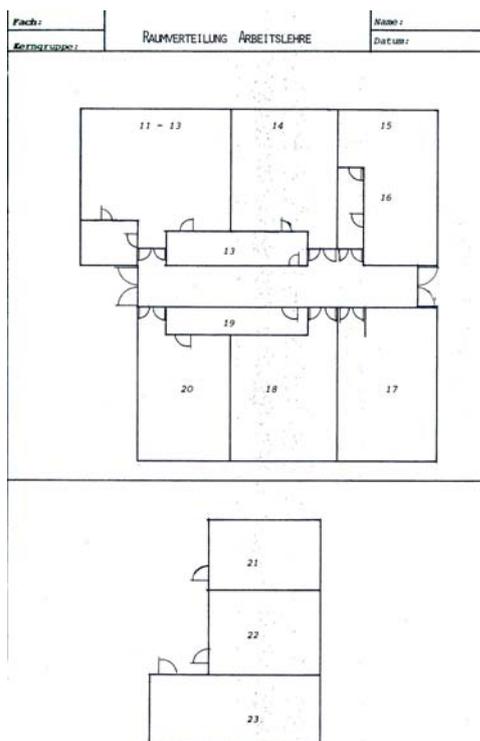
- ... den positiven Freizeitbegriff
- ... den negativen Freizeitbegriff
- ... Luthers Begriff von Arbeit
- ... Abbes Begriff von Arbeit
- ... die Auffassung von Arbeit in der Antike
- ... die Auffassung von Arbeit in der Zeit der Industrialisierung

Ihre Lösungen schicken Sie bitte per E-Mail an die Redaktion. Die Adressen finden Sie im Impressum. Alle Mitglieder, deren Lösungen richtig sind, erhalten in der kommenden Ausgabe eine lobende Erwähnung.

Modellversuch Arbeitslehre im Jahre 1973 an der 1. GOS Charlottenburg Nord: Der Affe auf dem Weg zur Arbeit oder der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen

Versuch einer Curriculumsentwicklung mit der zentralen Kategorie „Arbeit“ aus der Anfangszeit der Gesamtschulen

Die Eröffnung der 1. GOS (heute Poelchau-Oberschule) im August 1973 war nicht nur der Start für eine neue Gesamtschule außerhalb der Planung der 13 Bildungszentren, sondern gleichzeitig der Arbeitsbeginn an einem gesamtschulspezifischen Curriculum für das neue Unterrichtsfach Arbeitslehre unter aus heutiger Sicht geradezu traumhaften, idealen Bedingungen. Durch die Vorarbeit einer Projektgruppe und mit Unterstützung durch die Senatschulverwaltung war es gelungen, eine Stundentafel zu etablieren, die für den Pflichtunterricht in Arbeitslehre insgesamt 4 Wochenstunden bei voller Teilung der Gruppen vorsah. Dies wurde möglich durch Stundenreduzierungen in anderen Fächern und durch 4 zusätzliche, vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung finanzierte Stellen für die Teilungsstunden. Für die Stunden aus anderen Unterrichtsfächern waren wir verpflichtet, Inhalte dieser Fächer in unserem Curriculum unterzubringen. Die Projektgruppe und seit Unterrichtsbeginn im August 1973 das frisch eingestellte Fachkollegium hatte im Gegenzug dafür die Aufgabe, ein Curriculum Arbeitslehre zu entwickeln. Wir waren begeistert.



Zur Realisierung dieses Vorhabens verfügte die Schule über insgesamt 8 hochwertig ausgestattete Werkstätten (Abb.1):

- Metallwerkstatt mit Drehbank, Fräsmaschine, 6 Ständer- und 1 Säulenbohrmaschine, Abkantbank, Stanze, Waagrechtstoßmaschine, Schleifbock, elektrische Bügelsäge, Spindelpresse, Punktschweiß- und Autogenschweißanlage.
- Holzwerkstatt mit Kreissäge, Abrichte, Bandsäge, Kappsäge, Schleifmaschine und Drechselbank
- Elektro-/Elektronikwerkstatt
- Kunststoffwerkstatt mit Spritzguss- und Tiefziehmaschine
- Textilwerkstatt
- Lehrküche
- Computerraum (mit 2 jähriger Verspätung)
- Druckwerkstatt mit Siebdruckanlage und angeschlossenem Fotolabor

11-13: Metallwerkstatt

14: Holzwerkstatt

15-16 Elektro-/Elektronikwerkstatt

17: Kunststoffwerkstatt

18: Planungsraum

19: Lehrerstation

20: Computerwerkstatt

21: Textilwerkstatt

22: Lehrküche

23: Speiseraum/Planungsraum

Jeder Werkstatt war ein Planungsraum zugeordnet. Sämtliche Maschinen waren in den von den Lerngruppen genutzten jeweiligen Werkstätten untergebracht. Zwei Werkstattmeister unterstützten uns bei der Arbeit und bei unserer weiteren Qualifizierung und warteten und pflegten Maschinen und Werkzeuge. Nahezu in der Mitte aller Fachräume lag eine Lehrerstation mit einer für damalige Verhältnisse ordentlichen Büroausstattung. Elektrische Kugelschreibmaschinen, ein Feuchtkopierer, Ormig-Vervielfältigungsmaschine, Hängeregisterschränke, Telefonanschluss gehörten zur Grundausrüstung. Zwar nicht für jede Lehrkraft einen Schreibtischplatz (wir waren bei Achzügigkeit und 4 Wochenstunden im Pflichtbereich sowie bis zu 3 Wahlpflichtgruppen je Jahrgang in der Aufbauphase schon mal 12 bis 16, später auch mal über 20 Kolleginnen und Kollegen), aber da kaum eine/r von uns nur im Fachbereich Arbeitslehre eingesetzt war, konnten wir damit leben. Inoffizieller Leiter der Projektgruppe war Hans Apel, vor seinem Einsatz an unserer Schule Lehrer für Arbeitslehre an der Charlottenburger Pommern-Oberschule, später eines der bekanntesten ersten Berliner Berufsverbotsopfer. Einige Zeichnungen aus unserem Curriculum stammen von ihm.

Arbeit war die zentrale Kategorie bei unserer Curriculumentwicklung. Neben praktischen Projekten, die wir entwickelten, gemeinsam durchführten und dann für die Lerngruppen aufarbeiteten, stand der theoretische „Überbau“. Wir gaben ihm den Arbeitstitel **„Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“** oder, für uns umgangssprachlich **„Der Affe auf dem Weg zur Arbeit“**.

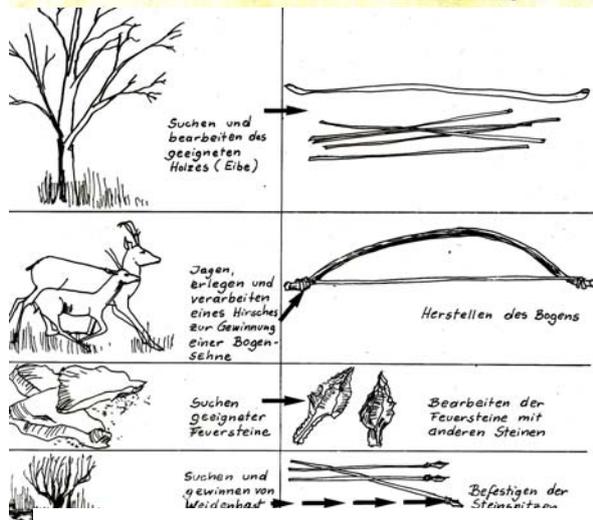
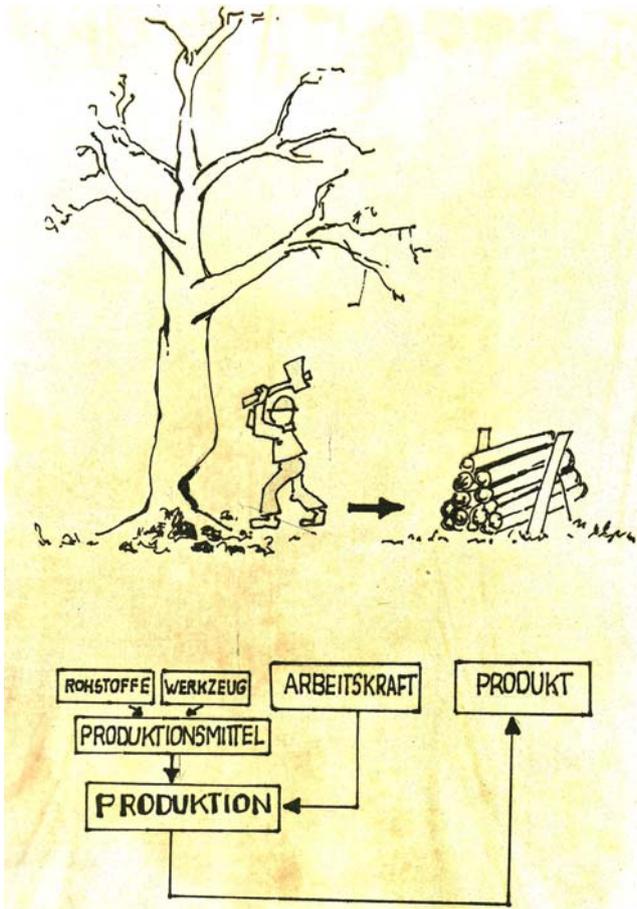
Unser *„Rahmencurriculum gliederte sich in 4 Hauptteile, die bis zum Ende der 8. Klasse durchlaufen werden müssen“* und die im Projektunterricht konkretisiert wurden:

1. *Die Entwicklung des Menschen und seine besondere Stellung in der Natur. Die Bedeutung des Werkzeuggebrauchs bei der Entwicklung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft.*
2. *Kennzeichen und Bedingungen der menschlichen Produktion, Entwicklung der Werkzeuge, Werkzeuggebrauch und –verbrauch und Verausgabung der Arbeitskraft. Zustandekommen des Wertes eines Produktes, Arbeitsteilung in verschiedenen Stufen der menschlichen Entwicklung.*
3. *Die Bewertung der Arbeitskraft. Die Leistungen der Arbeitskraft in verschiedenen Stufen der menschlichen Entwicklung und unterschiedliche Stufen der Qualifikation. Die Bedeutung der Reproduktion der Arbeitskraft durch*
 - a. *Haushalt, Wohnung usw.*
 - b. *Unterhaltung*
 - c. *Bildung und Weiterbildung*
 - d. *Gesellschaftliche Einrichtungen wie Schulen, Krankenhäuser, Transport usw.*
4. *Die Entwicklung der Produktivkräfte und die damit verbundenen gesellschaftlichen Entwicklungen. Probleme der heutigen industriellen und gesellschaftlichen Entwicklung (zitiert aus einem internen Arbeitspapier von 1974).*

Weiter hieß es in diesem Papier: *„Die einzelnen Teile dieses Rahmencurriculums müssen mit dem jeweiligen Projekt verbunden werden. Aus dem Projekt müssen die Konkretisierungen des Rahmencurriculums erfolgen, in das Projekt müssen die theoretischen Reflektionen einbezogen werden.*

Das ist an einem Beispiel klar zu machen:

Wenn der erste Teil des Rahmencurriculums die Entwicklung des Menschen und seinen Werkzeuggebrauch auf einer sehr frühen Stufe beinhaltet, dann muss der Lehrer in seinem Projekt die Anknüpfungspunkte suchen, an denen er z.B. die Weiterentwicklung eines Werkzeuges bis zur modernen Maschine darstellen kann.“



Auch die Arbeitsbedingungen der Lehrkräfte haben sich seither geändert

Unser Ausgangspunkt war also die Entwicklung und der Gebrauch von Werkzeugen bei unseren urzeitlichen Vorfahren. Folgerichtig begannen wir bei den ersten Werkzeugen gebrauchenden Menschen und stiegen auf dieser Ebene in die Entwicklung der Produktivkräfte und, parallel dazu, in die Veränderung der Gesellschaft ein. Produkte/Gebrauchsgegenstände entstehen durch den Einsatz von Arbeit, erfordern Kommunikation und Kooperation und entwickeln die eigenen Fähigkeiten. Gebrauchs- und Tauschwert von Produkten versuchten wir durch einfache Beispiele (Abb. 2 – 4) für die Altersgruppe der 12- bis 13-Jährigen herunter zu brechen. Durch die „praktische“ Arbeit an und mit Rohstoffen, Halbzeugen, Normteilen unter Einsatz von Werkzeugen, Maschinen und Hilfsmitteln entstanden Gebrauchsgegenstände. Die Schülerinnen und Schüler erlebten den Herstellungsprozess, sahen die Veränderung der Stoffe durch Arbeit und lernten so den Wert der Arbeit schätzen. In einem unserer ersten Informationsbögen für die Schüler/innen hieß es:

„In der folgenden Unterrichtseinheit werdet ihr lernen, wie sich der Mensch auf der Erde entwickelte, wie er in der Urgemeinschaft lebte, wie er arbeitete und wie die Arbeit die Form des Zusammenlebens änderte.“

Ihr werdet lernen, welche Werkzeuge der Mensch benutzte und wie verschiedene Berufe entstanden.“

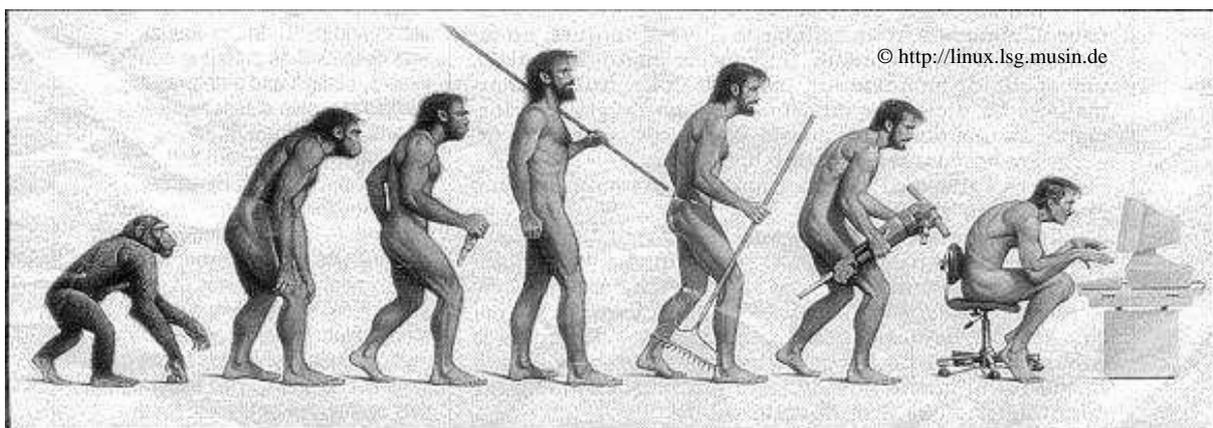
Unsere Arbeits- und Informationsbögen mögen für heutige Verhältnisse etwas simpel erscheinen, auch die Arbeitsbögen (siehe unten) aber wir schrieben das Jahr 1973, waren begeistert von unseren Möglichkeiten und zu 60 % Lehrkräfte in der 2. Ausbildungsphase. Und wir waren überzeugt,

dass Arbeit **der Verbindungspunkt** für alle in der Arbeitslehre stattfindenden Lernprozesse sein musste.

Wir waren auch überzeugt, dass mit der Kategorie Arbeit als Verbindungspunkt für die Schülerinnen und Schüler deutlich wird, dass es sich beim Arbeitslehreunterricht nicht um die Aneinanderreihung einzelner selbständiger Sachfelder oder Teilfächer handelt, sondern **ein Unterrichtsfach**, in dem die Arbeit zwar verschiedene Formen annahm, tatsächlich aber einem Ziel diene:

Folgerichtig arbeiteten wir daran, jeden Fachkollegen/jede Fachkollegin so zu qualifizieren, dass er/sie mindestens in 3 Sachfeldern oder Materialbereichen fit waren. Diesem Ziel dienten die gemeinsamen Arbeiten bei der Entwicklung und Herstellung von Projekten/Gebrauchsgegenständen in allen Bereichen. Abgesichert war das Ganze durch die Unterstützung durch unsere Meister. Erreicht werden sollte dadurch, dass die Schülerinnen und Schüler mit einer Lehrkraft in möglichst vielen Materialbereichen unterrichtet werden, um auch dadurch den Zusammenhang einzelner Sachfelder mit dem Unterrichtsfach Arbeitslehre deutlich zu machen.

Es ist kein Geheimnis, dass dieser Modellversuch gescheitert wurde. Es begann mit einem Personalwechsel in der Fachbereichsleitung, ging über Stundenkürzungen (zunächst auf 3 Wochenstunden) und Teilungsstundenkürzungen (Vergrößerung der Lerngruppen auf 18 bis 20) bis zur völligen Streichung der Stellen für die Teilungsstunden. Unser Bericht wurde 1975 beim damaligen Ministerium für Wissenschaft und Forschung abgegeben und liegt wahrscheinlich heute noch in einem Archiv. An eine Übertragung auf andere Gesamtschulen war alleine aus Kostengründen wahrscheinlich nie gedacht. Geblieben ist ein an den Gesamtschulen teilweise bis zur Unkenntlichkeit zurück gestutztes Fach, das seinen eigenen, im aktuellen Rahmenlehrplan noch immer zu findenden Ansprüchen kaum noch genügt. Geblieben ist für uns auch die Erkenntnis, dass das Fach ohne die zentrale Kategorie Arbeit seinen inneren Zusammenhalt verliert und in der Gefahr ist, in Partikularfächer aufgeteilt zu werden.



Günter Reuel

Jedes Schulfach braucht gute Lehrer – auch die Arbeitslehre

Noch 40 Jahre nach der Einführung des Faches Arbeitslehre wird ein Geburtsfehler mitgeschleppt: Es fehlt an professionalisierten Lehrern. Jene, die in letzter Zeit an dem Fach herumäkeln, es auch durch einen Etikettenaustausch „aufwerten“ wollen, sei Folgendes zur Kenntnisnahme empfohlen.

Die 1. Periode

Die Einführung des Faches Arbeitslehre erfolgte in Berlin so, wie die Einführung eines neuen Schulfaches immer abläuft: Erst ist das Fach da, dann denkt man über die Lehrerausbildung nach. Die ersten 10 Jahre vergingen mit Improvisation im Unterricht. An der Pädagogischen Hochschule in Lankwitz rekrutierten sich die Hochschullehrer aus ehemaligen Werkpädagogen, aus Hauswirtschaftlerinnen und aus Wirtschaftskundlern. Sie waren nicht immer begeisterte Vertreter eines Integrationsfaches.

Die 2. Periode

Schließlich wurde, verbunden mit dem Umzug in die TU, eine Studienordnung erlassen, die drei Studienrichtungen vorsah: Arbeitslehre/Technik, Arbeitslehre/Haushalt und Arbeitslehre/Wirtschaft. Es handelte sich um ein Streamingmodell, das zudem die Kombination von zwei Arbeitslehre-Studiengängen verbot. Viele Jahre lang verließen Absolventen die Hochschule mit einer Drittelqualifikation im Hinblick auf das Schulfach - und in der Folge suchte sich jeder Arbeitslehrelehrer seine Nische.

Die 3. Periode

Kurz nach der Wende sah sich der Berliner Senat mit der Aufgabe konfrontiert, alle Lehrer aus dem ehemaligen Ostteil der Stadt zu übernehmen. So mutierten die Polytechniklehrer zu Arbeitslehrelehrern, ohne ihnen eine systematische und mit Unterrichtsentlastung verbundene Fortbildung anzubieten. Es gibt zweifellos von der Grundidee her Parallelen zwischen Arbeitslehre und Polytechnik. Die beiden gravierenden Unterschiede manifestierten sich in der Schulpraxis: Eine Einweisung in praktische Arbeit übernahmen im DDR-Schulsystem die staatlichen Betriebe. In der Arbeitslehre leistet sie der Lehrer in modern ausgestatteten Schulwerkstätten. Der zweite Unterschied bestand in der ideologischen Wahrnehmung des Wirtschaftssystems. Dieses war in der DDR unkritisch, in der westlichen Arbeitslehre sind Kapitalismuskritik und Verbraucherstärkung legitime Themen.

Die 4. Periode

Sie dauert bis heute an. An der TU wird seit einigen Jahren ein integrierter Studiengang gelehrt, der zum ersten Mal Praxis erfahrene Lehrer entlässt, was sowohl für technische wie didaktische Kompetenz gilt - diese jungen Absolventen werden zumeist nicht in den Schuldienst übernommen. Fragwürdig ist die Indienstnahme von sogenannten freien Bildungsträgern. Teilweise werden dort beschäftigte Langzeitarbeitlose in die Schule geholt, teils werden Schüler temporär „ausgelagert“. Anscheinend ist Arbeitslehre besonders prädestiniert, von Laienlehrern unterrichtet zu werden, denn von anderen Schulfächern hört man Vergleichbares nicht.

Wann, so muss man fragen, wird die Arbeitslehre vornehmlich in der Hand von Vollprofis liegen?

*Jürgen Lackmann hat uns den nachfolgenden Beitrag zugesandt. Er passt scheinbar nicht in das Heftthema „Arbeit“, aber seine Aktualität dürfte unstrittig sein. Bei näherer Betrachtung jedoch hat Geld etwas mit Arbeit zu tun: Während früher Geld Mittel zum Zweck war (Tauschmittel, Investition in Produktionsanlagen), erleben wir heute eine Verdinglichung des Geldes. Es „arbeitet“ angeblich, Geld produziert Geld. Die Banken bieten „Finanzprodukte“ an, es gibt einen „Kapitalmarkt“ und Börsianer müssen Überstunden machen. Allerdings: wenn die Menschen aufhörten zu arbeiten, wäre Geld nur noch ein Phantom.
(Red.)*

Jürgen Lackmann

Eine kurze Geschichte der Finanzkrisen und Behavioral Finance

Der Staatsbankrott von 1557

Jahrzehntlang hatten die Habsburger über ihre Verhältnisse gelebt und sich ihre Kriege durch Kredite meist deutscher und italienischer Banken finanzieren lassen. Im Jahre 1557 ging nichts mehr: Das von den Habsburgern regierte Spanien war bankrott. Die nachfolgenden Kreditausfälle verursachten den Untergang mehrerer Banken. Die Großen wie die Fugger und die Welser überlebte zwar, konnten aber nie wieder an die alte Herrlichkeit anknüpfen.

Die Tulpenmanie

Der erste Krach einer Börse fand im Jahr 1637 in den Niederlanden statt. Gehandelt wurden damals allerdings nicht Aktien oder Anleihen, sondern Tulpenzwiebeln. In den Jahren zuvor hatte halb Holland begonnen, mit den damals in Europa als exotisch geltenden Tulpen zu spekulieren. Seinerzeit fanden auch Termingeschäfte auf die Blumen statt. Auf dem Höhepunkt der Spekulation wurde eine Zwiebel mit umgerechnet 87 000 Euro bezahlt. Als schließlich die Käufer fehlten, brach der Markt zusammen wie ein Kartenhaus. Ihre Liebe zu den Tulpen haben sich die Niederländer dennoch bewahrt: Noch heute gehört das Land zu den wichtigsten Tulpenproduzenten.

John Laws Finanzsystem

Das Modell war einfach: Man werfe die Notenpresse an und locke die Privatanleger in Aktien einer unbekanntes Gesellschaft im fernen Amerika. So funktionierte, stark vereinfacht, das von dem Schotten John Law erfundene „Finanzsystem“, das er zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit Unterstützung der Krone in Frankreich umsetzen durfte. Es funktionierte einige Jahre, ehe sich herausstellte, dass die Kolonialgesellschaft in Amerika keinen Wert besaß. Der Aktienkurs fiel und ruinierte zahlreiche Anleger.

Der Börsenkrach von 1929

Das Vertrauen auf eine lang anhaltende wirtschaftliche Expansion trieb viele amerikanische Privatanleger in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts an den Aktienmarkt. Die Wall Street wusste das ihr zuströmende Geld zu nutzen, um neben sinnvollen auch sinnlose Anlageideen zu promoten. Der Markt wurde intransparent: Wie die berüchtigten Zweckgesellschaften in der aktuellen Krise entstanden seinerzeit zahlreiche Investmenttrusts voller Anla-

gen mit fragwürdiger Bonität. Als das Vertrauen in den Markt zusammenbrach, setzte ein beispielloser Kursverfall ein, der Millionen Anleger ruinierte und der Wall Street eine Zeitenwende bescherte. Schlimmer noch: An den Börsenkrach schloss sich eine schwere Weltwirtschaftskrise an, die erst nach mehreren Jahren bewältigt werden konnte. Über die Ursachen des Krachs und die Wirtschaftskrise streiten Ökonomen noch heute. Eine von dem verstorbenen Nobelpreisträger Milton Friedman stammende, heute allerdings nicht unumstrittene Interpretation besagt, dass die amerikanische Notenbank Fed mit einer zu straffen Geldpolitik die Krise wesentlich mit verschuldet hat. Die Geldpolitiker haben aus dem damaligen Desaster ihre Lektion gelernt: Heutzutage fluten sie die Finanzmärkte im Krisenfall mit zusätzlichem Geld.

Der Schwarze Montag

Der erste große Börsenkrach nach dem Zweiten Weltkrieg fand am 19. Oktober 1987 an der Wall Street statt, als der Dow Jones Index an einem Tag um 22,6 Prozent einbrach. Vorausgegangen war ein Aktienboom, an dessen Fortdauer angesichts steigender Inflationsraten, höherer Notenbankzinsen und einem internationalen Vertrauensverlust in den Dollar allerdings ernsthafte Zweifel entstanden waren. Dennoch überraschte die außerordentliche Heftigkeit des Einbruchs, zu dem ein weitgehend unregulierter Computerhandel beitrug. Anders als 1929 schloss sich an den Kurssturz allerdings keine Weltwirtschaftskrise an und nach einem Jahr hatte der Dow Jones seinen Verlust wieder aufgeholt. Auf einem sehr langfristigen Chart wirkte der „Schwarze Montag“ daher heute nicht sehr beeindruckend. Wer ihn allerdings miterlebt hat, kann sich erinnern, dass damals die Furch vor einer Wiederholung der Ereignisse nach 1929 wach wurden.

Die Asienkrise von 1997

Zu Beginn der neunziger Jahre das 20. Jahrhunderts wurde die Bezeichnung „Tigerstaat“ populär. Gemeint waren südostasiatische Staaten wie Thailand, Indonesien, die Philippinen und Südkorea, die seinerzeit ein starkes Wirtschaftswachstum verzeichneten und als Modellfälle für die positiven Ergebnisse liberaler Reformen bezeichnet wurde. Der Boom endete 1997 mit einer schweren Finanzkrise, als deren wichtigste Ursachen ein außer Kontrolle geratener Investitionsboom, Leistungsbilanzdefizite, eine hohe Verschuldung in Fremdwährungen sowie eine zu schnelle Liberalisierung der nationalen Finanzmärkte gelten. An die Krise der Tigerstaaten schloss sich später eine schwere Krise in Russland an, für die in etwa die gleichen Ursachen angeführt werden können.

Die Technologieblase

Ende der neunziger Jahre hatte die Industrienationen ein Technologietrauma erfasst, der auch der Börse bisher fern stehende Privatanleger an den Aktienmarkt lockte. Damals stiegen nicht nur die Kurse etablierter Telekommunikationskonzerne wie der Deutschen Telekom. Auch Neugründungen mit schwer nachvollziehbaren Geschäftsmodellen und einem den Umsatz übertreffenden Verlust wurde von Anlegern das Geld geradezu nachgeworfen. An der Börse entstanden eigene Marktsegmente für junge Technologiewerte, darunter in Deutschland der Neue Markt. Gefördert wurde das bunte Börsentreiben durch eine vor allem von der amerikanischen Fed betriebene lockere Geldpolitik sowie die Deregulierung der Telekommunikationsmärkte, die das Ende der alten staatlichen Monopolbetriebe einläutet. Die Technologieblase war auch die Zeit großer Fusionen und Übernahmen, die überwiegend mit Aktien und nicht mit Geld finanziert wurden. Den spektakulärsten Fall bildete die Übernahme der deutschen

Mannesmann durch die britische Vodafone. Die Euphorie endete im Frühjahr 2000, als allmählich deutlich wurde, dass viele Unternehmen die eigenen Gewinnerwartungen niemals erfüllen konnten. Der Kurssturz war äußerst heftig und zog sich mehrere Jahre hin.

Nun zeigt aber die Finanzmarktentwicklung seit drei Jahren, dass sich „Finanztransaktionen“ krisenverschärfend von der Realwirtschaft abgekoppelt haben – was aber ein Prozess der vergangenen Jahrzehnte war. Vor allem durch die Aufhebung der Glass-Steagall-Act⁵⁰ durch den US-Präsidenten Bill Clinton 1999 konnte sich dieser Prozess verstetigen. Immer schneller „erfundene“ Finanzprodukte, die immer zügiger „vermarktet“ werden konnten, führten zu einer immensen weltweiten Schwelgeldblase. Diese „platzte“ durch fehlende Bonität vieler privater US-Schuldner. „Künstliche“ Finanzinstrumente ohne verlässliche ökonomische Grundierung trugen ebenso verschärfend zur Finanzkrise bei, wie moral hazard⁵¹ und Vertrauensverluste der Finanztransakteure.

Unter „behavioral finance“ wird eine **Methode der Verhaltensökonomik** verstanden, speziell der Finanzmarktforschung, um *Erklärungen der Verhaltensweisen von Finanzmarktteilnehmern und deren Psychologie* zu ermitteln. Es soll untersucht werden, wie die Psyche des Menschen seine Anlageentscheidung und damit auch die Märkte beeinflusst.

Ursache dafür, dass die Psyche des Menschen seine Entscheidungen beeinflusst, ist, dass schon immer ein Spannungsfeld zwischen dem Intellekt und der Emotion besteht. Dies führt oft zu **Fehlentscheidungen**, die unter anderem aus den folgenden Gründen entstehen können:

- kurzsichtige Risikoabneigung
- Selbstüberschätzung
- Angst, etwas zu bereuen
- kognitive Dissonanz

Das letzte beschreibt die Tatsache, dass die Menschen dazu neigen, unsichere Entscheidungen mit Assoziationen in Verbindung bringen, die sie vorher wahrgenommen haben. Sie entscheiden sich falsch, obwohl sie eigentlich bessere Kenntnis hatten. Sie haben sich von ihren Emotionen und subjektiven Wahrnehmungen und nicht von ihrem Intellekt, d.h. der objektiven Beobachtung, leiten lassen.

Typische Verhaltensweisen sind der **Herdentrieb** und der **Fad**, d.h. die Modeerscheinung (in oder out). Auf Grund solcher Muster wird auch der Markt beeinflusst und es entstehen Anomalien (Abweichungen) wie Aktienblasen, saisonale Effekte (Januareffekt) oder Paniken.

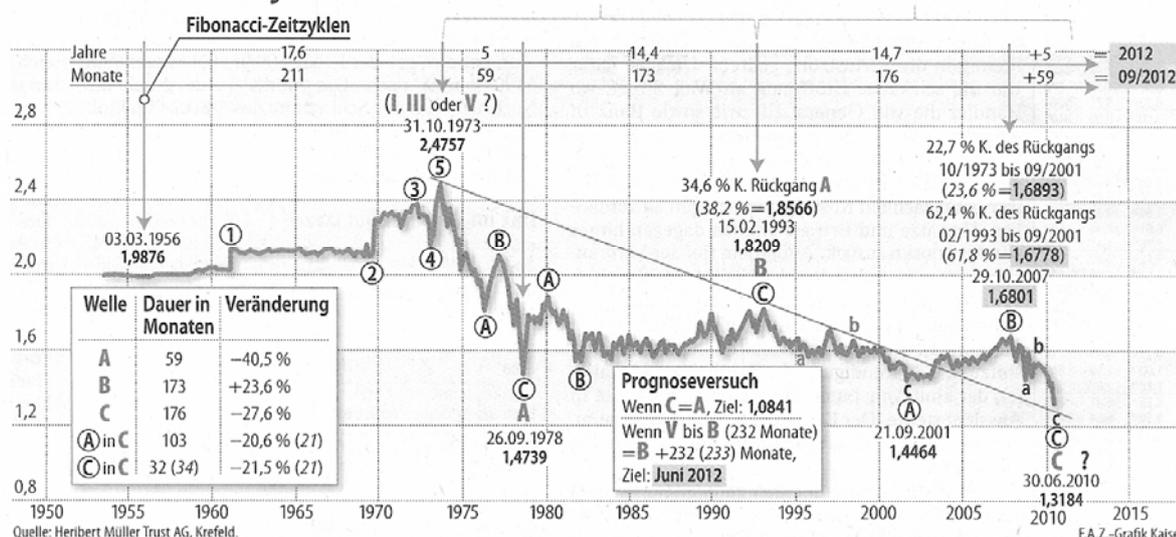
Sehr plastisch kommt dies in die Flucht in den Schweizer Franken im Frühjahr dieses Jahres zum Ausdruck. Kaum eine Währung ist in der Finanzkrise so stark wie der Schweizer Franken. Doch für die kommenden Monate sprechen Anlegerpsychologie, Wellen-Muster und Markttechnik für eine Erholung des Euro.

⁵⁰ Das nach den beiden initierenden Senatoren Glass und Steagall benannte Gesetz verfügte für die US-Banken die Trennung in Investmenttätigkeit und traditionelle Banktätigkeit mit dem Ziel, dass Geschäftsbanken nicht den Risiken des Investmentgeschäfts ausgesetzt sein dürften, da sie für die Einlagen der breiten Öffentlichkeit verantwortlich seien. siehe auch.: <http://www.bundestag.de/dokumente/analysen/2010/glass-steagall-act.pdf> (Red.)

⁵¹ Die Gefahr, dass ein Vertragspartner größere Risiken eingeht als ohne Vertrag, weil der Vertrag die eventuellen negativen Folgen dem (oder den) anderen Vertragspartner(n) aufbürdet, zitiert nach: http://anna.w.w.tu-berlin.de/~makro/wgs-finanzkrisen/moral_hazard.pdf (Red.)

Nicht der Dollar, sondern der Franken ist in dieser Finanzkrise der von den Anlegern gesuchte sichere Hafen. Von der Zuspitzung der Krise am amerikanischen Hypothekenmarkt vor drei Jahren über den Zusammenbruch von Lehman Brothers im Herbst 2008 bis hin zur europäischen Staatsschuldenkrise im Mai 2010 hat der Franken durchweg profitiert. Seit Oktober 2007 hat unter den wichtigsten Währungen der Welt nur der Yen zum Euro stärker aufgewertet als der Franken.

Schweizer Franken je Euro



Quelle: FAZ vom 17. Juli 2010

Die Schweizer Notenbank hat sich lange mit Verkäufen des Franken gegen eine stärkere Aufwertung der eigenen Währung gestemmt. Der starke Franken ist den Eidgenossen nicht willkommen, weil er Deflationsgefahren hervorruft. Und die Schweizer Exportunternehmen, etwa die Uhrenhersteller, jammern über die mit der starken heimischen Währung einhergehenden schlechteren Absatzchancen auf den Weltmärkten.

Doch mit den Sorgen vieler Menschen vor der Werthaltigkeit des Euro fiel der Wechselkurs dramatisch. Als in Finanzmagazinen Todesanzeigen für den Euro erschienen, kletterte der Franken auf Rekordkurse. Von einer Flucht der Anleger in den Franken war oft die Rede und fast alle Devisenanalysten gehen von einer weiteren Aufwertung des Franken aus.

Heribert Müller, der sich viel mit Börsenpsychologie beschäftigt, hält zumindest bis Jahresende 2010 dagegen. „Eine Flucht, die von Anlegern ungeordnet, teilweise panisch und damit unüberlegt vollzogen wird, findet erfahrungsgemäß am Ende eines langfristigen Trends statt“, sagt der Vorstand des Beratungsunternehmens Heribert Müller Trust AG in Krefeld. Das heißt: Kurz bevor das Ende eines Trends erreicht ist, springen noch eher unvorsichtige und schlecht informierte Anleger auf den fahrenden Zug und beschleunigen ihn noch ein Stück - müssen dann aber die Kehrtwende erleben.

Müller ist ein Anwender der Theorie der Elliott-Wellen. Er analysiert Währungskurse, Aktien, Anleihen und Rohstoffpreise, um darin Wellenmuster mit Hilfe von Fibonacci⁵²-Relationen (siehe Kasten) zu finden und daraus Prognosen für die weitere Kursentwicklung abzuleiten. Für den Franken hat er das Kursbild seit März 1956 analysiert - dabei hat er für die Zeit vor 1999 den Franken-Kurs zur D-Mark in Euro umgerechnet (siehe Grafik). Müller macht zwei abgeschlossene Mega-Wellen aus (rote Buchstaben). Die Welle A begann im Oktober 1973 und endete im September 1978 nach einer Aufwertung des Franken bis auf 1,47 Franken je Euro. Darauf folgte eine Megawelle B, die im Februar 1993 endete und deren Ausmaß 38,2 Prozent der Megawelle A betrug. Damit traf sie punktgenau eine Fibonacci-Relation. Derzeit läuft nach Zählung von Müller die Megawelle C, die vermutlich die seit 1973 laufende Korrektur des Euro abschließt. Die Frage ist nur: Wie lange läuft Megawelle C und damit der Bärenmarkt für den Euro noch?

Die Frage lässt sich für Müller derzeit nur als Zwischenergebnis beantworten. Er sieht eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Franken-Höchstkurs von 1,3184 am 30. Juni 2010 für mehrere Monate nicht wieder erreicht wird. „Innerhalb der Megawelle C sind die Bewegungen von 1993 bis 2001 und von 2007 bis zur Jahresmitte 2010 mit einer Aufwertung des Franken um 21 Prozent - einer Fibonacci-Zahl - identisch. Das spricht dafür, dass die Aufwärtsbewegung zunächst abgeschlossen ist“, sagt Müller. Viele markttechnische Indikatoren sprächen für eine deutliche Erholung des Euro - bis auf 1,45 Franken je Euro (38,2 Prozent Korrektur auf den Rückgang seit 2007).

Hinsichtlich des Zeitziels für das endgültige Ende der Euro-Abwertung könnte es sein, dass sich die Megawelle C als identisch herausstellt wie das Ausmaß von 232 Monaten (233 ist eine Fibonacci-Zahl), die Megawelle A und Megawelle B zusammen gedauert haben. "Würde die Megawelle C genauso lange dauern, wäre sie im Juni 2012 zu Ende", sagt Müller. "Wenn Megawelle C prozentual identisch wäre mit Megawelle A - nämlich ein Verlust des Euro um 40,5 Prozent - dann wäre das Ziel 1,0841 Franken je Euro."

Jetzt soll der Frage nachgegangen werden, weshalb Börsen-Menschen typische Fehler immer wieder wiederholen.

Anlegern in den Kopf geschaut

Um halb elf war die Börse von blinder, hoffnungsloser Angst erfüllt, der Aktienmarkt an der Wall Street hatte sich in ein wildes Gebalge verwandelt. Vor der Börse sammelte sich eine Menschenmenge an, vor den Filialen der Börsenmaklerfirmen bildeten sich Menschentrauben. Aktien wurden für ein Butterbrot verkauft. Eine Selbstmordwelle hing in der Luft. Um die Wall Street drängten sich schätzungsweise 10000 Menschen, Zeitungsjungen liefen durch die Straßen und priesen ihre Blätter mit den Worten an: „Lest und weint!“

Wer diese Augenzeugenberichte vom großen Börsenkrach des Jahres 1929 liest, kann sich schwer vorstellen, dass die Börse ein Hort der Rationalität, der kühlen Köpfe und der knallharten Kalkulation ist. Und doch ist dies das Bild der Kapitalmärkte, wie sie die vorherrschende Kapitalmarkttheorie sieht. Investoren bewerten nüchtern Risiko und Rendite einer Aktie, nutzen alle vorhandenen Informationen und sorgen mittels Arbitrage dafür, dass sich die Marktpreise kaum von ihrem wahren, fundamentalen Wert entfernen können. Abwei-

⁵² Die Fibonacci-Folge ist eine unendliche Folge von Zahlen (den Fibonacci-Zahlen), bei der sich die jeweils folgende Zahl durch Addition der beiden vorherigen Zahlen ergibt: 0, 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, ...; siehe: <http://de.wikipedia.org/wiki/Fibonacci-Folge> (Red.)

chungen der Marktpreise von ihre fundamentalen Wert können nach dieser Lesart zwar durch *unvorhergesehene Ereignisse, asymmetrisch verteilte Informationen, hohe Transaktionskosten oder einzelne übernervöse Anleger* entstehen, sind aber nicht bestimmend für das Geschehen an den Kapitalmärkte. Unter dem Strich, so die herrschende Lehre, sind Kapitalmärkte rational und effizient. Zu dumm für die Anleger des Jahres 1929, dass die Märkte damals offenbar diese Theorie nicht kannten.

Doch nicht alle Finanzexperten teilen die Auffassung von den rationalen, effizienten Märkten und die Zahl der Ökonomen, die sich damit beschäftigen, wächst. Ihr Gegenentwurf beruht auf der Idee, dass Menschen und damit Märkte nicht immer rational sind und versucht die Erkenntnisse Psychologie auf die Finanzmärkte anzuwenden - man will dem Anleger also in den Kopf schauen. Das große Postulat dieser verhaltenswissenschaftlichen Finanzmarkttheorie („Behavioral Finance“) ist, dass Menschen aufgrund ihrer beschränkten Informationsverarbeitungskapazitäten Fehler machen, die sich auch in den Marktergebnissen zeigen. Wichtig dabei ist die Betonung, dass diese *Fehler systematischer Natur* sind - nach der herrschenden Finanzmarkttheorie kann es durchaus passieren, dass Menschen Fehler machen, aber diese Fehler sind nicht systematischer Natur und gehen in der Menge der richtigen Entscheidungen der anderen Marktteilnehmer unter. Die „Behavioral Finance“ hingegen glaubt, dass manche - irrationalen - Verhaltensweisen systematischer Natur sind; das würde bedeuten, dass mehr oder weniger alle Anleger die gleichen Fehler begehen und damit auch die Finanzmärkte ihren Nimbus als Rationalitätsmaschinen verlieren. Es geht hier also im Grunde genommen um nichts weniger als einen Paradigmenwechsel in der Finanztheorie.

Nun reicht der Verweis auf Ereignisse wie den großen Börsenkrach des Jahres 1929 oder die New-Economy-Hysterie nicht, um den Beweis anzutreten, dass Finanzmärkte zu irrationalem Verhalten neigen können. In den vergangenen Jahren hat es zahlreiche Studien und Experimente gegeben, mit denen man dem systematischen Fehlverhalten der Anleger auf die Schliche kommen will. Das fängt an mit dem **Informationsverhalten**: Menschen können nicht unbegrenzt Informationen aufnehmen und in Lichtgeschwindigkeit verarbeiten, also behelfen sie sich mit einfachen Entscheidungsregeln, sogenannten **Heuristiken**, die dann rasch zu schlechten Ergebnissen führen können. Ein einfaches Beispiel ist die **1:n-Heuristik**: Vor die Wahl gestellt, ihr Geld zwischen verschiedenen Investments aufzuteilen, neigen Anleger dazu, im Zweifelsfall ihr Geld gleichmäßig auf alle vorhandenen Alternativen zu verteilen - das kann, muss aber nicht immer die beste Lösung sein, aber zumindest ist sie einfach und mental beherrschbar.

Jenseits des Informationsverhaltens gibt es auch eine Fülle *weiterer Verhaltensanomalien*, wie die Forscher diese nennen, beispielsweise die in Experimenten gut dokumentierte **Angst der Anleger vor Verlusten**, die zu Verwüstungen im Portfolio führen kann. Um Verluste zu vermeiden, verkaufen Anleger lieber ihre Gewinnaktien statt der Verliereraktien, mit dem Resultat, dass die Gesamtrendite des Portfolios sinkt. Ein weiteres Forschungsfeld der „Behavioral Finance“ ist der **Umgang der Menschen mit Zeit** – neue Theorien glauben erklären zu können, warum Menschen sich so schwer damit tun, für ihr Alter vorzusorgen.

Muss man sich als Anleger mit dieser Forschung auseinandersetzen? Es kann mit Sicherheit nicht schaden, denn der eine oder andere wird sich in den von den Forschern untersuchten mentalen Fällen wieder erkennen und hat damit eine Chance, sein Fehlverhalten in Zukunft abzustellen. Doch auch für institutionelle Anleger ist die Beschäftigung mit „Behavioral Finance“ wichtig: Viele der modernen Instrumente zur Portfoliosteuerung und Risikokontrolle beruhen auf der Annahme effizienter Kapitalmärkte und rationaler Investoren – je weniger

das der Fall ist, umso mehr muss man befürchten, dass diese Modelle ihre Anwender in schwere Probleme stürzen können, so wie im Jahr 1929 oder im Jahr 2000. Vereinzelt gibt es erste Marktmodelle, deren Konstrukteure auf der Basis der Erkenntnisse der „Behavioral Finance“ Geld verdienen, und bei einigen institutionellen Anlegern werden psychologische Erkenntnisse bereits zur Gestaltung der Geschäftsprozesse eingesetzt.

Sind die Märkte also irrational? Vermutlich würde man das Kind mit dem Badewasser ausschütten, wenn man die Idee effizienter Märkte komplett verwerfen würde. Dennoch können sich auch die Vertreter dieser Richtung nicht der Erkenntnis verschließen, dass nicht alles auf den Kapitalmärkten so elegant und reibungslos verläuft wie in ihren mathematisch hochgezüchteten Modellen.

Die Wahrheit dürfte wie immer in der Mitte liegen: Manchmal sind alle Anleger eine Zeitlang irrational, manche Anleger sind immer irrational, aber es wird wohl nicht vorkommen, dass alle Anleger immer irrational sind. Wenn wir aber erkennen, wann und wo wir nicht der Fackel der Rationalität folgen, dann bleiben uns solche Erfahrungen erspart wie diejenigen des Schauspielers Eddie Cantor, der nach dem Ende des großen Börsenkrachs 1929 nur noch 60 Dollar in der Tasche hatte. Der Mann nahm es gelassen, jedenfalls klingt sein Fazit danach: „Man riet mir, diese Aktien als Alterssicherung zu kaufen. Es war ein toller Erfolg: Innerhalb einer Woche war ich zum alten Mann geworden.“

Arbeitslehre-Stammtisch

Liebe Freundinnen und Freunde der Arbeitslehre,
es gibt ihn immer noch: den „Arbeitslehre-Stammtisch“. Alle sind herzlich eingeladen - bringen Sie Kolleginnen und Kollegen mit.

Wann? Immer am **letzten Montag im Monat um 19.00 Uhr**

Wo? In der **Phoenix Lounge**
Kyffhäuserstraße 14
10781 Berlin-Schöneberg

5 Minuten Fußweg vom U-Bahnhof Eisenacher Straße entfernt

Es gilt weiterhin:

*Jede/r Erstbesucherin/er erhält **ein** Freigetränk!*

An die
GATWU-Geschäftsführung
Dr. Simone Knab
Ostpreußendamm 65
12207 Berlin

Beitrittserklärung

Name: _____ Vorname: _____

Amtsbez./Titel: _____

Anschrift (privat) _____

Straße: _____

PLZ: _____ Ort: _____

☎ privat: _____ dienstl: _____

E-Mail: _____

Beschäftigungsstelle: _____

Ich erkläre meinen Eintritt in die GATWU (Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht e.V.) und erkenne die Satzung an. Ich zahle meinen Beitrag, dessen Höhe von der Mitgliederversammlung festgesetzt wird, im Abbuchungsverfahren. Austrittserklärungen sind zum Jahresende möglich.

Einzugsermächtigung

Ich ermächtige die GATWU widerruflich, den Jahresbeitrag von z.Z.

- 40,00 Euro
- 15,00 Euro für Studierende und ReferendarInnen (bitte jährlich, bis spätestens 30.05. des laufenden Kalenderjahres Anspruch auf reduzierten Beitrag nachweisen)

zu Lasten meines Kontos

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Ort:

mittels Lastschrift einzuziehen. Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Instituts keine Verpflichtung zur Einlösung.

.....
Ort/Datum Unterschrift

Vom Wandel der Arbeit

Inhalt

1. Arbeit – welche Arbeit?
2. Ökonomisierung der Arbeit und kompensatorische Arbeitspolitik
3. Der entscheidende Schritt: Die Verwandlung von Arbeit in Ware
4. Die Sicherung von Erwerbsarbeit über Produktivitäts- und Wachstumspolitik stößt auf Grenzen
5. Strukturwandel von Erwerbsarbeit – Flexibilisierung, Subjektivierung und Entgrenzung
 - a. Vom Objekt- zum Subjektbezug in der Arbeit: „Arbeitskraftunternehmer“
 - b. Vom „Normalarbeitsverhältnis“ in flexible Beschäftigung
 - c. „Entgrenzung“ im Verhältnis von Arbeit und Leben
6. Fazit
Literatur

1. Arbeit – welche Arbeit?

Der gegenwärtig sich vollziehende Wandel der Arbeit – Stichworte: Flexibilisierung, Subjektivierung, Entgrenzung – hat weitreichende Konsequenzen für eine Gesellschaft, in der sich die *Erwerbsarbeit als entscheidende gesellschaftliche Organisationsform* (Kocka 2001: 10) durchgesetzt hat.

Sind Erwerbsarbeit und Hausarbeit sowie Arbeit und Freizeit (noch) ungeschieden, gibt es auch keinen Begriff von Arbeit. So berichtet Jean Liedloff, die mehrere Jahre bei den Yequana-Indianern im Dschungel Venezuelas gelebt hat: „Es schien bei den Yequana-Indianern keinen Begriff von Arbeit zu geben, welcher dem unseren ähnlich war. Es gab Worte für jede Tätigkeit, die darin enthalten sein könnte, aber keinen Gattungsbegriff.“ (Liedloff 2006: 24)

Im Vergleich der historischen Epochen wird die kulturelle und historische Gebundenheit des jeweiligen Begriffs von Arbeit im Unterschied zu anderen Tätigkeiten deutlich. Im antiken Griechenland wurde Arbeit als körperliche Arbeit, die nur von Sklaven und Hörigen verrichtet wurde, klar negativ abgegrenzt von Tätigkeiten in „Politik, Wissenschaft und Philosophie als den eigentlich humanen Bezirken des Lebens.“ (Nölker 1979: 20). In der christlichen Mythologie hat Arbeit Schicksalscharakter mit ambivalentem Bedeutungsinhalt: „Arbeit als Fluch“, als Rache Gottes gegenüber dem frevelnden Menschen und „Arbeit als Segen“, als Ausdruck göttlicher Barmherzigkeit, die der Mensch durch fleißige selbstlose Arbeit erlangen kann. Weitere Aufwertung erfuhr Arbeit in der europäischen Stadt des Mittelalters, in der sie die „Basis genossenschaftlicher Vergesellschaftung (wurde) und mit Freiheit und Stadtbürgerrecht positiv verknüpft war.“ (Kocka 2001: 8))

Karl Marx abstrahiert zunächst von kulturell-historisch gebundenen Formen, wenn er Arbeit definiert als „Prozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert.“ (Marx 1867/1965: 192) Auf dem Hintergrund dieser gleichsam überhistorischen Bestimmung von Arbeit im Arbeitsprozess konkretisiert Marx im Weiteren die spezifische Form der Arbeit im kapitalistischen Verwertungsprozess als Lohnarbeit. In historisch vergleichender Analyse (Kocka/ Offe 2000) wird deutlich, dass Arbeit ihre soziale Prägekraft erst durch die Aussonderung als Erwerbsarbeit in der Industriegesellschaft erhalten hat, die auch als Arbeitsgesellschaft bezeichnet wird.

Wer in der modernen Gesellschaft von Arbeit spricht, sei es als „Arbeitsloser“ auf der Suche nach ihr, sei es als Auszubildender in Vorbereitung auf sie oder sei es als Ruheständler im

Blick zurück auf sie, meint vor allem Erwerbsarbeit. Mit der Industrialisierung wurde die Arbeit für andere aus dem bäuerlichen oder handwerklichen Lebenszusammenhang ausgesondert, wurde gegen Bezahlung auf dem Markt angeboten und gewann als Lohn- oder Erwerbsarbeit ihre „umfassende makrosoziologische Determinationskraft“ (Offe 1983: 40). Erwerbsarbeit ist als Lohnarbeit „zur Norm für die Gesellschaft und zur Normalität für einen steigenden Anteil der Bevölkerung geworden.“ (Brandl/ Hildebrandt 2002: 66)

Gesellschaftliche Integration und Teilhabe an Gesellschaft erfolgen seither und immer noch in starkem Maße über Erwerbsarbeit und Beruf, sei es in Vorbereitung darauf (Berufsorientierung und -ausbildung), sei es in Ausübung derselben. Einkommen, persönliche Identität und sozialer Status bestimmen sich wesentlich über die Stellung im gewerblichen Arbeitsprozess. Dagegen werden Tätigkeiten wie Hausarbeit, Kindererziehung, häusliche Pflege und Bürgerarbeit, die als informelle Arbeit einen Großteil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit ausmachen und nicht über den Markt gegen Geld vermittelt werden, „nur“ als Voraussetzungen für die Erwerbsarbeit angesehen, zwar als notwendig akzeptiert, aber weniger honoriert und anerkannt und zudem ungleich auf die Geschlechter verteilt. „Familie – und das bedeutet meist die private Arbeit von Frauen – (ist) die entscheidende Ressource für Erwerbsarbeit und (männliche) Berufe sind so konstruiert, dass sie (weiblicher) Hintergrundarbeit im Privaten bedürfen.“ (Jurczyk u. a. 2009: 59)¹

Erwerbsarbeit wird häufig auch als formelle, d.h. gesetzlich bzw. vertraglich geregelte Arbeit bezeichnet, von der die informelle Arbeit unterschieden wird. Informelle Arbeit – hierzu werden beispielsweise Reproduktionsarbeit und Schwarzarbeit gezählt – hat sowohl in Industrie- wie in Entwicklungsländern stark zugenommen. Zumal in Entwicklungsländern ist für die informelle Arbeit in Kleinbetrieben charakteristisch, dass bei ihr die Trennung zwischen Privathaushalten und Unternehmen kaum mehr gegeben ist, dass sie in kleinem Rahmen stattfindet und notwendige Mittel auf eigenes Risiko aufgebracht werden müssen (EK Globalisierung 1999).

Empirische Anzeichen deuten darauf hin, dass die Erwerbsarbeit ihre „monopolartige Dominanz“ einzubüßen beginnt (Kocka 2001: 13). Aus dem Blickwinkel einer auf Nachhaltigkeit orientierten Zukunftsperspektive könnte dies auf eine wachsende Aufmerksamkeit für den Arbeitsinhalt bzw. Eigenwert von Arbeit gegenüber seiner weiteren ökonomischen Rationalisierung sowie auf Um- bzw. Neuverteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit (Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Bürgerarbeit und Eigenarbeit) hindeuten. Verbunden damit wäre der Abschied vom traditionellen Wohlstandskonzept. Dieses hat sich historisch mit der Marktwirtschaft herausgebildet und basiert ganz wesentlich auf der bis heute wirksamen Fiktion, dass bei steigender Produktivkraft der Arbeit und wachsendem Sozialprodukt die damit verbundenen höheren Belastungen für Mensch und Natur dauerhaft in Form von höherem Einkommen und Konsum kompensiert werden können.

Vor allem die seit Mitte der 1970er Jahre anhaltend hohe Arbeitslosigkeit, zunehmende Arbeitsbelastungen für einen Großteil der Erwerbstätigen sowie veränderte Einstellungen zum Verhältnis von Arbeit und Leben haben eine Debatte um die „Krise der Arbeitsgesellschaft?“ (Matthes 1982) ausgelöst.

¹ Um andere Tätigkeiten bzw. Arbeitsbereiche neben der Erwerbsarbeit in den Blick zu bekommen, legt Karin Jurczyk einen Arbeitsbegriff zu Grunde, der sich auf gemeinsame Merkmale bezieht. Er enthält „...als zentrale Elemente die Zielgerichtetheit, Ergebnisorientiertheit, Aufwändigkeit sowie Effizienzorientierung von Tun (...), welches zudem spezifische Kompetenzen voraussetzt.“ (Jurczyk 2003: 116)

Hannah Arendts Feststellung von der „...Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist...“ (1981: 11f) – gemeint war die Erwerbsarbeit – wurde zwar nicht bestätigt, doch seither wird umso nachdrücklicher die Frage nach der Zukunft von Arbeit gestellt.

Die Attraktivität des kompensatorischen Wohlstandskonzepts und der ihm zu Grunde liegenden traditionellen Erwerbsarbeit bröckelt. Doch die Suche nach neuen „nachhaltigen“ Formen und „Mischungsverhältnissen“ der Arbeit verbunden mit einer Entkopplung von Arbeit und Einkommen im Sinne einer sozialen Grundsicherung für alle oberhalb der Armutsgrenze stößt nicht nur auf erhebliche politische Widerstände. Es bestehen gegenüber dem Leitbild nachhaltiger Arbeit (Brandl/Hildebrandt 2002) auch konträre Vorstellungen darüber, was an die Stelle der rechtlich-sozial abgesicherten „Normalarbeit“ (s. näher 5.b) als neues Leitbild treten soll.

So stellt die „Kommission für Zukunftsfragen Bayern – Sachsen“ fest: „Das Leitbild der Zukunft ist das Individuum als Unternehmer seiner Arbeitskraft und Daseinsvorsorge. Diese Einsicht muß geweckt, Eigeninitiative und Selbstverantwortung, also das Unternehmerische in der Gesellschaft müssen stärker entfaltet werden.“ (1997: 30) Die Kommission beurteilt den erreichten Stand tarif- und sozialrechtlicher Schutzbestimmungen bereits als zu weitgehend, sie will ein „Weniger an Sozialstaat“ (S. 38), „weg von den Vorgaben einer arbeitnehmerzentrierten Industriegesellschaft“ hin zu „Vorgaben einer Gesellschaft, in der der Einzelne ein höheres Maß an Eigenverantwortung auch für seine Erwerbsarbeit und Daseinsvorsorge übernimmt...“. (ebd.: 1)

Bei näherer Analyse der „neuen Produktionskonzepte“ unter dem Aspekt der „Subjektivierung der Arbeit“ (s. näher 5.a) wird nicht nur das Spannungsverhältnis, sondern auch die Überforderung sichtbar, in die der Einzelne als „unternehmerisches Selbst“ durch zunehmende Marktsteuerung seiner Leistung und seines Einkommens gerät. Aus Ulrich Bröcklings kritischer Analyse des Leitbilds „unternehmerisches Selbst“ (2007) ist zu lernen, dass dieses Leitbild als „Regierungsprogramm“ zu begreifen ist, als Managementstrategie sowieso. Aus diesem Blickwinkel erscheint auch die in diesem Text vielfach zitierte „Erosion der Normalarbeit“ nicht mehr nur als quasi naturwüchsiger Prozess, sondern als Politikum mit Urheber und Adresse.

Der nachfolgende Blick auf den ideen- und sozialgeschichtlichen Hintergrund der Erwerbsarbeit soll zunächst deren Erfolgsgeschichte bis hin zum tayloristisch-fordistischen Produktions- und Sozialmodell verdeutlichen. Danach wird zu zeigen sein, warum das ihm zugehörige und auf stetigem Wachstum basierende Wohlstandskonzept an ökonomische, soziale und ökologische Grenzen stößt und die Politik trotzdem weiter auf „Wohlstand durch Wachstum“ setzt. Schließlich geht es um die Fragen, worin sich die Zeichen eines Umbruchs bei der Organisation von Arbeit und ihrer Erwerbsformen manifestieren und in welche Richtung sich beim Wandel von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft die Arbeit transformiert.

2. Ökonomisierung der Arbeit und kompensatorische Arbeitspolitik

Der „Sieg der Erwerbsarbeit“ und die Gründe, warum die Arbeitsgesellschaft im 19. Jahrhundert entstand und sich im 20. Jahrhundert etablierte, wird von Sozialhistorikern damit erklärt, dass sich die Erwerbsarbeit gegen andere herkömmliche Formen gesellschaftlicher Organisation – etwa die Religionen – durchsetzen konnte (Kocka 2001: 10). Danach verloren letztere als konkurrierende Organisations- und Sinnbildungsprinzipien an Kraft und das entstehende Vakuum füllte die Erwerbsarbeit als überlegener Allokations- und Distributionsmechanismus. Die Verteilung von Ressourcen, Gütern wie auch sozialen Positionen legitimierte sich seitdem eher nach Arbeit und Leistung, vermittelt über den Markt, als nach Herkunft und Religion.

Das heißt auch, mit dem Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft bedurfte die Arbeit keiner theologischen Aufwertung mehr, so wie Martin Luther noch den Wert der

körperlichen gegenüber der geistigen Arbeit hervorzuheben suchte und die Möglichkeit zu gottgefälligem Tun in jedem Beruf betonte, da es für ihn weniger auf den Arbeitsinhalt als vielmehr auf die Arbeitshaltung ankam (Büchner 1982). Fortan erfuhr man „Glückseligkeit“ nicht mehr aus der Verbindung von Arbeit und Gebet, sondern aus „productive powers“ und „Industrie“ (Conze 1972: 179). Max Weber hat nachgewiesen, welche bedeutsame Rolle die protestantische Ethik bei der Beförderung des Arbeitsethos und der Legitimation von Unternehmensgewinnen spielte („...da der Erfolg der Arbeit das sicherste Symptom ihrer Gottgefälligkeit ist...“) (Weber 1972: 719).

Dem realen Prozess der Ökonomisierung der Arbeit, das heißt ihrer Ausrichtung vor allem auf ökonomische Effektivität bzw. quantitativ wachsende Leistung, entsprach die herausgehobene Rolle, die der Arbeit in der neu entstehenden Wirtschaftswissenschaft (Politische Ökonomie oder Nationalökonomie) zugewiesen wurde. Arbeit wurde als die eigentliche Quelle des Eigentums (Locke) sowie des gesellschaftlichen Reichtums hervorgehoben und so zum politischen Kampfbegriff des (,produktiven’) arbeitenden Bürgertums gegenüber dem (,unproduktiven’) besitzenden Adel. Die englischen Moralphilosophen bzw. Nationalökonomien Smith und Ricardo entwickelten die Arbeitswertlehre, die Theorie des sich aus den Fesseln des Feudalsystems lösenden Bürgertums. Danach bemisst sich der Wert eines Produkts einzig nach der in ihm vergegenständlichten Arbeit.

Mit der Durchsetzung der bürgerlichen gegen die feudale Gesellschaft verlor der Arbeitsbegriff seinen emanzipatorischen Kern. Fortan war in der nationalökonomischen Theorie von drei Produktionsfaktoren (Arbeit, Kapital, Boden) die Rede (Say), womit zugleich deren Anteile am Sozialprodukt in Form von Lohn, Gewinn/ Zinsen, Bodenrente legitimiert werden konnten. Entscheidend blieb zwar die reale wie begriffliche Ökonomisierung der Arbeit (Produktivitätsorientierung) als Teil eines voranschreitenden Ökonomisierungsprozesses der Gesellschaft überhaupt, doch entwickelten sich ideengeschichtlich hierzu zwei konträre Positionen: Die einen beschränkten ihre Betrachtung auf den Produktionsprozess und das ökonomische Resultat von Arbeit, sahen vor allem Vorteile in der wachsenden Produktivität des „Produktionsfaktors Arbeit“. Die anderen kritisierten grundsätzlich die Konzentration auf die ökonomische Dimension der Arbeit als Abstraktion vom Menschen und damit den Entfremdungs- bzw. Ausbeutungscharakters der Arbeit in der historischen Form der Lohnarbeit.

Karl Marx’ Kritik der Politischen Ökonomie („Das Kapital“) ist die bis heute nachhaltigste theoretische Kritik an der Lohnarbeit. Gleichwohl nahm Marx hinsichtlich der Produktivkraftentwicklung der Arbeit eine durchaus ambivalente Haltung ein. Seine Kritik richtete sich rund hundert Jahre nach Adam Smith’ Klassiker („Der Wohlstand der Nationen“) (1776/1978) nicht gegen die permanente Steigerung der Produktivkraft der Arbeit, sondern gegen die historische Form der Arbeit, die Lohnarbeit. Das heißt, Marx hielt am Begriff der produktiven bzw. wertschaffenden Arbeit fest und entwickelt darauf aufbauend die Mehrwerttheorie, nach der die Ware Arbeitskraft für ihren Käufer (den Kapitalisten) mehr Wert schafft, als dieser dafür auf dem Arbeitsmarkt an Lohn zahlen muss. Der Kapitalist versucht darüber hinaus, durch vielfältige Methoden den Mehrwert bzw. Profit zu steigern (Verlängerung des Arbeitstages, Lohnsenkung, Arbeitsintensivierung). Marx räumt jedoch dem Kapitalisten ein „historisches Existenzrecht“ ein, durch das die Menschheit „zu einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und zur Schöpfung von materiellen Produktionsbedingungen“ gezwungen wird, „welche allein die reale Basis für eine höhere Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die volle und freie Entwicklung des Individuums ist“. (Marx, Das Kapital I 1965: 618)

War auf diese Weise die Entwicklung der Produktivkraft der Arbeit – heute spricht man eher von Effektivitätssteigerung – als historische Aufgabe sanktioniert, blieb die Frage, wie der wachsende gesellschaftliche Reichtum gerecht verteilt werden sollte. Marx konnte sich nicht

vorstellen, dass der Konflikt zwischen Lohnarbeit und Kapital durch gewerkschaftliche Aktivitäten und Einkommenssteigerungen sowie soziale Sicherung so weit entschärft werden konnte, dass eine soziale Revolution vermeidbar war. Doch hier irrte Marx. Gewerkschaftliche Lohn- und Arbeitszeitpolitik sowie staatliche Sozialpolitik schwächten bereits im 19. Jahrhundert und mehr noch im 20. Jahrhundert den Klassenkonflikt ab. Arbeitslosen-, Kranken- und Rentenversicherung wurden politisch erkämpft. Die Produktivitätssteigerung der Arbeit bzw. Wachstumspolitik konnte mit der politisch begründeten Aussicht auf bessere Versorgung für alle bis heute fortgesetzt werden.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts konzentrierte sich die Arbeitspolitik nicht mehr allein auf die Regulierung der Lohnhöhe, der Arbeitszeiten und der sozialen Sicherung, sondern erstreckte sich zunehmend auch auf die Rationalisierung des Arbeitsprozesses (Taylorisierung). F. W. Taylor entwickelte um 1900 systematische Arbeitsstudien („the one best way“) und neue Lohnanreizsysteme zur Steigerung der Arbeitsproduktivität (Taylor 1977/ 1913). In Taylors Prinzipien des „Scientific Management“ steckt – wenn auch vielfach kritisiert, modifiziert und ergänzt – das bis heute wirksame Versprechen, dass die immer weitere Steigerung von Produktivität und Intensität der Arbeit schließlich allen (Unternehmern wie Lohnarbeitern) in Form von gesteigertem Einkommen (Gewinn und Lohn) zu Gute kommt. Mit diesem Versprechen – an das Henry Ford bei der Einführung der Massenproduktion am Fließband anknüpfte – verbindet sich die Erwartung, dass die während der Arbeitszeit durch immer stärkere Verdichtung der Arbeit erfahrenen Einbußen an Lebensqualität schließlich durch mehr Lohn und Konsum kompensiert werden können (zur Kritik am „kompensatorischen Konsum“ vgl. Ulrich 1998: 223; Gorz 1989: 70ff; Scherhorn 1997).

Taylorismus und Fordismus korrespondieren wiederum mit dem um 1890 in den Wirtschaftswissenschaften sich herausbildenden und bis heute paradigmatischen – neoklassischen – Menschenbild. In der ökonomischen Theoriebildung wurden Entscheidungsmodelle für rationales Verhalten entwickelt, die allen „Wirtschaftssubjekten“ (Unternehmern, Konsumenten, Arbeitern) strukturell ähnliche, rein ökonomische Entscheidungen unterstellen. Der zweckrational handelnde, seinen Nutzen oder Gewinn maximierende *Wirtschaftsmensch* (*homo oeconomicus*) ist das Menschenbild, in dem sich nicht nur wissenschaftlich der Idealtypus einer ganzen Epoche („*Wirtschaftsgesellschaft*“) ausdrückt. Er ist nicht nur ein analytisches Erklärungsmodell für alle wirtschaftlichen und außerwirtschaftlichen Handlungen, wie von Ökonomen unterstellt (Becker 1982), sondern – bei Strafe des Untergangs im Wettbewerb – zugleich ein normativ überhöhtes Handlungsmodell bei jeglicher Entscheidungsfindung. Ulrich Bröckling verweist auf die in diesem Handlungsmodell steckende „praktische Disziplinierung“: „Der ökonomische Ansatz identifiziert sie (die Menschen, GEF) immer schon als jene nutzenmaximierenden Marktsubjekte, zu denen sie erst gemacht werden und sich selbst machen sollen.“ (Bröckling 2007: 90) (zur Interessenabhängigkeit wirtschaftlich rationalen Handelns sowie zur Politikabhängigkeit des Wachstumszwangs im Wettbewerb vgl. Ulrich 1998: 147, 153).

Der Wirtschaftsmensch hat ein instrumentelles Verhältnis zur Welt, sie ist für ihn bloßes Mittel oder ein Produktionsfaktor bei der Verfolgung seines Ziels der Wohlstandsmaximierung. Da er – idealtypisch gesehen – aber auch selbst die Rolle eines Produktionsfaktors spielt, sucht er seine Instrumentalisierung so gut und so lange es geht, durch mehr Geld („Arbeitslohn“) und höheren Konsum zu kompensieren. Nach Peter Ulrich ist diese Konstellation von produktiver und konsumtiver Befriedigung „für die *industrialistische Lebensform* der Arbeits- und Konsumgesellschaft geradezu der konstitutive Antriebsmechanismus.“ (Ulrich 1998: 223)

Entscheidend ist, dass sich mit der Verwandlung von Mensch und Natur in Produktionsfaktoren zugleich der ökonomische Rationalitätsmaßstab wie überhaupt die ökonomische Sphäre

verselbstständigt hat. Sie hat sich – wie Peter Ulrich feststellt – aus lebenspraktischen Kriterien, wie aus sozialen Kontexten herausgelöst. Produktion und Produktivität werden nicht mehr qualitativ oder am „Maßstab des guten Lebens“ gemessen, sondern an Gewinn und Wirtschaftswachstum (Ulrich 1987: 11). André Gorz spricht angesichts dieser quantitativen Orientierung ökonomischen Handelns, das kein Prinzip von Selbstbegrenzung mehr zulässt, von der „Logik der *grenzenlosen* Anstrengung jedes einzelnen, um die anderen zu überholen...“ (Gorz 1989: 163).

3. Der entscheidende Schritt: Die Verwandlung von Arbeit in Ware

Wie der Mensch in die Rolle eines ökonomischen „Produktionsfaktors Arbeit“ hineinwuchs, beschreibt der Wirtschaftsanthropologe Karl Polanyi in seiner Untersuchung („The Great Transformation“, 1944/78) über die Herausbildung des marktwirtschaftlichen Systems seit der Zeit des Merkantilismus. Danach erfolgte die Schaffung freier Märkte nicht nur für echte Handelswaren, sondern auch für die „Produktionsfaktoren“ Arbeit, Kapital, Boden („Warenfiktion“). Polanyi: „Der entscheidende Schritt war dies: Arbeit und Boden wurden in Waren verwandelt, das heißt, sie wurden behandelt, als wären sie für den Verkauf produziert. Selbstverständlich waren sie in Wirklichkeit keine Waren, da sie ja auch nicht produziert wurden (der Boden) oder wenn doch, so nicht zum Zwecke des Verkaufs (die Arbeit). Und doch war noch nie eine wirkungsvollere Fiktion ersonnen worden...In allen den Anthropologen und Historikern bekannten Gesellschaften waren Märkte auf Waren im engeren Sinne des Marktes beschränkt.“ (Polanyi 1979: 131ff).

Die Durchsetzung des Marktmechanismus' und mit ihm die Verwandlung von Mensch und Natur in Produktionsfaktoren mit dem Hauptziel der Steigerung ihrer ökonomischen, in Geld messbaren Ergiebigkeit, stellt im Kern den Prozess der Ökonomisierung dar. Dieser Prozess ist heute durchaus nicht zu Ende. In immer weiteren Lebensbereichen wie Gesundheit, Bildung und Kultur gewinnt das Wirtschaftlichkeitskalkül an Bedeutung und sucht sich gegenüber anderen Maßstäben oder Zielen durchzusetzen (Beispiele: ökonomische Nützlichkeit gemessen in Humankapital versus Eigenwert von Bildung; Gewinnerwartungen versus Nachhaltigkeit und Sicherheit bei der Energieversorgung aus Atomenergie).

Auch für die Qualifizierung und den Erhalt der Ware Arbeitskraft, das heißt ausreichenden Lohn zu ihrer Reproduktion und weiteren Verkaufbarkeit am Arbeitsmarkt, sorgten die Kapitalbesitzer seit jeher nicht aus freien Stücken. Um der im Prinzip schrankenlosen, quantitativen Orientierung ökonomischen Handelns seitens der Kapitalbesitzer Einhalt zu gebieten und die notwendigen Mittel zum Lebensunterhalt für sich und die Familienangehörigen zu sichern, war vom historischen Beginn der Erwerbsarbeit an bereits die organisierte Interessenwahrnehmung der Erwerbstätigen nötig. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zu zahlreichen Streiks und Gewerkschaftsgründungen. Arbeitslohn und Arbeitszeit wurden und werden seitdem, häufig erst nach Arbeitskämpfen, tarifvertraglich neu geregelt. Später – zu Beginn des 20. Jahrhunderts – kamen Regelungen zur betrieblichen Interessenvertretung hinzu (Betriebsverfassung). Institutionen des Sozialstaats wurden gegründet und Sozialversicherungen mit enger Bindung an die Erwerbsarbeit gebildet. Die soziale Sicherung wurde ausgebaut. Einkommen wird auch zu Zeiten von Krankheit, Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit, Weiterbildung und im Alter gezahlt. Bosch beschreibt diesen Prozess als „Dekommodifizierung von Arbeitskraft“ und meint damit einen historischen Prozess, in dem durch Regelung von Arbeitszeiten, Löhnen und sozialer Sicherung anerkannt wird, dass es sich bei der Ware Arbeitskraft um eine besondere Ware handelt, die an den Menschen als natürliches und soziales Wesen gebunden ist (Bosch 2001) (s. a. Abschnitt 5 b.).

In nahezu allen Industriestaaten haben sich die hier skizzierten Säulen der „Erwerbsarbeitsgesellschaft“ als Resultate sozialpolitischer Auseinandersetzungen in unterschiedlichen

Ausprägungen herausgebildet. Nach Brandl/ Hildebrandt konnte so die Überzeugung entstehen, „...dass immer weitere Bereiche gesellschaftlicher Tätigkeit und immer mehr soziale Gruppierungen in diese Erwerbsarbeitsgesellschaft einbezogen werden können (Recht auf Arbeit) mit der Folge eines kontinuierlichen Wohlstandsgewinns für alle Bürger.“ (2002: 66). „Erwerbsarbeit (ist) zur Norm für die Gesellschaft und zur Normalität für einen steigenden Anteil der Bevölkerung geworden.“ (ebd.: 67)

4. Die Sicherung von Erwerbsarbeit über Produktivitäts- und Wachstumspolitik stößt auf Grenzen

Die Schaffung eines Systems sozialer Sicherung und die immer weitere Ausdehnung der so gesicherten Erwerbsarbeit entschärften den „Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital“. Doch die Aussicht auf „kontinuierlichen Wohlstandsgewinn“ und Integration in ein „normales Arbeitsverhältnis“ blieb gekoppelt an den Erfolg des traditionellen Wohlstandskonzepts, das heißt einer nach wie vor primär quantitativ ausgerichteten Produktivitäts- und Wachstumspolitik auf betrieblicher wie auf volkswirtschaftlicher bzw. globaler Ebene. Dabei ist längst offenkundig, dass das Wirtschaftswachstum mit seinem Leitindikator Bruttoinlandsprodukt (BIP) nicht mehr als Problemlöser geeignet ist. In Deutschland war „Der kurze Traum immerwährender Prosperität“ (Lutz 1984) bereits in den 1980er Jahren beendet. Nachweislich schafft das Wirtschaftswachstum kaum mehr Arbeitsplätze (die Beschäftigungsschwelle liegt bei 1,1 bis 2,4 Prozent Wachstum; Schirwitz 2005), die soziale Ungleichheit nimmt zu (Schäfer 2009), die Staatsverschuldung steigt und die Hoffnung über mehr Wachstum die Umweltsituation zu verbessern, hat sich nicht erfüllt (Binswanger u.a. 2005; Seidl/ Zahrt 2010).

Dabei wird auf die „Grenzen des Wachstums“ seit mehr als 40 Jahren in einer Reihe von Studien nationaler und internationaler Kommissionen und Experten nachdrücklich hingewiesen (z. B. Meadows u.a. 1972 und 2006), ohne dass bis heute seitens der Politik eine strikte Kopplung des Wirtschaftswachstums an sozial-ökologische Nachhaltigkeitskriterien erfolgt. So machte Kanzlerin Angela Merkel in ihrer Regierungserklärung am 10.11.2009 deutlich: „Wachstum zu schaffen, das ist das Ziel unserer Regierung....Ohne Wachstum keine Investitionen, ohne Wachstum keine Arbeitsplätze, ohne Wachstum keine Gelder für die Bildung, ohne Wachstum keine Hilfen für die Schwachen.“ (Merkel 2009) Der Klimaschutz wird zwar in dieser Regierungserklärung im Anschluss gesondert erwähnt („Menschheitsaufgabe“), doch an Stelle von Konzepten oder Vorgaben für ein darauf bezogenes Wirtschaften, wird hier nur ein Suchprozess anvisiert: „Es entscheidet sich, ob wir insgesamt eine *Art des Wirtschaftens* finden, die nicht mit den Grundlagen ihres eigenen Erfolgs Raubbau treibt, oder ob wir es eben doch tun.“ (ebd.) (kursiv, GEF)

Das in unmittelbarer Folge an die Regierungserklärung verabschiedete „Wachstumsbeschleunigungsgesetz“ (22. Dezember 2009 (BGBl. I S. 3950)) enthält dann folgerichtig auch keine weitergehenden Ansätze für eine andere *Art des Wirtschaftens* und Arbeitens, wie sie etwa von Befürwortern einer sozial-ökologischen Transformation des Wachstumskonzepts gefordert wird. So stellt M. Payandeh vom DGB-Bundesvorstand fest: „Ein radikaler Kurswechsel ist nötig. Wachstum, ob export- oder binnenmarktorientiert, ist kein Selbstzweck. Es bemisst sich nicht nur quantitativ an produzierten Mengen, sondern vor allem daran, ob damit Arbeits- und Lebensbedingungen verbessert werden, ob sich Zukunftschancen eröffnen und ob natürliche Lebensgrundlagen erhalten bleiben. Damit gewinnt Wachstum eine qualitative Dimension.“ (2010: 7) Die Abkehr vom Paradigma des Wirtschaftswachstums ist nicht nur eine ökonomisch-politische Herausforderung, sie ist zugleich mit einem tief greifenden Kulturwandel verbunden (Loske 2010). Die Frage ist, ob in dem vor allem ökonomisch induzierten Strukturwandel der Erwerbsarbeit sich Anzeichen oder Ansatzpunkte für ein Umsteuern in Richtung auf Nachhaltigkeit finden.

5. Strukturwandel der Erwerbsarbeit – Subjektivierung, Flexibilisierung und Entgrenzung

Dem volkswirtschaftlichen Konzept „Mehr Wohlstand durch mehr Wachstum“ entspricht auf der betrieblichen Ebene das Rationalisierungsziel, mit dessen Verfolgung Produktivitäts- und Rentabilitätswachse erreicht werden sollen. Bis in die Mitte der 1970er Jahre galt hierfür das tayloristisch-fordistische Produktions- und Sozialmodell als prägend. Seitdem wird mit Schlagworten wie Globalisierung, Tertiarisierung, Wertewandel, Deregulierung, Flexibilisierung, Individualisierung, Subjektivierung und Entgrenzung ein grundlegender Wandel dieses Modells beschrieben. Die These vom „Ende der Arbeit“ hat der These von der Entwicklung der Arbeit bis hin zu einem „Umbruch“ Platz gemacht, der auch mit dem Wandel vom Fordismus zum Postfordismus überschrieben wird (Kratzer u.a. 2003: 3; Elster 2007: 22ff).

Bereits Alain Touraine hatte in seinem 1972 erschienen Buch „Die postindustrielle Gesellschaft“ wirtschaftliches Wachstum in verstärktem und qualitativ verändertem Maße als Triebfeder der Gesellschaft ausgemacht. Als entscheidende qualitative Veränderung konstatiert er, dass „man streng wirtschaftliche Mechanismen innerhalb der sozialen Organisation und Aktion nicht mehr isolieren“ könne und dass wirtschaftliches Wachstum stärker als bisher vom Wissen abhängt, „also von der Fähigkeit der Gesellschaft, Kreativität zu schaffen“... Und das heißt, „alle Bereiche des sozialen Lebens, der Erziehung, des Konsums, der Information fallen mehr und mehr unter das, was man früher (mit Marx; GEF) die Produktivkräfte nennen konnte“ (1972: 9f). So gesehen sind wir mit der Produktivkraftentwicklung oder auch Ökonomisierung der Gesellschaft noch nicht am Umkehrpunkt, sondern bewegen uns auf einer neuen Stufe der Ökonomisierung mit ambivalenten Folgen.

Betrachtet man im Folgenden

(a) die Veränderung der *Arbeitsstrukturen und der Organisation von Arbeit* so lässt sich von einem expliziten und erweiterten ‚Subjektbezug‘ sprechen, bei dem Subjektivität vom ‚Störfaktor zum Potential‘ wird (Kratzer u. a. 2003: 40). Damit verbindet sich die Frage, ob nunmehr der ‚ganze Mensch‘ mit seiner Subjektivität und Lebenswelt der Ökonomie untergeordnet wird (Moldaschl 1998) oder ob aus den Veränderungen weniger Entfremdung und mehr Freiheit sowie Selbstbestimmung erwachsen. Hinsichtlich

(b) der *Beschäftigungsverhältnisse* stellt sich unter dem Aspekt der Flexibilisierung die Frage nach dem Wandel und der Zukunft des „Normalarbeitsverhältnisses“. Schließlich ergibt sich

(c) unter dem Aspekt der Entgrenzung im Verhältnis von *Arbeit und Leben, von System und Lebenswelt*, die Frage nach veränderten Koordinationsaufgaben und Verantwortlichkeiten für beide Bereiche für beide Geschlechter.

(a) Vom Objekt- zum Subjektbezug in der Arbeit: „Arbeitskraftunternehmer“

Kennzeichen der fordistisch-tayloristischen Regulation von Arbeit war die weitgehende unternehmerische Kontrolle über den gesamten betrieblichen Arbeitsprozess. Durch systematische Arbeitsstudien, Normierung, Standardisierung der Arbeitsabläufe, Zeitkontrollen und Lohnanreizsysteme sollte die Arbeitsleistung optimiert werden. Vom Produktionswissen waren die Arbeiter gleichsam enteignet, es war allein im „Scientific Management“ (Taylor 1977/1917) konzentriert. Der Arbeiter hatte vereinfachte Anweisungen zu befolgen, ohne noch die zu Grunde liegenden technischen Daten begreifen zu müssen. Insofern gilt auch die von Henry Ford eingeführte und bis heute in Teilen der industriellen Massenproduktion angewendete Fließbandtechnik als die konsequenteste Anwendung der Taylorschen Lehre. Der betriebliche Umgang mit Arbeitskraft lässt sich im tayloristisch-fordistischen Modell durch einen „Objektbezug“ charakterisieren, „d. h. – verkürzt – des organisatorischen Versuchs, sich soweit als möglich von den je subjektiven Eigenschaften und Fähigkeiten,

aber auch Eigensinnigkeiten und Präferenzen der Beschäftigten unabhängig zu machen“ (Kratzer u. a. 2003: 39).

Anfang der 1970er Jahre geriet dieses Modell zunehmend unter ökonomischen Druck. Der internationale Konkurrenzkampf (Stichwort: Globalisierung), verbunden mit einem weiter sinkenden Preisniveau, nahm zu. Als Antwort hierauf suchten die Unternehmen nach weiteren Rationalisierungsmöglichkeiten, um die Produktionskosten zu senken. Hierzu gehörten etwa die Beschleunigung der Produktzyklen, die Erweiterung der Märkte mit flexibler Berücksichtigung von Kundenwünschen und der verstärkte Einsatz von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien. Dabei „erwiesen sich die Möglichkeiten zur Rationalisierung innerhalb tayloristisch-fordistischer Produktionsweisen als nahezu ausgeschöpft, so dass eine weitere Steigerung von Produktivität innerhalb dieses Konzepts kaum noch realisierbar erschien“ (Elster 2007: 23f). In der Folge kam es zu Veränderungsprozessen vor allem bei der Arbeitsorganisation in Richtung auf flexibilisierte, individualisierte Produktionsweisen. Das heißt, an die Stelle hierarchisch fest strukturierter, hoch arbeitsteiliger und standardisierter Arbeitsvorgaben enthalten die „neuen Produktionskonzepte“ inhaltliche, räumliche, zeitliche und organisatorische Freiräume zur aktiven Gestaltung im Sinne des Unternehmensinteresses. „So gesehen versteht man auch das erstaunliche Paradox, dass seit einiger Zeit Arbeitsformen des Kapitals eingeführt werden, die vor 20 Jahren Forderungen der HdA-Diskussion waren (HdA = Humanisierung der Arbeit; GEF) – aber damals kaum wirklich umgesetzt wurden.“ (Voß 2007: 79)

Für diese Strategie steht paradigmatisch das von Voß/ Pongratz (1998) entworfene Konstrukt des „Arbeitskraftunternehmers“ als Deutungsmuster. Die Autoren knüpfen an das „Transformationstheorem“ von Braverman an. Danach „kauft ein Unternehmen mit der Einstellung von Mitarbeitern (in der Regel) nicht eindeutig definierte Tätigkeiten, sondern allein für bestimmte Zeiträume das Potential der Person, Arbeit verrichten zu können.“ (Voß/ Pongratz 1998: 137) Sorgte im tayloristisch-fordistischen Arbeitskonzept die Unternehmensleitung durch rigide und systematische Zerlegung für die Transformation von Arbeitsvermögen in Arbeitsleistungen, so wird diese Transformationsaufgabe „bei Selbstorganisationskonzepten in grundlegend erweiterter Form den *Arbeitenden* zugewiesen.“ (ebd.: 138)

Wachsen dadurch einerseits die Autonomiespielräume hinsichtlich zeitlicher und räumlicher Arbeitsgestaltung, so dass die Beschäftigten über die einzelnen Arbeitsschritte selbst entscheiden können, wird durch vorgegebene Leistungsvolumina oder Projektziele die Wahlfreiheit wieder eingeschränkt (Hensche 2001: 602). Dieser Wechsel von arbeitsorganisatorischen Standards hin zu „Ergebnisstandards“ (Hoff 1997) bedeutet häufig Mehrarbeit und höhere psychische Belastungen. Letztere werden durch das erhöhte Risiko, arbeitslos zu werden, noch verstärkt (Brandl/ Hildebrandt 2002: 76)

Die Beschäftigten müssen wesentlich stärker als bisher persönliche Potentiale oder Subjektivität wie Emotionen, Kooperationsfähigkeit, Initiative, Kreativität etc. in die Arbeit einbringen. Hinzu kommen veränderte und steigende Qualifikationsanforderungen und die Notwendigkeit lebenslangen Lernens in eigener Verantwortung. U. Bröckling hat für diese spezifische Subjektivierungsform des modernen Kapitalismus unter Bezug auf Michel Foucault das „unternehmerische Selbst“ ausgemacht. Dieses Selbst sucht möglichst kreativ, flexibel, eigenverantwortlich und selbstoptimierend der Forderung zu entsprechen, dass „jeder sich bis in den letzten Winkel seiner Seele zum Unternehmer in eigener Sache mausern“ soll (Bröckling 2007: 7).

Bei der Subjektivierung der Arbeitsorganisation lässt sich noch nicht von einer „flächendeckend greifenden neuen ‚Logik‘ der Organisation und Rationalisierung von Arbeit“ sprechen.

Vorliegende empirische Studien deuten auf Ambivalenzen bzw. Widersprüche hin (Kratzer u. a. 2003: 39f). Es gibt sowohl mehr Selbstbestimmung als auch wachsende Zwänge, „neue individuelle Chancen, aber auch die verstärkte Ausbeutung von Subjektivität – mit höchst paradoxen Folgen“, (...) durchaus neue Freiräume für die Beschäftigten...“, aber auch Mehrarbeit und Unsicherheit, „steigende Risiken des individuellen Scheiterns, eine wachsende Selbstausbeutung, forcierte Konkurrenz unter den Beschäftigten usw. sind oft berichtete Folgen.“ (Voß 2007: 79) Zumal die jüngere Arbeits- bzw. Gesundheitsforschung zu den neuen Steuerungsformen im Unternehmen verweist auf den Zusammenhang von steigendem Leistungsdruck und zunehmenden psychischen Erkrankungen (Dunkel u. a. 2010).

(b) Vom „Normalarbeitsverhältnis“ in flexible Beschäftigung

Das Modell oder Leitbild, an dem sich Erwerbsarbeit lange Zeit als einzigem orientierte und das heute sowohl mit dem Leitbild des unternehmerischen Selbst wie mit dem Leitbild nachhaltiger Arbeit konkurriert, ist das Normalarbeitsverhältnis (Mückenberger 1985). Gegenüber dem Urzustand einer kapitalistischen Gesellschaft, in der sich die Anbieter von Arbeitskraft ohne Arbeitsvertrag und Arbeitsschutz in einem „total flexiblen arbeitsrechtlichen Grundverhältnis“ befanden, enthält das Modell des Normalarbeitsverhältnisses soziale Sicherheiten und Standardisierungen. „Seine historische Leistung besteht darin, in die durch Flexibilität begründete Unsicherheit, Unordnung und Unruhe der Lohnarbeiterexistenz (...) Korsettstangen von Gewissheit, Vorausssehbarkeit und Frieden einzuziehen.“ (ebd.: 431)

Das Normalarbeitsverhältnis bestimmt die „soziale Architektur der Industriegesellschaft“, basiert auf der klaren Trennung zwischen erwerbsförmig organisierter Arbeit und sonstigen Tätigkeiten und ist eng mit der Familienform der Versorgung verknüpft (Brandl/ Hildebrandt 2002: 62ff). Das Normalarbeitsverhältnis lässt sich auch als ein Leitbild für ein arbeits- und sozialrechtliches geschütztes, unbefristetes Vollzeitverhältnis an einem festen Arbeitsort verstehen. Das in ihm erzielte Einkommen soll für die Reproduktion einer ganzen Familie ausreichen, d. h. es ist eng an die Ernährerehe und Normalfamilie gekoppelt (ebd. 2002: 136). Zum Leitbild der Normalarbeit können als weitere Elemente hinzugefügt werden: eine berufsfachlich qualifizierte Arbeit, die mit vollem tariflichem Entgelt bezahlt wird, gesetzlicher Kündigungsschutz und volle Urlaubs- und Rentenansprüche.

Das Normalarbeitsverhältnis hat in der Bundesrepublik in den 1960er bis 1980 Jahren seine stärkste Ausprägung erfahren. Nicht zu übersehen ist allerdings, dass es auch schon in dieser Zeit, also vor der Flexibilisierungs- und Umbruchphase der industriellen Arbeit, „große Bereiche von abweichenden Arbeitsverhältnissen gegeben hat, insbesondere von Frauen in den personenbezogenen Dienstleistungen (Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit).“ (ebd. 2002: 69)

Seither wuchs die Zahl der Langzeitarbeitslosen ebenso wie der Anteil von Erwerbspersonen in atypischen Beschäftigungsverhältnissen – hierzu zählen befristet, geringfügig und Teilzeit-Beschäftigte sowie Leiharbeiter/innen –, die allein von 2002 bis 2005 von 43 % auf 56 % der Erwerbstätigen zunahm (Keller/Seifert 2007).

Allerdings ist die These, dass die Normalarbeit einer breiten Erosion unterliegt, kontinuierlich zurückgeht und in naher Zukunft nicht mehr die dominante Form der Erwerbsarbeit darstellen wird, nicht unumstritten. Verwiesen wird zum Beispiel auf unterschiedliche Angaben je nach zu Grunde gelegter Definition von Normalarbeit und auf eine unsichere empirische Datenbasis. „Schauen wir nur auf die quantitative Entwicklung, so ergibt sich ein ziemlich unterschiedliches Bild, je nachdem ob man auf absolute oder relative Zahlen, Arbeitszeiten oder die Stabilität des Beschäftigungsverhältnisses schaut.“ (Bosch 2001: 221).

Unstrittig ist hingegen, dass sich die Beschäftigungsstrukturen von einem standardisierten System lebenslanger Ganztagsarbeit im Betrieb hin zu einem System pluralisierter, flexibler, dezentraler Beschäftigung entwickeln, ein Trend, den bereits Ulrich Beck in den 1980er Jahren ausgemacht hatte (Beck 1986: 220ff).

Im Zuge dessen wird ein *relativer Rückgang* von unbefristeten Vollzeit-Beschäftigungsverhältnissen registriert, das heißt, einer stagnierenden Zahl von Normalarbeitsverhältnissen steht bei einer Zunahme der Gesamtzahl der Erwerbstätigen eine überproportionale Zunahme der Zahl von Nicht-Normalarbeitsverhältnissen gegenüber (Kratzer u. a. 2003: 15). Es beschleunigt sich der Prozess der Entstandardisierung bestehender Arbeitsverhältnisse, das heißt, staatliche Regelungen werden liberalisiert (z. B. Kündigungsschutz), Arbeitszeiten und Arbeitsorte werden flexibilisiert und tarifvertragliche Vereinbarungen geöffnet bzw. unterlaufen.

Auf der betrieblichen Ebene wird den Flexibilitätserfordernissen mit dem Konzept des „atmenden Unternehmens“ (Hartz 1996) entsprochen. Dabei ist die Unterscheidung zwischen einer Kernmannschaft und einem flexiblen Beschäftigungssegment von Belang. Nach Kratzer u. a. werden von der zeitlichen Flexibilisierung (Stichworte: Gleitzeit, Teilzeit, Arbeitszeitkonten) und der räumlichen Flexibilisierung (Stichworte: Telearbeit, Heimarbeit) zunehmend auch die „Kernbelegschaften“ betroffen. In der Folge bleiben zwar alte Trennlinien bei den Belegschaften bestehen, doch bilden sich innerhalb der traditionellen Segmente auch neue Differenzierungslinien heraus. So befinden sich im „flexiblen Beschäftigungssegment“ neben „Jedermannsarbeitskräften“ zunehmend auch Qualifizierte und Hochqualifizierte sowie ein breites Spektrum an ‚nicht normalen‘ Erwerbsformen (Freiberufler, Selbständige, befristet Beschäftigte, Leiharbeiter u. a.).“ (Kratzer u. a. 2003: 19) Die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses findet somit in einem gestiegenen Risiko, arbeitslos zu werden – und zwar über alle Qualifikationsstufen hinweg – sowie in einem Anwachsen von Teilzeitbeschäftigung, geringfügiger, befristeter Beschäftigung sowie Leiharbeit und Ein-Personen-Selbstständigkeit ihren Ausdruck.

Zusammen genommen charakterisiert Flexibilisierung kein ganz neues arbeits- oder personalpolitisches Phänomen, da Unternehmen schon immer auf veränderte Rahmenbedingungen beispielsweise durch Entlassung oder Einstellung von Arbeitskräften reagiert haben. Auch werden bei den neuen Produktionskonzepten alte Ungleichheiten etwa zwischen höher und geringer Qualifizierten, zwischen Männern und Frauen nicht bedeutsam verändert. Die Arbeitsforschung spricht dann auch eher von einem „Formwandel der Flexibilisierung“, der spezifisch auf die neuartige Verschränkung von Beschäftigungsverhältnissen mit neuen Reorganisationsstrategien zielt (ebd.: 19).

Flexibilisierung heute heißt aber auch, dass die tayloristische Enteignung der Produzenten von ihrem Produktionswissen und dessen Konzentration im „Shop Management“ teilweise zurückgenommen wird. Damit verbindet sich ein erhöhtes Maß an Selbststeuerung, aber auch an Verantwortung und Motivation (Hoff 1997: 325). Sukzessive zurückgenommen wird aber auch der besondere Schutz der „Ware Arbeitskraft“, das heißt ihre „Dekommodifizierung“ wird teilweise wieder rückgängig gemacht, was nicht nur eine Entsicherung der Arbeits-, sondern auch der Lebensverhältnisse mit sich bringt (Kratzer u. a. 2003: 9).

(c) Entgrenzung im Verhältnis von Arbeit und Leben

Die Erosion des tayloristisch-fordistischen Arbeits- und Sozialmodells bzw. des Normalarbeitsverhältnisses wurde bislang in den Kategorien von Subjektivierung und Flexibilisierung beschrieben. Mit der Kategorie oder These von der Entgrenzung lässt sich nicht nur eine „umfassende Syndromatik des Strukturwandels von Arbeit und Betrieb“ aufzeigen (Voss 2007:

77ff), es geraten auch die erodierenden Grenzziehungen zwischen Arbeit und Lebenswelt stärker in den Blick.

Entgrenzungsprozesse zeigen sich in fast allen Dimensionen sozialer Strukturierung der Arbeit (vgl. i. folg. in Anlehnung an Jurczyk u. a. 2009: 33f):

- Die *zeitliche Entgrenzung* in ihren verschiedenen Formen (Schichtmodelle, Überstunden, Gleitzeit, Teilzeit, Arbeitszeitkonten) betrifft inzwischen fast alle Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse und kann sich auf die Dauer, die Lage und die Verteilung der Erwerbsarbeit in alltäglicher und biographischer Perspektive beziehen (Seifert 2007). Die Grenzen zwischen betrieblicher Arbeit und privatem Leben werden dadurch unscharf und erfordern neue Koordinationsleistungen zwischen beiden Bereichen.
- Formen *räumlicher Entgrenzung* sind Tele- und Heimarbeit, oft in Verbindung mit betrieblichen Anwesenheitszeiten. Durch Einsatz neuer Informations- und Kommunikationstechnologien werden diese Tätigkeiten ausgebaut. „Firmeninterne Beziehungen (werden) zunehmend in Marktbeziehungen transformiert“ (Moldaschl 2000: 8). Viele Beschäftigte haben wechselnde Arbeitsorte. Verstärkt werden Außendiensttätigkeiten wahrgenommen und das Pendeln zwischen Arbeits- und Wohnort nimmt zu.
- Die *Entgrenzung der Beschäftigungsformen* manifestiert sich in einer Vielfalt von unregelmäßigten, häufig prekären Tätigkeiten wie Zeit- und Leiharbeit, geringfügige Beschäftigung, Ein-Euro-Jobs. Aber auch die Ein-Personen-Selbstständigkeit, Schein-Selbstständigkeit, Praktika, Mehrfacherwerbstätigkeit sind Formen jenseits der geschützten Normalarbeit.
- Die *Entgrenzung der berufsförmig organisierten Arbeit* zeigt sich aus berufssoziologischer Perspektive darin, dass der Facharbeiter als Prototyp der Berufskategorie quantitativ an Bedeutung verliert und an seine Stelle vermehrt akademisch gebildete Fachkräfte treten. Zudem löst sich die „spezifische Verbindung von Berufsfachlichkeit, sozialer Integration und gesellschaftlichem Status, die das traditionelle deutsche Berufskonzept ausgezeichnet hat“, immer mehr auf (Baethge 2004: 345). Die berufsbezogene Identität wird brüchig und die bislang dem Beruf zugesprochene Vermittlungsfunktion zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Schule und Beruf, geht verloren (Elster 2007: 47)
- Die *Entgrenzung der Arbeitsbiographien* manifestiert sich in der zunehmenden Veränderung des Drei-Phasen-Modells, also der klaren Abfolge von Ausbildung, Berufstätigkeit, Ruhestand. Vor allem die Übergänge sind immer seltener direkt und haben sich zu eigenständigen Phasen ausgedehnt (Brandl/ Hildebrandt 2002: 79). Bei Jugendlichen geht es um Warteschleifen im Übergangssystem zwischen Schule und Ausbildung, was besonders Benachteiligte trifft (Deeken/ Butz 2010), aber auch um verlangsamte berufliche Eingliederung. Bei älteren Erwerbstätigen geht es um einen verzögerten Übergang in den Ruhestand, immer häufiger verbunden mit dem Zwang, dazu verdienen zu müssen.

Durch die Entgrenzungsprozesse verliert das Verhältnis von Arbeit und Leben an fest gefügter Struktur, wie sie noch mit dem Normalarbeitsverhältnis in Verbindung gebracht werden konnte. Denn mit der Standardisierung der Arbeit im tayloristisch-fordistischen Modell und ihrer rechtlichen und tarifpolitischen Regulierung verband sich nicht nur eine hohe Erwartungssicherheit an feste Arbeitszeiten und ihre Dauer, auch waren die Grenzen zwischen betrieblicher Arbeit und Privatleben scharf gezogen (Brandl/ Hildebrandt 2002: 141ff).

Durch die Subjektivierung der Erwerbsarbeit werden stärker individuelle Ressourcen und Fähigkeiten in die Arbeitswelt eingebracht, die bisher dem Familien- oder privaten Leben zugerechnet werden (kommunikative und interaktive Fähigkeiten, Selbstverantwortung, Gefühle) (Kratzer u. a. 2003: 9). Durch die Entgrenzung von Arbeitszeiten und Arbeitsformen sowie des Berufs und der Biographiephasen werden die persönlichen Arrangements in Familie und weiterer sozialer Umgebung in Frage gestellt und erfordern eine neue Koordinationsleistung, um soziale Integration zu ermöglichen bzw. zu sichern.

Diese Koordinationsleistung ist umso schwieriger, als zum Beispiel flexible Arbeitszeiten nicht „auf Augenhöhe“ zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausgehandelt werden. „Nach übereinstimmenden Untersuchungsergebnissen bestimmt in den meisten Fällen auch der Arbeitgeber darüber, wann und wie lange gearbeitet wird. Insofern führen flexible Arbeitszeiten zu einer neuen Stufe der Unterordnung der Lebenswelt unter die zeitlichen Vorgaben der Erwerbsarbeit (...). Im gegenwärtigen Zustand ist Zeitsouveränität wohl nur für eine kleine Elite von gefragten ‚Arbeitsunternehmern‘ durchsetzbar“ (Brandl/ Hildebrandt 2002: 142).

Hildebrandt spricht an anderer Stelle von einer „Schieflage zwischen dem betrieblichen Zugriff auf das Arbeitsvermögen einerseits und der Thematisierung und Durchsetzung persönlicher Zeitinteressen andererseits...“ (Hildebrandt 2007:73). Am Beispiel einer Studie über die Flexibilisierung von Arbeitszeit mittels „Zeitkonten“ wird erkennbar, dass es „eines Rahmens kollektiver Regulierung von individuellen Rechten und Prozeduren bedarf. Zeitkonten beispielsweise können die Zumutbarkeiten betrieblicher Flexibilisierung nicht auffangen, neutralisieren oder in ihr Gegenteil verkehren.“ (ebd.).

Da den Frauen auch bei erhöhter Erwerbsbeteiligung nach wie vor die Hauptverantwortung für den Reproduktionsbereich zugewiesen wird, sind sie durch die Entgrenzung der Arbeits- und Berufswelt strukturell benachteiligt. So ist die Teilzeitarbeit mit vermindertem Verdienst und weniger sozialer Sicherheit eine Domäne der Frauen. 90 Prozent der Teilzeitbeschäftigten sind weiblich.

Seit den 1970er Jahren haben sich gleichsam parallel zur Entgrenzung der Erwerbsarbeit auch die Lebens- und Haushaltsformen pluralisiert. Die Ein-Ernährerehe in Form einer Familie mit Kindern unter 16 Jahren und einem Vollzeit erwerbstätigem Ehemann stellt nur noch eine unter vielen Lebensformen dar. Die Sozialforschung spricht angesichts dieses Strukturwandels der Familie auch von einer doppelten Entgrenzung (Jurczyk u. a. 2009: 19). Die „*Entgrenzung von Familie* – hier insbesondere der Geschlechterverhältnisse – (führt) dazu, dass zunächst überwiegend von Frauen, nun auch ansatzweise von Männern, vormals private, lebensweltliche Interessen zunehmend in die Erwerbsarbeit hinein getragen werden. (...) Dabei muss auch der changierende Charakter des Verhältnisses zwischen Erwerb und Familie ausbalanciert werden.“ (ebd.: 58) Es muss „Grenzmanagement als neue Handlungsanforderung“ erkannt und praktiziert werden, wofür neuartige Qualifikationen erforderlich sind (ebd. 60ff) (vgl. a. Jurczyk 2003)

Die Familie als Ressource zur Regeneration und Reproduktion der Beschäftigten in Erwerbsarbeit steht zunehmend nicht mehr wie noch im Kontext des tayloristisch-fordistischen Arbeits- und Sozialmodells zur Verfügung. „Aufgrund gesellschaftlichen Wandels hat sich Familie von einer selbstverständlichen, scheinbar naturgegebenen Ressource zu einer anspruchsvollen Herstellungsleistung ihrer Mitglieder verändert.“ (ebd.: 65)

Angesichts der strukturellen Veränderungen im Verhältnis von Arbeit und Familie sind die Autorinnen und Autoren des Forschungsprojekts „Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie“ eher skeptisch, was die Zukunft der Familie als „reproduktive Basis“ der Erwerbsarbeit

betrifft und rechnen mit einer ‚Versorgungslücke‘, denn bislang ist ein neues Modell des Produktions- und Reproduktionszusammenhangs – das heißt ein neuer ‚Reproduktionspakt‘ – entwickelter Gesellschaften nicht in Sicht.“ (ebd.: 60)

6. Fazit

Der Strukturwandel, in dem sich die Erwerbsarbeit seit den 1980er Jahren befindet und der hier mit den Kategorien Subjektivierung, Flexibilisierung und Entgrenzung nachgezeichnet wurde, verdankt seinen wesentlichen Anstoß ökonomischen Gründen (Stichwort: Globaler Wettbewerb), wobei durchaus auch andere Einflussgrößen wie Technisierung oder Individualisierung wirksam waren und sind. Gleichwohl offenbaren die Veränderungen der Arbeitsformen, der Arbeitsorganisation und des Verhältnisses von Arbeit und Leben nicht nur zunehmenden ökonomischen Druck und höhere Belastungen, sondern zeigen *ambivalente Entwicklungen*, die häufig auch als Paradoxien beschrieben werden. Zumal am Beispiel der Arbeitszeitflexibilisierung zeigt sich, dass sich potentiell Freiheitsspielräume für die Beschäftigten eröffnen, die allerdings eines Rahmens kollektiver Regulierung bedürfen, um tatsächlich das Interesse der Beschäftigten gegenüber den ökonomischen Zielen des Unternehmens zur Geltung zu bringen. Ohne diese Interessenwahrnehmung und Neuregulierung – und diese ist in Zeiten anhaltender Arbeitslosigkeit und Arbeitsplatzunsicherheit prinzipiell erschwert – geht der Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsmodell überwiegend mit neuen und zusätzlichen Belastungen für die meisten Erwerbstätigen einher.

Auch wenn es wegen des Schutzes der Arbeitskraft aktuell gute Gründe gibt, einzelne Elemente der errungenen sozialen Sicherung zu verteidigen, wird der Erosionsprozess des *Normalarbeitsverhältnisses* aus ökonomischen, sozialen und ökologischen Gründen nicht zurückzudrehen sein. So wird zum einen der ökonomische Druck kaum nachlassen, der durch Globalisierung, Vermarktlichung und neue Technologien zum Umbruch des tayloristisch-fordistischen Arbeits- und Sozialmodells geführt hat und in dessen Folge die Beschäftigungsverhältnisse flexibilisiert wurden und Autonomiespielräume bei der Arbeitsorganisation entstanden. Zum anderen repräsentiert das Modell – international gesehen – zwar einen relativ hohen Stand sozialer Sicherheit, aber es reproduziert auch soziale Ungleichheit, schließt immer noch einen Großteil der Erwerbspersonen aus, ist männlich orientiert, negiert den Eigenwert von Arbeit wie den Arbeitsinhalt und ist damit ökologisch blind. Insofern ist der „fordistische Gesellschaftsvertrag“, der nach der Logik funktioniert: keine befriedigende Arbeit, aber immer mehr Konsum, um die Arbeitsplätze zu erhalten, auch wenn steigende Einbußen an Lebensstandard, wachsende Defensivausgaben und zunehmende Umweltbelastungen die Folge sind, ins Wanken geraten (Scherhorn 1997: 41).

Für einen neuen Gesellschaftsvertrag, in dessen Zentrum die Arbeit steht und der gleichermaßen ökonomischen, sozialen wie ökologischen Belangen gerecht wird, das heißt auf Nachhaltigkeit orientiert, liegen eine Reihe von Entwürfen und Ansatzpunkten vor, welche für die hier nicht mehr aufgenommene Frage nach der *Zukunft von Arbeit* bedeutsam sind. Aus der bisherigen Diskussion, die mit dem Thema „Arbeiten im Einklang mit der Natur“ (Öko-Institut/Projektgruppe Ökologische Wirtschaft 1985) begann und über ein „Zukunftsfähiges Deutschland“ (BUND/Misereor 1996) sowie die „Transformation der Arbeitsgesellschaft“ (Brandl/Hildebrandt 2002) bis zur „Könnensgesellschaft – Mit guter Arbeit aus der Krise“ (Ax: 2009) führt, zeichnen sich deutlich wiederkehrende arbeitspolitische Orientierungspunkte für ein verändertes Konzept von Arbeit und Leben in der postindustriellen Gesellschaft ab. Hierzu gehören: (1) Umwelt- und Sozialverträglichkeit, vor allem Gesundheitsschutz der Erwerbsarbeit sichern; (2) Generelle Verkürzung der Erwerbsarbeitszeiten; (3) Stärkere Berücksichtigung bzw. Aufwertung der informellen Arbeit; (4) Umverteilung der Erwerbsarbeit wie der anderen Arbeiten (Versorgungsarbeit, Gemeinschaftsarbeit, Eigenarbeit) zwischen den Ge-

schlechtern; (5) Zahlung eines von Erwerbsarbeit unabhängigen Grundeinkommens. Es gibt noch viel Arbeit.

Literatur:

- Arendt, Hannah (1981): Vita activa oder vom tätigen Leben. 2. Aufl. München
- Ax, Christine (2009): Die Könnengesellschaft. Mit guter Arbeit aus der Krise. Berlin
- Baethge, Martin (2004): Entwicklungstendenzen der Beruflichkeit – neue Befunde aus der industriesoziologischen Forschung. In: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik. Bd. 100 (3). S. 337-347
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/ M.
- Becker, Gary S. (1982): Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen
- Binswanger u.a. (2005): Wachstum und Umweltbelastung. Findet eine Entkopplung statt? Bern
- Bosch, Gerhard (2001): Konturen eines neuen Normalarbeitsverhältnisses. In: WSI-Mitteilungen. Heft 4, S. 219-230
- Brandl, Sebastian/ Hildebrandt, Eckart (2002): Zukunft der Arbeit und soziale Nachhaltigkeit. Zur Transformation der Nachhaltigkeit vor dem Hintergrund der Nachhaltigkeitsdebatte. Opladen
- Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M. 2007
- Büchner, Ulrike (1981): Arbeit und Individuierung. Weinheim und Basel
- BUND/ Misereor (1996) (Hrsg.): Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer globalen nachhaltigen Entwicklung. Basel u. a.
- Conze, Werner (1972): Arbeit. In: Brunner, Otto u. a. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 1, Stuttgart, S. 154-215
- Deeken, Sven/ Butz, Bert (2010): Berufsorientierung. Beitrag zur Persönlichkeitsbildung. Berlin. URL: http://www.good-practice.de/expertise_berufsorientierung_web.pdf
- Dunkel, Wolfgang/ Kratzer, Nick/ Menz, Wolfgang (2010): „Permanentes Ungenügen“ und „Veränderung in Permanenz“ – Belastungen durch neue Steuerungsformen. In: WSI-Mitteilungen. Heft 7/ 2010, S. 357-363
- Elster, Frank (2007): Der Arbeitskraftunternehmer und seine Bildung. Zur (berufs-) pädagogischen Sicht auf die Paradoxien subjektivierter Arbeit. Bielefeld
- EK Globalisierung (1999): Schlussbericht der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags: Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten. 15. Dezember 1999 (Bundesdrucksache 14/2350)
- Famulla, Gerd-E./ Nitschke, Christoph (1996): Ökologisches Handeln als Ausbildungsziel. In: Wittwer, W./ Timmermann, D./ Witthaus, U. (Hrsg.): Von der Meisterschaft zur Bildungswanderschaft - Berufliche Bildung auf dem Weg in das Jahr 2000. Festschrift für Dr.h.c. G. Cramer. Band 2 der Reihe "Wissenschaft/ Praxis DIALOG Berufliche Bildung". Bielefeld 1996, S. 125-157
- Goetz, André (1989): Kritik der ökonomischen Vernunft. Berlin
- Hartz, Peter (1996): Das atmende Unternehmen. Jeder Arbeitsplatz hat einen Kunden. Frankfurt/New York
- Hensche, Detlef (2001): Chancen für eine zukünftige gewerkschaftliche Arbeitszeitpolitik. In: WSI-Mitteilungen. Heft 10/2001, S. 602-605

- Hoff, Andreas (1997): Konsequenzen einer umfassenden Flexibilisierung der Arbeitszeiten. In: Gutmann, Joachim (Hrsg.): Flexibilisierung der Arbeit: Chancen und Modelle für eine Mobilisierung der Arbeitsgesellschaft. Stuttgart
- Jurczyk, Karin (2003): Arbeit als Selbstmanagement – Die Verknüpfung verschiedener Arbeitsbereiche im Subjekt. URL: http://www.dji.de/bibs/6_2003_Arbeit_als_Selbstmanagement.pdf (20.09.2010)
- Jurczyk, Karin/ Schier, Michaela/ Symenderski, Peggy/ Lange, Andreas/ Voß, G. Güner (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin
- Keller, Berndt/ Seifert, Hartmut (2007): Atypische Beschäftigung – Flexibilisierung und soziale Risiken. Berlin
- Kratzer, Nick/ Sauer, Dieter/ Hacket, Anne/ Trinks, Katrin (ISF München) unter Mitarbeit von Wagner, Alexandra (2003): Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit. URL: http://www.soeb.de/img/content/kratzer_flex.pdf (20.09.2010)
- Kocka, Jürgen (2001): Thesen zur Geschichte und Zukunft der Arbeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B 21/2001. S. 8-13
- Kocka, Jürgen/ Offe, Claus (Hrsg.) (2000): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/M.
- Kommission für Zukunftsfragen Bayern – Sachsen (Hrsg.) (1997): Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland. Entwicklung, Ursachen und Maßnahmen. Teil III: Maßnahmen zur Verbesserung der Beschäftigungslage. Bonn 1997
- Liedloff, Jean (2006): Auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Gegen Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit. München
- Loske, Reinhard (2010): Ist ohne Wachstum wirklich alles nichts? In: Ökologisches Wirtschaften. Heft 3/2010, S. 22-23
- Lutz, Burkart (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität – Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/ M./ New York
- Maedows, Donella H. u. a. (1972): Die Grenzen des Wachstums. Stuttgart 1972
- Dies. (2006): Grenzen des Wachstums, das 30-Jahre-Update. Signal zum Kurswechsel. Stuttgart 2006
- Matthes, Joachim (Hrsg.) (1982): Krise der Arbeitsgesellschaft? Frankfurt/M./ New York
- Marx, Karl (1867/1965): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Berlin (MEW Bd. 23)
- Merkel, Angela (2009): Regierungserklärung v. 11.10.2009. URL: <http://bundesregierung.de/Content/DE/Regierungserklaerung/2009/2009-11-10-merkel-neue-Regierung.html>
- Moldaschl, Manfred (1998): Internalisierung des Marktes – Neue Unternehmensstrategien und qualifizierte Angestellte. In: ISF-München u. a. (Hrsg.): Jahrbuch Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung 1997 – Schwerpunkt: Moderne Dienstleistungswelten. Berlin, S. 197-250
- Moldaschl, Manfred (2000): Neue Arbeitsformen und ökologisches Handeln. In: Discussion Paper P 00-520. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Berlin
- Mückenberger, Ulrich (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses – Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft? In: Zeitschrift für Sozialreform. Hefte 7 und 8
- Nölker, Helmut (1979): Die zwiespältige Deutung der Arbeit. Ein historischer Exkurs. In: Schoenfeldt, E. (Hrsg.): Polytechnik und Arbeit. Bad Heilbrunn
- Offe, Claus (1983): Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie. In: Matthes, Joachim (a.a.O)
- Polanyi, Karl (1978/ 1944): The Great Transformation. Frankfurt/ M.
- Polanyi, Karl (1979): Wirtschaft und Gesellschaft. Frankfurt/ M.

- Payandeh, Mehrdad: Wachstum mit Sinn und Verstand. In: einblick 16/10 Gewerkschaftlicher Info-Service vom 27.09.2010
- Schaefer, Claus (2009): Aus der Krise in die Krise? WSI-Verteilungsbericht 2009. In: WSI-Mitteilungen 12/2009. S. 683-691
- Scherhorn, Gerhard (1997): Das Ende des fordistischen Gesellschaftsvertrags. Politische Ökologie. Heft 50, März/April 1997, S. 41-44
- Schirwitz, Beate (2005): Wirtschaftswachstum und Beschäftigung – die Beschäftigungsschwelle. In: Ifo Dresden berichtet
- Seidl, Irmi/ Zahrnt, Angelika (2010): Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft. Marburg
- Seifert, Hartmut (2007): Arbeitszeit – Entwicklungen und Konflikte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Heft 4-5. S. 17-24
- Smith, Adam (1778/1776): Der Wohlstand der Nationen. Hrsg. von H. C. Recktenwald. München
- Taylor, Frederik Winslow (1977/1913): Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung. Weinheim und Basel
- Touraine, Alain (1972): Die postindustrielle Gesellschaft. Frankfurt/M.
- Ulrich, Peter (1987): Transformation der ökonomischen Vernunft. 2. Aufl., Bern
- Ulrich, Peter (1998): Integrative Wirtschaftsethik. 2. Aufl., Bern u. a.
- Voß, G. Günter (2007): Entgrenzung, Selbstorganisation und Subjektivierung von Arbeit. In: Hildebrandt, Eckart/ Jürgens, Ulrich/ Oppen, Maria/ Teipen, Christina (Hrsg.): Arbeitspolitik im Wandel. S. 77-84
- Voß, G. Günter/ Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50 (1/1989), S. 131-158
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. 5. Aufl. Tübingen

Josephine Barbe

Bauen und Wohnen

In meiner vertiefenden Lehrveranstaltung „Bauen und Wohnen“ im Rahmen des Arbeitslehre-Studiums entwickelte sich im Sommersemester 2010 ein praxisnahes Projekt, über das im Folgenden berichtet werden soll. Bauen und Wohnen hat immer den Bezug zu den beiden Säulen der Arbeitslehre, der Erwerbsarbeit und der Hausarbeit. Studierende und später Schüler sammeln Informationen über eine Vielzahl von Bauberufen. Die Wohnung oder das eigene Haus sind prägend für Formen der Hausarbeit und bestimmen die laufenden Kosten.

Durch private Kontakte habe ich Zugang zu einer ehemaligen Scheune im Umland von Berlin, die zu einem Wohnhaus ausgebaut werden soll. Als die Studierenden davon erfuhren, reifte der Plan, eine Exkursion dorthin zu unternehmen. Ein Foto von dem derzeitigen Zustand des Objekts verschafft einen ersten Eindruck.



Abb. 1 - Die Scheune im derzeitigen Zustand

Neben der geselligen Seite der Exkursion – Grillen im Grünen und Füttern der hauseigenen Schafe – wurden folgende Arbeitsaufträge abgesprochen:

- Vermessen des Gebäudes mit Hilfe eines Lasermessgerätes
- Festhalten der Ergebnisse in Skizzenform und spätere maßstabgerechte Zeichnung
- Anfertigen von Fotos aus verschiedenen Perspektiven
- Überlegungen zur Wärmedämmung bei dem Dachausbau (mit der Erschwernis einer nachträglich anzubringenden Wärmedämmung, unter Berücksichtigung der Beibehaltung der originalen Fassade)
- Besprechen von ökologischen, ökonomischen und nachhaltigen Aspekten des Ausbaus

- Überlegungen zur Raumaufteilung im Hinblick auf die Nutzung der Wohnfläche im Dachgeschoss

Vor Ort veranschaulichte ein Dachmodell die vom Hausherrn geplante Isoflock-Dachdämmung und konnte durch Aufklappen und Befühlen auf Beständigkeit und Flexibilität überprüft werden. Auch die bereits in der Scheune gelagerte Solaranlage konnte, inklusive der Fußboden-Heizschläuche, besichtigt werden.



Abb. 2 - Ständerkonstruktion

Verschiedene Dachziegel in unterschiedlicher Farbgebung, Form und Größe wurden dem bisher genutzten Betonziegel gegenübergestellt und die Studierenden konnten den Hausherrn beraten und ihm ihre Vorlieben kundtun. Zusätzlich konnten die bisher nur im Unterricht besprochenen Themengebiete: Bauplanung – Bemaßung – Bautechnik - Ökologisches Bauen und die Ständer- und Rähmbauweise praxisnah diskutiert werden

Wieder in der TU angekommen, zeichneten die Studierenden Grundrisse, Schnitte und Seitenansichten für ein Modell. Dabei wandten sie die Aspekte an, die das Grundlagen-Seminar »Bauen und Wohnen« geliefert hatte – Raumzuordnungen, Verkehrswege, Ausrichtungen. In Kleingruppen von 2 – 4 Studierenden hatten sie die Option, ihre Ideen entweder im Modellbau (Abb. 3) oder digital mit verschiedenen zur Verfügung stehenden CAD-Programmen zu verwirklichen. (Abb. 4) Eine Gruppe entschied sich für die Herstellung eines Plakates. Der Scheunenausbau bot eine gute Gelegenheit, die verschiedenen Berufe rund um den Wohnungs- bzw. Hausbau praxisbezogen zu präzisieren: Bauzeichner/in, Ingenieur/in, Architekt/in, Statiker/in, Dachdecker/in (Abb. 5), Klempner/in, Bautechniker/in, Mauerer/in, Zimmerer/in, Innendekorateur/in..., ohne die die Modernisierung dieses alten Baubestandes nicht möglich wäre.

In einer kleinen Ausstellung konnten Besucher am Semesterende auf dem Semesterabschlussfest die entstandenen Modelle, Präsentationen und das Plakat begutachten.

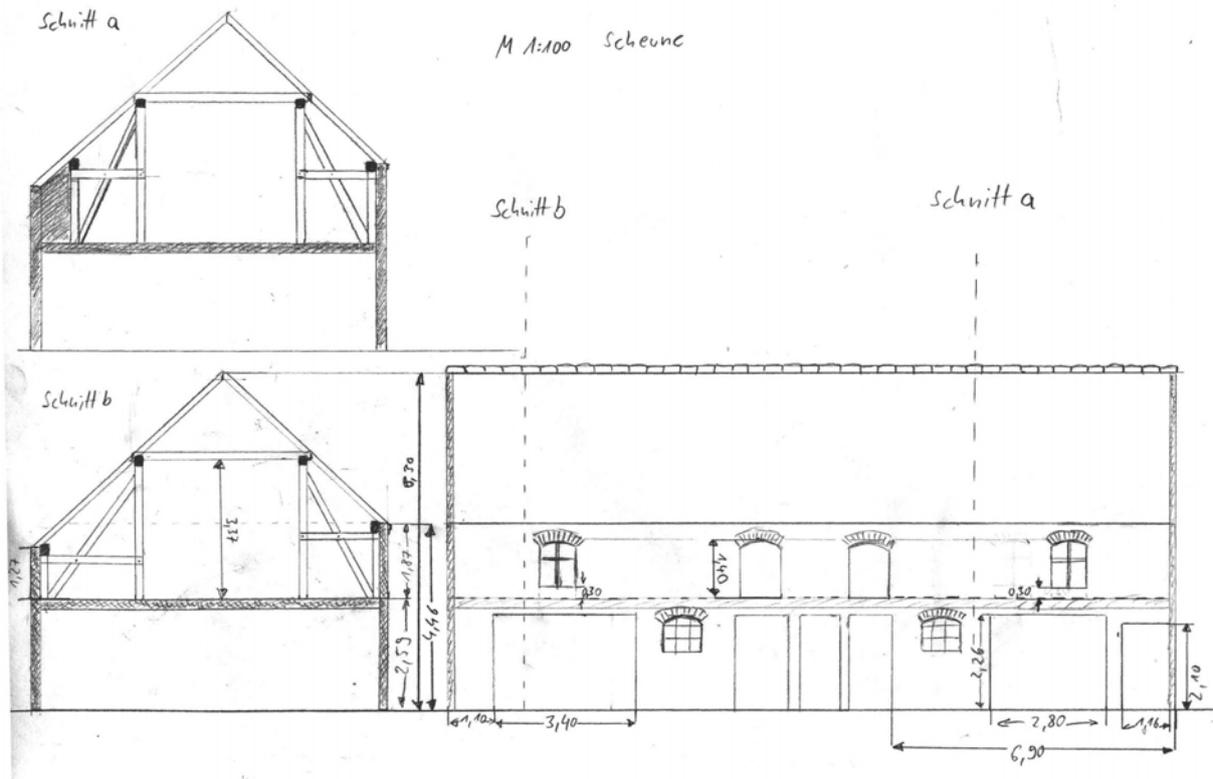


Abb. 3 - Aufmaß



Abb. 4 - Modellbau

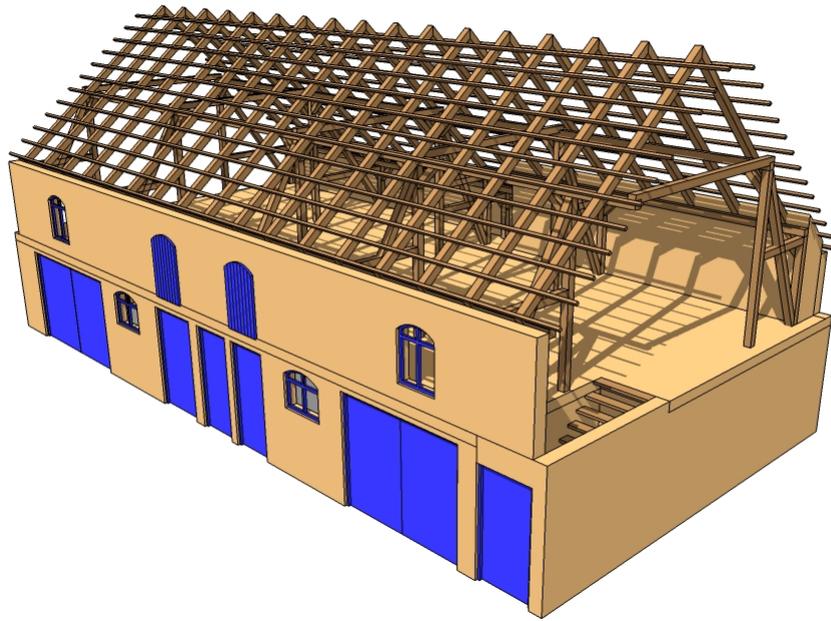
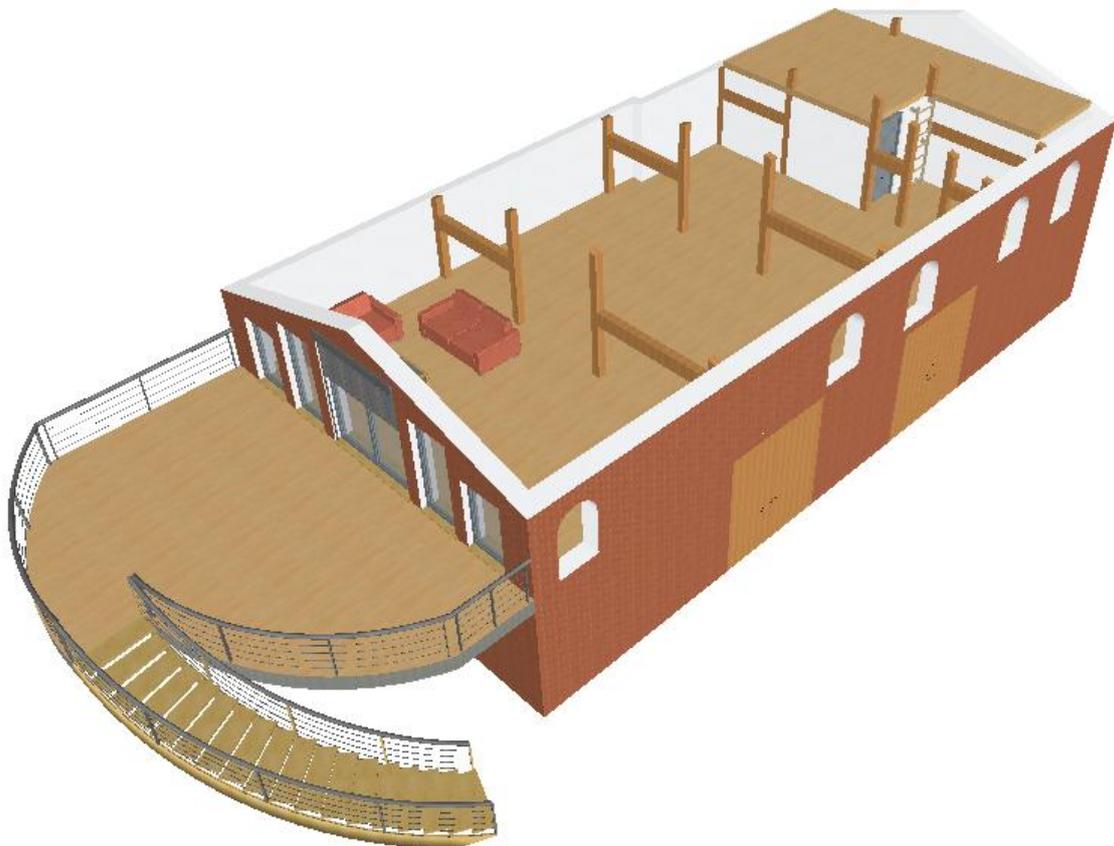


Abb. 5 und 6 - Konstruktion mit CAD-Programm





www.feinewerkzeuge.de

Hier finden Sie die besten Handwerkzeuge aus aller Welt - für Tischler, Zimmerleute, Drechsler, Bildhauer und alle anderen holzverarbeitenden Berufe. Ob feine Sägen, Hobel, Stemmeisen, Beile, Schnitzwerkzeuge, Schleifsteine - erfreuen Sie sich an der großen Auswahl, ausführlichen Beschreibungen und vielen Tipps für die Praxis.

Alle Kategorien:



[Hobel](#)



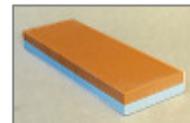
[Stemmeisen](#)



[Europäische Sägen](#)



[Japanische Sägen](#)



[Schärfwerkzeuge](#)



[Bildhauerwerkzeuge](#)



[Drechselwerkzeuge](#)



[Äxte, Zugmesser](#)



[Hämmer und Klüpfel](#)



[Messen und Anreißen](#)



[Zwingen](#)



[Bohrer](#)



[Feilen und Raspeln](#)



[Schraubwerkzeuge](#)



[Zangen, Scheren](#)



[Oberfläche](#)



[Werkstatt](#)



[Gartenwerkzeuge](#)



[Messer](#)



[Bücher](#)

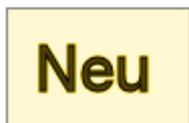


[Verschiedenes](#)



[Handmaschinen](#)

Quick Links:



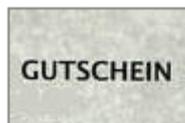
[Neue Artikel](#)
01. 04. 2010



[Sonderangebote](#)
25. 03. 2010



[Geschenkideen](#)



[Geschenkgutschein](#)



[Werkzeug für Kinder](#)

Dieter Schmid • Feine Werkzeuge • Georg-Wilhelm-Str. 7 A • 10711 Berlin
Tel.: 030 342 1757 • Fax: 030 342 1764 • E-Mail: ds@feinewerkzeuge.de

Günter Reuel

Arbeitslehre schultert eine Aufgabe, die den Schweiß der Edlen fordert

Das Thema von Heft 4 hieß Nachhaltigkeit. Wegen dessen Aktualität möchten wir einen besonderen Aspekt noch einmal beleuchten.

Seit Bestehen der Arbeitslehre gehörte es zu deren Aufgabe, junge Verbraucher aufzuklären. Man verstand darunter die Wahrnehmung von Vorteilen. Gewünscht wurde gewissermaßen der gewitzte Verbraucher. Das zweite didaktische Anliegen bestand darin, die fürsorgende Funktion des Staates bekannt zu machen. Gesetze zum Schutze der Verbraucher – oft ungenutzt – sollte jeder kennen und für sich reklamieren.

Jetzt zeichnet sich ein Paradigmawechsel ab: Der Konsument tritt aus der Defensive heraus und geht in die Offensive. Er konsumiert nicht mehr nur vorteilsbewusst, sondern nachhaltig. In Zeiten der Anglizismen gibt es eine Consumer Responsibility und eine Consumer Citizenship. In der Terminologie der altmodischen Morallehren könnte man auch sagen, die egozentrische Moral wird von einer altruistischen abgelöst.

Ulf Schrader hat in der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift von einer Gratwanderung zwischen Allmacht und Ohnmacht der Konsumenten gesprochen.⁵³ Am Ende wird nicht die Allmacht des Konsumenten stehen, aber vielleicht ein Machtzuwachs. Vielleicht! Der Autor dieser Zeilen ist skeptisch und wird die Gründe seiner Skepsis kurz darlegen. Er wird sich aber auch zu einer „Bildungsoffensive“ bekennen, für die es höchste Zeit ist und die in dem Fach Arbeitslehre in Angriff genommen wird.

Lassen wir einmal die alten Euphemismen beiseite, die „König Kunde“ heißen oder das Glaubensbekenntnis der Marktwirtschaft, die Bedarfsdeckung des Menschen, dann müssen wir realistischere auf das Zwei-Lager-Theorem zu sprechen kommen. Es gibt die anbietende Wirtschaft, die straff organisiert ist, die ein System von Lobbyisten unterhält, die global vagebündelt. Sie gibt sehr viel Geld für eine suggestive Werbung aus und Immunpräparate sind nicht in Sicht. Auf der anderen Seite gibt es so viele Konsumenten, wie es Weltbevölkerung gibt. Schon die Klassiker der Nationalökonomie zweifelten an der kollektiven Aktionsfähigkeit der atomisierten Konsumenten. Sie kannten aber noch nicht das Internet und sie wären erstaunt gewesen, wenn sie hätten erleben müssen, dass amerikanische Konsumenten mit Hilfe von Rechtsanwaltsfirmen riesige Entschädigungssummen erstreiten, weil ein Konsumgut Mängel aufweist. Das klingt nach Verbrauchermacht. Bei näherem Hinsehen muss eingeräumt werden, dass das Internet der anbietenden Wirtschaft und den Konsumenten zur Verfügung steht, also Waffengleichheit herrscht. Die amerikanischen Konsumenten haben gewiss einige Anbieter das Fürchten gelehrt, aber für einen Paradigmawechsel sind das noch keine Belege.

Der ist unbestreitbar in Ansätzen vorhanden. Aus dem inneren Kreis der Verbraucherzentralen in Deutschland hört man folgende Zahlen: 20 Prozent der Konsumenten sind bei (immer) unvollständiger Information durchaus in der Lage, ihre Konsumententscheidungen halbwegs rational zu treffen. 60 Prozent der Konsumenten sind konformitätsorientiert, man trägt diese Turnschuhe und benutzt jenes Handy. Der Preis ist nicht entscheidend für den Konsumakt. 20 Prozent der Verbraucher sind wertorientiert. Sie vermeiden Lebensmittel aus

⁵³ Ulf Schrader: Verantwortung zwischen Allmacht und Ohnmacht, Bedeutung des Konsums und Gang der Argumentation, Forum Arbeitslehre Nr.4, April 2010

Massentierhaltung und lehnen Produkte ab, die mit Kinderarbeit entstanden.⁵⁴ Das stimmt optimistisch. Jeder fünfte Konsument ist angeblich „responsible“. Wie kann diese Zahl erhöht werden? Wenn der 20-Prozent-Wert stagniert, bleibt es vorerst bei einer Nischenökonomie.

Im folgenden wollen wir drei Hindernisse benennen, die sich vor dem nachhaltigen Konsum auftürmen.

Die Billigkauf Fixiertheit oder „Mc Geiz“

Es gibt Konsumenten, die mit dem Existenzminimum leben müssen und die wenig Entscheidungsspielraum haben. Ihnen Qualitätsbewusstsein zu empfehlen, könnte als Zynismus aufgefasst werden. Dann gibt es Konsumenten mit abartigen Präferenzen. Sie fahren einen allradgetriebenen Geländewagen und kaufen die billigsten Nahrungsmittel. Fehlt den letztgenannten Aufklärung? Umfragen haben ergeben, dass viele Befragte durchaus über Eier aus Legebatterien und minderwertiges Fleisch aus der Massentierhaltung Bescheid wussten, aber im Supermarkt immer nach dem billigsten Angebot greifen.

Nachhaltigkeit ist arbeitsintensiv

Müll sorgfältig trennen, Wege zu den Sammelbehälter zurücklegen. Mehrwegverpackungen zurückbringen, zum Wochenmarkt laufen, regionale Erzeugnisse im mitgebrachten Beutel transportieren, frische Zutaten vorbereiten, garen und Geschirr abwaschen, anstatt Pappbecher wegzwerfen, ein Kleidungsstück reparieren, kleine Reparaturen an defekten Geräten selbst ausführen statt Neukauf, auf den Wäschetrockner verzichten und alles auf die Leine hängen, die Kinder nicht vor dem Fernseher abstellen, sondern mit ihnen etwas basteln, abgelaufene Medikamente nicht in den Müll werfen, sondern zur Apotheke tragen: Der Arbeitsaufwand summiert sich, aber ohne ihn gibt es keinen nachhaltigen Konsum.

Ohne Verzicht geht es nicht

Wer glaubt, dass nachhaltiger Konsum ohne Verzicht möglich ist, der irrt. Statt zwanzig Minuten duschen müssen zehn reichen; die Raumtemperatur um zwei Grad absenken, kann den Griff zur Strickjacke erfordern; das Auto stehen lassen und mit überfüllten Öffentlichen fahren; nicht die Fernreise nach Thailand antreten, sondern im Umland wandern: Es gibt sehr viel mehr Verzichtspostulate, die aber allesamt **k e i n** Mangeldasein nach sich ziehen.

In Arbeitslehreprojekten wird produziert und konsumiert, immer mit der Nachhaltigkeits-Brille

Geiz, Faulheit und Verschwendung sind die drei apokalyptischen Reiter der Nachhaltigkeit. Der Staat kann sie nicht verbieten, er kann auch keine Gratifikationen für ihre Vermeidung ausloben. Auf ein Erweckungserlebnis zu warten ist blauäugig. Angst vor Strafe hält mitunter potentielle Kriminelle von der Tat ab - und Angst müssten eigentlich alle haben, denn die Strafen für unser Konsumverhalten sind bekannt. Nein, uns bleibt nur die Aufklärung verbunden mit dem angeleiteten Einüben alternativer Verhaltensweisen. Aufklärung alleine gibt es wie nie zuvor. Das Internet ist voll davon. An Kommissionsberichten, Deklarationen und Gütesiegeln fehlt es nicht.

⁵⁴ Edda Müller, Vorstand der Verbraucherzentrale Bund, <http://www.fes.de>

Wer den „Sparfuchs“ beim Einkaufen ändern will, muss mit ihm Qualität entdecken. Dazu gehört die Entwicklung der Sensorik, die Wahrnehmung guter Industrieform, das Entdecken des eignen Körpers (Biobrot sättigt länger und schmeckt besser). Für alle diese Phänomene gibt es natürlich theoretische Erklärungen, sie sollen nicht fehlen, aber alles muss ausprobiert werden, muss erlebt werden.

Wie gewöhnt man einen Faulen an Arbeit? Nur ein Königsweg ist bekannt: indem man mit ihm arbeitet. In der Arbeit liegen zwei große Chancen: Der Arbeitende hat Erfolgserlebnisse, weil es ihm gelingt, die sperrige Natur zu beherrschen. Die andere Chance besteht darin, Ursachen und Wirkungen zu „begreifen“. Viele wiederkehrende Arbeiten werden erträglicher, wenn es gelingt, Routinen herauszubilden.

Verzicht muss freiwillig erfolgen. Davon können Therapeuten von Drogenabhängigen ein Lied singen. Ist das Abschalten der vierwöchigen Weihnachtsillumination auf dem Balkon ein Verzicht? Ja und nein. Eine Verzichtsform kann den Bruch mit Konformitätsdruck bedeuten, eine andere schmerzt eine Weile. Um mit dem nachhaltigen Konsum weiter zu kommen, muss niemand zum Märtyrer werden. Ein Schulfach Arbeitslehre thematisiert natürlich die tägliche Verschwendung und belegt mit Zahlen, wie viel Energie gespart werden könnte, würden die unzähligen Standby-Schaltungen unterbrochen. Aber wir hatten ja schon gesagt, rationale Einsichten bewirken nicht zwangsläufig eine Verhaltensänderung. In der Arbeitslehre wurden gute Erfahrungen mit performativen Projekten gemacht. Hier lernen Schüler nicht einen Stoff, damit dieser im Test abgefragt werden kann, sie müssen mit dem Gelernten andere Menschen belehren. Mit Fragebögen, Flugblättern, Aktionen soll für nachhaltigen Konsum „gekämpft“ werden. Eine solche Performance bekehrt nicht ganze Bevölkerungsschichten, aber sie verstärkt den Gesinnungswandel des Schülers.

Der Weg zu nachhaltigem Konsum ist lang und steinig. Es wird viele Rückschläge geben. Es gibt auch Verbündete der Konsumenten: Medien, vernünftige Unternehmer und natürlich sozial und ökologisch orientierte Parteien. In der Arbeitslehre haben die Konsumenten einen Anwalt, der Konsum nicht isoliert sieht, sondern im Kontext von Lebens- und Arbeitsbedingungen.

Bitte berücksichtigen Sie bei Ihrem Einkauf - auch im dienstlichen Bereich - unsere Inserenten.



Reinhold Hoge

Praktisches Lernen und Schule (PLuS e.V.)



Vor 22 Jahren wurde der gemeinnützige Förderverein PLuS e.V. in Berlin gegründet. Er fördert das so genannte „Praktische Lernen“ in den Grund- und Sekundarschulen mittels einer alljährlichen Ausschreibung und Verleihung von Förderpreisen für gelungene Projektarbeiten. Zu den Gründern des Vereins gehörten 1988 unter anderem die damalige Schulsenatorin Frau Dr. Hanna-Renate Laurien, der damalige Leitende Oberschulrat Prof. U.-J. Kledzik, sowie Vertreter der Arbeitgeberverbände.

„Verstehen fängt mit Selbermachen an“, so lautet das Motto des Wettbewerbs zum Förderpreis „Praktisches Lernen“. Praktisches Lernen, das heißt z.B. Ideen haben, planen, organisieren, vorbereiten, bauen, Leute befragen, die Umgebung erkunden, Theaterstücke schreiben, inszenieren und aufführen, einen Gegenstand erforschen, einander helfen, miteinander Zusammenhänge erkennen und Neues schaffen. Nicht der Appell des Lehrers, sondern das eigenständige Handeln der Schülerinnen und Schüler steht im Vordergrund, wenn diese zum Beispiel die Welt der Biber oder den Energieverbrauch ihrer Schule erforschen, eine Unterwasserwelt gestalten, einen Schulhof zum Spielhof umgestalten, ein verkaufsfähiges Produkt herstellen, eine Treppenhauswand bemalen, sich für die Erhaltung der Umwelt einsetzen, ein Schulmusical inszenieren oder einen Skulpturenboulevard erstellen, um nur einige Beispiele



aufzuzeigen, die in den vergangenen Jahren mit einem Preis ausgezeichnet wurden. Für die am Wettbewerb Teilnehmenden stellt sich die Aufgabe, Projektaktivitäten anschaulich darzustellen und zu dokumentieren. Beispiele praktischen Lernens lassen sich innerhalb einzelner Fächer, im Wahlpflichtunterricht, fächerübergreifend oder in Arbeitsgemeinschaften finden. Die Dokumentation sollte sich auf nicht mehr als 10 Seiten in Form eines schriftlichen Berichtes beschränken. Dieser Bericht kann durch Fotos, Ton- und Bildaufzeichnungen und Dokumenten etc. ergänzt werden. Interessierte erhalten Details zur Ausschreibung des Wettbewerbes auch im Internet unter www.plus-berlin.de.

In diesem Jahr wurde der Förderpreis „Praktisches Lernen 2010“ am 21. September im Berliner Rathaus verliehen.

Unter den 42 eingereichten Projektdokumentationen hatte eine zuvor

tagende Jury aus erfahrenen Pädagogen der Berliner Schule und der Schulaufsicht 22 Preisträger erkoren. Diese teilten sich die Preisgelder in Höhe von insgesamt 6100,- € Es wurden diesmal 2 erste Preise in Höhe von je 500,- Euro, zwei zweite Preise in Höhe von je 400,- Euro und ein dritter Preis in Höhe von 300,- Euro vergeben. Die Bandbreite der Projektthemen reichte von Theater-, und Musical- und Videoprojekten über klimagerechte Ernährung, die Erforschung der Natur des Waldes, dem Bau von Pausensitzbänken, über eine schülergeleitete Gedenkstättenfahrt bis hin zur Neugestaltung des Schulhofes, um nur einige der diesjährigen Preisträgerprojekte zu nennen. Der Leitende Oberschulrat und stellvertretende Abteilungsleiter der Senatsschulverwaltung Siegfried Arnz hielt die Festrede zur Preisverleihung im Festsaal des Berliner Rathauses vor über 300 begeisterten Teilnehmern. Vorab stellten die Preisträger ihre Projekte im Wappensaal in einer Ausstellung vor. Die von einer Tagesjury ausgewählten drei besten Präsentationen erhielten zusätzlich jeweils einen Präsentationspreis in Höhe von 200, Euro. In den vergangenen Jahren gewannen auch Arbeitslehre Projekte einen Preis. Es ist schwer verständlich, dass von einem Fach, welches grundsätzlich projektformig arbeitet und materielle Produkte hervorbringt, nicht mehr Einsendungen eingehen. In der Frühjahrsausgabe dieser Zeitschrift wird künftig an den Wettbewerb erinnert und in der Herbstausgabe werden die Preisträger vorgestellt, unter denen hoffentlich zahlreiche Arbeitslehre-Projekte zu finden sein werden.

Reinhold Hoge der Geschäftsführer von PLuS e.V.

FONTANA

Wartung • Reparatur • Ersatzteile

- Große Auswahl an Nähmaschinen für Haushalt und Industrie
- Nähzubehör aller Art
- Annahme von Schleifarbeiten
- Computerstickmaschinen

Nähmaschinen GmbH & Co KG

- ALLE FABRIKATE •

Johann-Georg-Str. 18, 10709 Berlin
Tel. 030/ 892 70 50 • Fax 892 25 74

Martin Karner

Die Lümmeltische von St. Hildegard – ein Arbeitslehreprojekt

Unserem Schulhof fehlten dringend Objekte zum Lümmeln, Sitzen, Stehen mit einer Ablage zum Speisen, Trinken und Spielen. Fertige Draußenmöbel waren entweder für Parks und viel zu teuer oder für feine Gärten und für den robusten Einsatz auf unserem Schulhof nicht geeignet.

Also mussten wir selber ran. Nach vielen Versuchen und Modellbauen im Arbeitslehre-Unterricht kamen wir langsam auf die richtige Idee: Der Stehtisch an dem man auch sitzen kann, je nach Laune. Wir fertigten den Tisch mit unterschiedlichen Sitzhöhen für kurze und lange Beine an, schließlich haben wir auch Schülerinnen der ersten Klasse. In der Mitte des Tisch- und Sitzgestells ist eine keramische Platte eingearbeitet, die dann die kleine Tischplatte bildet, zur Ablage von Speisen, Pausenbrot oder zur Lektüre. Die Fliese muss jedoch frostsicher sein, damit sie im Winter nicht zerspringt.

Manche von uns nennen die Tische auch T-tables, da das Standgestell aus jeweils vier Doppel-Ts besteht und im Quadrat angeordnet ist.

Der Rahmen der Tischplatte zur Aufnahme der Keramik-Fliese ist mit überstehenden Enden ausgeführt, damit die Benutzer Taschen, Rucksäcke oder Ähnliches direkt an ihrem Platz anhängen und so bei sich haben können. Die einzelnen Kanthölzer sind unsichtbar mit langen Holzdübeln verbunden. Eine andere Schule hat sich schon nach den Plänen erkundigt und die Tische nachgebaut.

Kontakt: Martin Karner, St. Hildegard-Schule, Malteserstr. 171, 12277 Berlin, FB Arbeitslehre, mail: martkarma@yahoo.de , tel.: 030-721 30 90



Arbeitslehre mehr als ein Schulfach -Arbeit als curricularer Leitfaktor schulischen Lernens

Erfahrungsdefizite durch fortschreitende Entdinglichung unseres Alltages und Ersatz der realen Mensch-Mensch-Begegnung durch virtuelle, kundliche Wahrnehmung prägen stark Leben, Arbeiten und Lernen. Ein Dasein in einem weitgehend künstlichen Areal; ein Lebensraum, der freie Selbstgestaltung kaum zulässt: Erfahrungen sind aus-gerechnet, denaturiert und zumeist fremdbestimmt.

Arbeiten und Konsumieren - wissen wir mit Hannah Arendt - sind nur Stadien eines dem Menschen von der Lebensnotwendigkeit aufgezwungenen Prozesses. Sie unterscheidet Arbeit als Broterwerb, Arbeit als zumeist fremdbestimmtes Herstellen von Produkten aber auch Arbeit als selbstbestimmtes Handeln. Arbeit als souveränes Handeln ist für Arendt ein „Ingangbringen“, ein Aktivieren des ganzen Menschen.

Ein aus dieser Sicht selbstbestimmtes individuelles Handeln sieht Arbeit als Bildungsbegriff, der dem Lernenden in all seinen Anlagen anspricht. Didaktisch gesehen wird dabei Arbeit zum Leitbegriff für schulisches Lernen, das als „Handeln im Vollzug“ gesamtorganisch wirkt, wobei über stofflich-dingliches Wahrnehmen von Potentialdifferenzen und Wirkweisen Lernprozesse ausgelöst werden.

Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Neurowissenschaften haben sich in der Vergangenheit schwer getan, ein plausibles mit empirischen Befunden vereinbares Konzept des Handelns zu entwickeln. Die Kognitionspsychologie hat zwar die Erkenntnis zurückgebracht, daß Phänomene wie „innere Bereitschaft“ und „Intentionen“ für menschliches Lernen wichtig sind, aber bis heute scheint der Primat des Kognitiven - meist aus kundlichen Informationen gespeist - gegenüber dem aus gesamtorganisch wirkenden Tätigsein vorzuherrschen.

Gerhard Roth: „Erst vor wenigen Jahren hat man in den Neurowissenschaften begonnen, sich über die Umsetzung von Wahrnehmungen und Vorstellungen in Aktionen Gedanken zu machen und nach einem sensorisch-motorischen Umsetzungsglied zu suchen“ (1). Im Lernen als Handlungsvollzug fügen sich Wahrnehmung, innere Gestimmtheit und Motorik zu einer Einheit. Die Wahrnehmung bestimmter Zustände und Wirkweisen aus Handlungslernen und die dabei auftretenden Empfindungen, Wünsche und Pläne rufen Vorschläge bzw. Lernprogramme neuer, nachhaltiger Qualität hervor.

Für Roth setzt das voraus, „daß es keine völlig getrennten Codes für Wahrnehmung und Handlung gibt“ (2). Aus der empirischen Betrachtung ganzheitlichen Lerngeschehens im Arbeitslehreunterricht haben wir erkannt: Wahrnehmungsprozesse induzieren Handlungstendenzen, wie Handlungsvollzüge neue Wahrnehmungsvorgänge in Gang bringen. Diese Wechselwirkung ermöglicht dem Handelnden die Identifikation mit dem eigenen Tun. Der Vorgang vollzieht sich dadurch, daß dem Handlungsgegenstand und auch der Handlung selber eine Bedeutung verliehen wird. Daraus können sich wiederum Riten bilden, in denen sich bestimmte Vorgänge wiederholen und mit schon bekannten Handlungen verbinden.

Auf den arbeitsorientierten gesamtorganischen Ansatz in seiner Bedeutung für das Lerngeschehen haben bereits die gestaltpsychologischen Erkenntnisse von Viktor von Weizsäcker (3) hingewiesen. Auch sein Neffe, der Physiker Carl-Friedrich von Weizsäcker hat die Gestaltwahrnehmung aus dem Tätigsein in seinen Gedanken zum notwendigen „Bewußtseinswandel“ aufgenommen. Er schreibt: „Technik ist das Wahrnehmen von Gestalt durch das Schaffen von Gestalt“ (4). Im Hinblick auf ganzheitliche Tätigkeit ergänzen sich der Psychologe und der Physiker. Didaktisch gesehen geht aus dieser Darlegung hervor, daß der gesamt

organische Ansatz eine strikte Trennung von Theorie und Praxis auflöst. Als Beispiel gilt hier die Entwicklung des Vorstellungsvermögens aus ganzheitlichem Tun. Das daraus erwachsende Abstraktionsvermögen - heute mehr denn je durch die unverzichtbare Nutzung der virtuellen Medien als Werkzeug gefordert - kann sich kreativ nur aus einem Vorrat starker, gesamtorganisch angelegter und sich permanent anreichernder Vorstellungen entwickeln.

Im Lernen wie im Leben erkennen wir die Abhängigkeit des Ichs vom Gegenüber-Ich. Aus dieser Sicht ist der freie, ungebundene Wille oft in einer Gefahr, zur Willkür des Einzelnen gegenüber dem Nächsten zu werden. Werteerlebnisfähigkeit, die die Achtung des Gegenüber-Ichs einschließt, findet ihren Ausgang im limbischen System, einem komplexen Netz zentraler Hirnstrukturen. Die Hirnforschung der letzten zwei Jahrzehnte bestätigt, daß dieses Zentrum keineswegs autonom arbeitet, daß es vielmehr entscheidend beteiligt ist an der Weckung von leiblich-organischen Assoziationen, wie auch an der Steuerung emotionaler Aktionen. Mal mehr, mal weniger „eingeschaltet“ wirkt es auf und durch Wahrnehmungen im Vollzug ganzheitlicher Tätigkeit, also im Lernprozess.

Opto-elektronische Abtastverfahren und die Messung der Aktivitätsmuster in den Neuronen des Gehirns untersuchen die zerebralen Vernetzungen und Abläufe, diese aber sind Teil des Gesamtorganismus. Das Gehirn als ein Körperorgan steht voll in Zusammenhängen gesamtorganischer Wahrnehmungen, wie stoffliche Zustandsunterschiede, wie Fühlen, Artikulieren und Erinnern. Es ist der ordnend registrierende, aber auch darstellend gestaltende Repräsentant des Menschen. Wir folgen Antonio Damasio, wenn er das Gehirngeschehen als sozial-emotionale, kognitive „Multimedia-Show“ interpretiert (5). Diese „Multimedia-Show“ ereignet sich, während das Gehirn externe und interne Sinnesreize aus Handlungsvollzügen verarbeitet. Wer diese Darbietung erlebt, erweitert auch seine Bewußtheit, Soziale Kompetenz, seine Werteempfindungen und sein Vorstellungsvermögen.

Ganzheitliche Handlung als allsinnliches Geschehen erschließt sich als Wahrnehmungen in Form von polyvalenten Potentialdifferenzen also im Wahrnehmen von unterschiedlichen Zuständen, Wirkweisen und Werten..

phänomenologisch,

von außen:

Druck

Klang

Geruch

Licht

Bewegung (Schwingung)

Rhythmus, Symmetrie)

neuronal vernetzt

gesamtorganisch:

fühlen

vorstellen

erinnern

vergleichen, bewußt werden

artikulieren

denken

werten

Die von außen kommenden Wahrnehmungen und ihre gesamtorganischen Rückkopplungen vollziehen sich zeitlich marginal verzögert. Durch die so entstehende Spannung in dieser Zeit-Weg-Distanz sind sowohl elektromagnetische, als auch chemische Ströme aktiv und unterstützen bei ausgewogenem Reizmaß menschliches Erkennen und Lernen.

Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Bei gleichbleibendem Licht erlahmt nicht nur der Sehvorgang, sondern der ganze Mensch. Darum geht es auch bei Lichterfahrten um Potentialdifferenzen. Wenn eine Skulptur, die in einer Wohnung steht, total ausgeleuchtet wird, erlöscht ihre Ausstrahlung, ihr Geheimnis, ihre Mitteilung. Ein dosiertes (hell-dunkel Gefälle) Licht macht erkennendes Sehen möglich. Für den eigentlichen Sehvorgang wird (wie schon der Augenforscher Hollwich feststellte) nur eine geringe Menge des eintretenden Lichtes be-

nötigt, der weitaus größere dient dem gesamtorganischen Aktivierungsgeschehen, also auch dem Lernen.

Vorstellungsvermögen - Grundlage kreativen Lernens

Mit der Wahrnehmung der Potentialdifferenzen regt sich erstes Vergleichen und Artikulieren; Bewusstheit wird wach. Aus Handlungsvollzügen können sich zwischen bewußtem und unbewußtem Wahrnehmen Hantierungswissen und der Ausbau des Vorstellungsvermögens entwickeln. Kognitive, sensomotorische und sozial-emotionale Handlungselemente sind am Ausbau des Vorstellungsvermögens beteiligt. Kant spricht von der „Einbildungskraft“. Wir brauchen innere Bilder, wir brauchen sie in stärkerem Maße, weil wir im Tagesgeschehen mehr Abstraktion brauchen. Erst der Vorrat und die Stärke von Erinnerungsbildern machen Artikulation, Kommunikation und Kreativität möglich. Durch Vergleich, Artikulation und Übung (mündlich, schriftlich, zeichnerisch und gestaltend) werden durch die ganzheitliche Erfassung des Lerngegenstandes Sprachkraft, das Erkennen von Zusammenhängen und die Wege zur Abstraktion gefördert. So erlaubt ganzheitliches Erfahren von Wirkweisen und Potentialdifferenzen im Erfassen und Ordnen von Mengen und Meßgrößen das Erkennen von mathematischen Zusammenhängen nachhaltiger als der linear-systematische Weg zur bzw. über die kundlich übermittelte Formel.

Ein Auszug aus dem Lehrplankonzept für die Hiberniaschule stellt die inhaltlichen und anthropogenen Lernzielbereiche in einem nachstehenden „Prisma“ gegenüber (Abb. 1).

Wahrnehmungen von unterschiedlichen Zuständen und Wirkweisen geben der individuellen Lebensgestaltung und dem Selbstbildern durch Bedeutungsverleihung Gestaltungsraum. Schule als Erfahrungsfeld macht ein durch ganzheitliche Lernprozesse erwachsendes Werterleben und Werterkennen und damit individuelle Bedeutungsverleihung möglich. Ein

Beispiel:

Das Mädchen und seine Stadt - Bedeutungsverleihung als Handlungsvollzug

In Soest, von der Krone des Walls, hatten Hugo Kükelhaus und ich einen weiten Blick in die Stadt. Wir beobachteten ein Mädchen, etwa 8 Jahre alt. Es kam aus einer der Straßen, in der die Stadthäuser bis heute noch Gärten haben. Gärten, die sich bis dato mit dem locker ohne Zement zur Mauer geschichteten Anröchter Sandstein zur Straße begrenzten. Das Mädchen trug eine Schürze, leicht eingerollt. Vor der in einem Bogen in die Wallstraße mündenden Mauer hielt das Mädchen inne, schaute zurück in die stadteinwärts führende Gasse, blickte nach rechts und nach links, sah niemanden - wir standen ja hoch oben außerhalb ihres Blickwinkels - griff in Augenhöhe in die Mauer, nahm einen Stein aus der im Bogen verlaufenden Wand, gab aus der Schürze etwas in das Innere der Wand, tat den entnommenen Stein wieder an seinen Platz und lief fort.

Neugierig entfernten wir den Verschlussstein; in der Höhlung lag eine Puppe mit einem fehlenden Bein. Das Mädchen hatte eine Blume dazugelegt. Hugo Kükelhaus und ich waren Zeugen eines Aktes der Bedeutungsverleihung, einer Handlung in versteckter mitfühlender Partnerschaft. Stiftung einer Subjekt-Objekt-Beziehung, einer Inbesitznahme der Stadt durch das Mädchen. Durch solche Identifikationsprozesse wächst die Basis für die spätere Bürgerhaltung, für Bürgerengagement, für Bürgerverantwortung, Bedeutungsverleihung als Handlungsvollzug legt Grund für selbständiges Denken. Dieses Primär-Denken geschieht in einem Gewebe von Imagination und Verstehen. Es ist dinglich gebunden und bedarf wiederum der Distanz von Dinglichkeit im bewußten Transfer. Bedeutungsverleihung und Identifikation erwachsen aus Potentialdifferenzen im handelnden Vollzug. Im obigen Beispiel wahrgenommen durch Gewicht und Rauheit des Steins gleichzeitig das „leidende“ Gegenüber, der Einblick in das Halbdunkel der Mauerhöhle.

Forum Arbeitslehre Heft 5 - November 2010

Arbeit als curricularer Leitfaktor — Auszug aus dem
Lehrplanentwurf für die Hiberniaschule
(Schneidewind 2008)

Curricula
Hibernia

**Fachliche
Lernzielbereiche
der Produktionsprojekte**

- Mediengestaltung, Drucktechnik
- Formen- und Modellbau (Holz, Keramik, Glas, Metall), Warmformen von Kunststoffen
- Umweltbiologie u. -technik, erneuerbare Energien
- Elektronische Meß- u. Steuerungsabläufe; Montage- u. Fügetechniken
- Spanende Techniken u. Metallsprühverfahren für den Modell- u. Formenbau im Spritzguß
- Design in den Werkstoffbereichen Holz, Textil u. im Druckbereich
- Verbindung von mechanischer u. elektronischer Steuerungstechnik

In jedem Projekt:

- Arbeitsablaufplanung
- Arbeitsplatzmerkmale
- Arbeitssicherheit
- Produkte, Kosten, Märkte
- Fachenglisch, Deutsch und fachliche Mathematik
- Arbeit, Ausbildung, Lebensplanung

**Projektdurchgängige
sozio-kulturelle und
anthropogene Lernzielbereiche**

- Sozialerfahrung, Teil-Habe, Wecken (Gefühlsbildung, Lernbereitschaft und Stärken der Lernbereitschaft)
- Zustandserfahrungen (über stoffliche Zustandsunterschiede)
- Handlungswissen (Entwicklung und Gestaltung von Bewegungsabläufen)
- Werterkenntnis (ethische und materielle)
- Bedeutungsverleihung, Produktidentifikation, Werkerleben
- Vorstellungsvermögen und Bewußtseinsgestaltung
- Artikulation (Sprachbildung, Darstellungsfähigkeit), Abstraktions- und Orientierungsfähigkeit (logisches Schließen, Symbolverbund)
- Transferqualität und Qualitätssicherung durch orientierende Muster

Abb. 1

Handlung als weckendes Gefühl der Fürsorge. Wahrnehmungen der Wirkweisen aus dem Handeln sind gleichzeitig Eigenwahrnehmungen, die allein durch die Anspannung zur Wahrung des Geheimnisses Signale von und hin zu beweglichen Teilen des Körpers (Muskeln, Sehnen und Gelenke) senden. Auch Bedeutungsverleihung unterstreicht: „Der Mensch ist nicht, er geschieht“ (6).

Die Dimension des Selbst im Mithandelnden

Ganzheitliches Lernen vollzieht sich aus Umgang und Handlung über sensorisch sowie kognitiv wahrnehmbare materiale Zustandsunterschiede und Wirkweisen, gleichzeitig gestützt durch sozial-emotionale Teil-Habe aus dem personalen Umfeld. Im Miteinanderhandeln öffnet sich der Mensch für ein vertieftes Erkennen. Er erfährt die Dimension seines Selbst im Mithandelnden: In der ganzheitlichen Wahrnehmung des Unterrichtsgegenstandes, in seinem Werden und Verändern über Zustandserfahrungen und Wirkweisen vollziehen sich Formen der Annäherung unter den Mitlernern.

Beim Miteinanderhandeln verdichtet sich Partnerschaft, zerfällt nicht in die Rollen des Handelnden einerseits und des bloß Beobachtenden andererseits. Ohne das Erkennen im Miteinander, ohne das Mit-Tätigsein, Mit-Helfen, Mit-Fühlen, Mit-Denken bleibt unser Dasein unbehaust; nivelliert sich Lebensqualität zum genormten Marktartikel. Ganzheitliche Tätigkeit ist stets soziales Arbeiten; ein Arbeiten mit dem Gegenüber und an sich selbst schließt Identifikation mit der Sache und dem Mithandelnden ein; oder wie Litt sagt, es geht darum: „sich selbst und seine Beziehungen zur Welt in Ordnung zu halten“ (7).

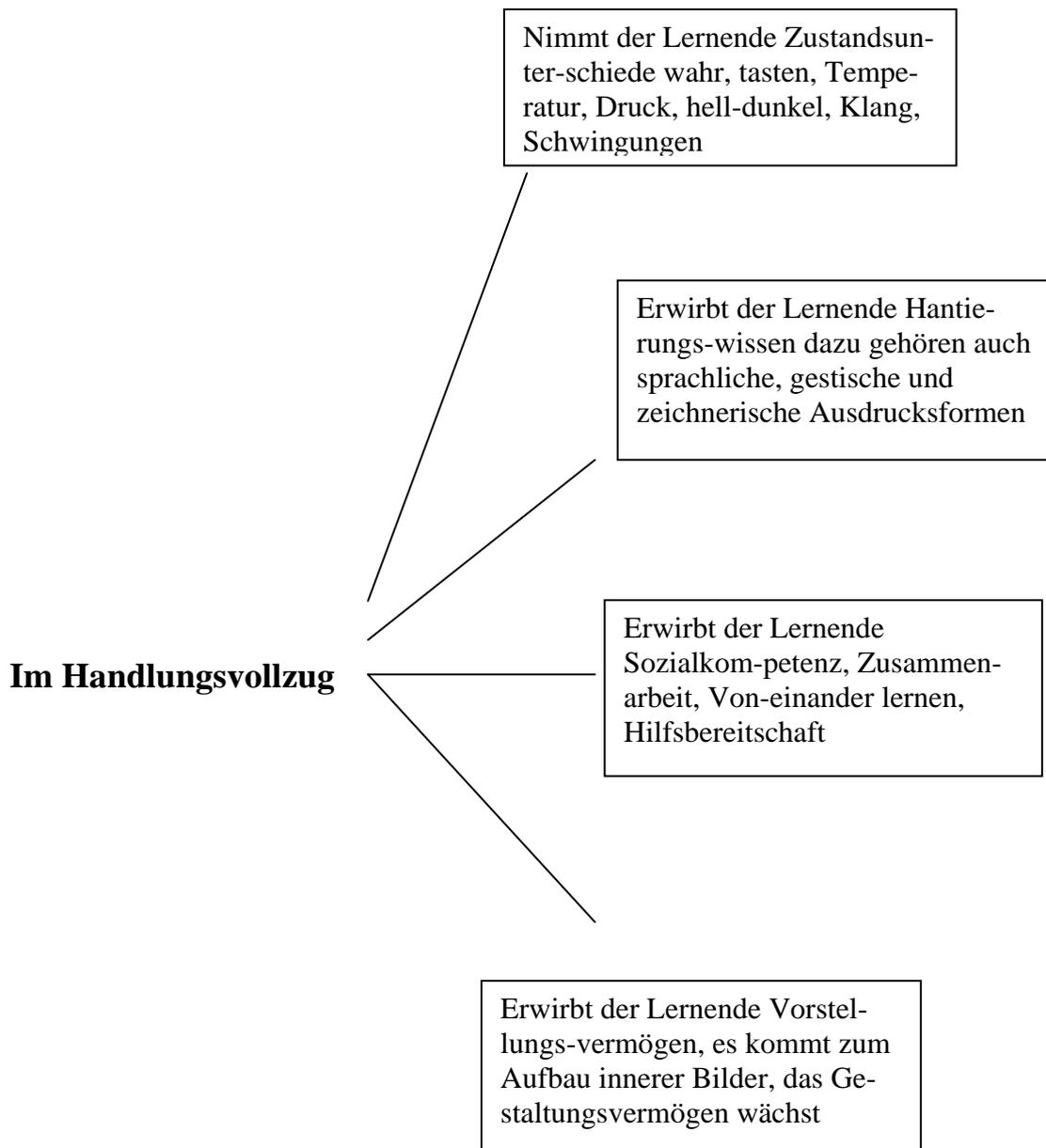
In deutschen Schulen fehlen weitgehend durchgehende Erfahrungen aus ganzheitlicher Tätigkeit, eine wachsende Teil-Habe im sozialen Beziehungsfeld. Eine isolierte kundliche Schulung kann mangelndes Selbstvertrauen, Bindungsstörung und Orientierungslosigkeit im Hinblick auf die Berufswahl und Lebensplanung kaum entgegenwirken. Hier liegen in Bezug auf „PISA“ und „Erfurt“ entscheidende Defizite unseres „kundlich“ organisierten öffentlichen Bildungswesens. Der Zugang zu einem emotionalen und geistigen Erziehungs- und Wertesystem bleibt blockiert, wenn virtuelle Ersatzwelten allein unsere Haltungen und Einstellungen bestimmen. Wenn „ex und hopp“ ein Werteempfinden für ein Arbeitsprodukt nicht mehr aufkommen läßt, werden wir unsere Bildungsbemühungen neu bedenken müssen.

Fachübergreifende Bildsamkeit

Der Leitbegriff Arbeit, nachstehend didaktisch kategorial aufgeschlüsselt (Abb. 2), macht sichtbar, daß es bei diesem Reformansatz um ein nachhaltig wirkendes Bildungsgeschehen geht. Deutlich wird dabei auch, daß gesamtorganisch wirkendes Handlungslernen beispielsweise die sogenannten Kulturtechniken bildungswirksam aufschließt. So lassen sich im sprachlichen Bereich Inhalte und Sprachgestaltung in ihrem Zusammenhang durch polyvalenten Tätigkeitsvollzug erkennen. Technische Phänomene, mathematische Formeln werden in ihrem bildenden Gehalt zugänglicher erfahren. Ein Ausschnitt aus der Hibernia Lehrplansequenz „Englisch“ (Abb. 3) zeigt diese fächerübergreifenden Möglichkeiten in der Wortfamilie „Electronic control“, eine Übung in Verbindung mit dem Produktionsprojekt (PP IV): Herstellung einer Vielzweckleuchtdiodenkugel. Handlungsorientiert wird die Funktionsweise von elektronischen Schaltern durch Montage und Demontage für den Bau der Vielzweckleuchte erkannt.

Erfahrungen aus gesamtorganischer Schülerarbeit bewirken Nachhaltigkeit des Gelernten und stiften Transferfähigkeit in Bereiche neuer Orientierungsmuster.

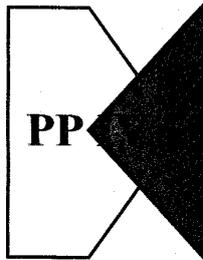
Arbeit als curricularer Leitfaktor - Lernen als Handlungsvollzug



Ziel ist der Erwerb von Orientierungsmustern!

- durch selbstgesteuerten, polyvalenten, gesamtorganisch wirkenden Handlungsvollzug
- durch den Ausbau von Wahrnehmungen, Bewusstseinsweiterungen und Vorstellungsvermögen
- durch selbstbestimmtes Transferieren der erworbenen Qualifikationen (siehe oben).

Abb.2



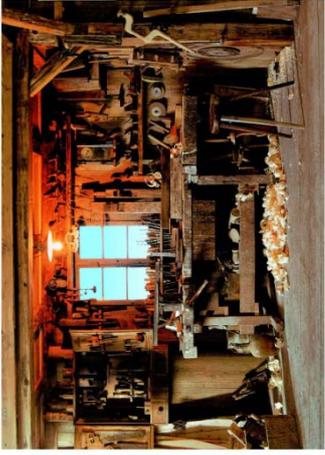
Electronic control (Elektron.Steuer.) Word families and fields

- Electrolytic condenser (Elektrolyt-Kondensator)
- Electronic Switch unit (Elektronische Schalteinheit)
- Switch: contactor, control switch, isolation switch (Trennschalter), main switch, protective switch (Schutzschalter), switch in, switch off, switch plug, switch selector (Wahlschalter), switch board (Schaltanlage) (high voltage, low voltage), parallel switching
- Resistor, resistant
- Regulate (regeln), regulation circuit (Regelkreis)
- Test equipment, testvoltage (Prüfspannung), test setup (organization of test), test assembly (Prüfstück)
- Transformer (Umformer), control transformer (Steuertransformator), power transformer (Netztransformator)

Abb.: 3

Literatur

1. Roth, Gerhard: Fühlen, Denken, Handeln - Wie das Gehirn unser Verhalten steuert, Frankfurt am Main 1994, S. 41
2. Roth, Gerhard, a.a.O., S. 318ff
3. Weizsäcker, Viktor von: Der Gestaltkreis, Stuttgart 1973, S. 40
4. Weizsäcker, Carl-Friedrich von: Bewußtseinswandel, München 1994, S. 118
5. Damasio, Antonio, R., Wie das Gehirn Geist erzeugt, in: Spektrum der Wissenschaft 2/2002, s. 79ff
6. Schneidewind, Klaus: Der Mensch ist nicht, er geschieht - Zur Verbindung von Architektur und Wahrnehmungserfahrung und sozio-kultureller Artikulation in: Hugo Kükelhaus in der Architektur: Bauen für die Sinne, Spurensuche und Perspektive, 1997, S. 61
7. Litt, Theodor: Naturwissenschaft und Menschenbildung, Heidelberg 1952, S. 9



STIHL®

Rasenmäher

von
VIKING®

Für ein gesundes
Zuhause



NATURFARBEN



FESTOOL

*Professionelles Werkzeug für den anspruchsvollen
Holz-Heimwerker vom Profi – Ausrüster
Zum Anfassen und Ausprobieren*

Keller
MASCHINEN

Verkaufsräume und Kundendienstwerkstatt
Dederingstr. 4 - 6, 12107 Berlin
Telefon 747 994 0

www.keller-maschinen@on-line.de

Montag bis Freitag 7.00 – 17.00 Uhr



Der Doppeldübler

mafell



PROTOOL



ULMIA®



DICK
FEINE WERKZEUGE



Japanische Messer



WERKZEUG VON BERUF

Schaufenster Schülerfirma



Schülerfirmen sind Hoffnungsträger für eine Vorbereitung der Jugendlichen auf die Berufs- und Arbeitswelt. Dass in dem Schulfach Arbeitslehre seit 1968 ein Projektthema unter der Überschrift „Arbeit für einen Auftraggeber“ stand und auf allen Feldern der Arbeitslehre (Holz, Metall, Textil, Ernährung, Elektrotechnik) Produkte hergestellt und verkauft wurden, ist ein wenig in Vergessenheit geraten. Das liegt in erster Linie an Lehrkräften, die dieses anspruchsvolle Projektgeschehen nicht beherrschen. Der hohe Anteil fachfremd unterrichtender Lehrkräfte sah sich zu Recht überfordert.

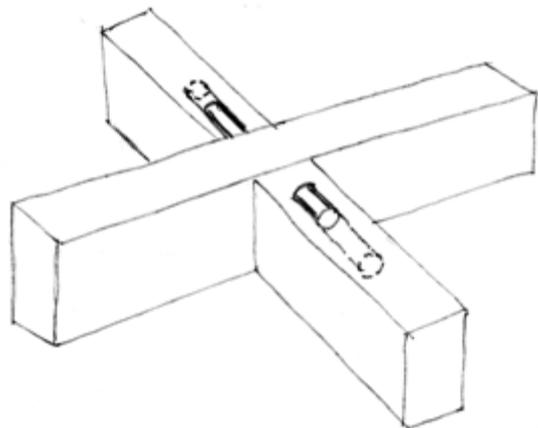
Deshalb überrascht es nicht, dass viele der neuerdings hoch gelobten Schülerfirmen Imbiss-Betriebe sind mit dem „Kompetenzprofil“ Brötchen schmieren und Kaffee kochen. Einige „Internetfirmen“ sind darunter, die Flyer herstellen u.ä.

Es muss nicht bei diesen Allerweltqualifikationen bleiben. Wir werden künftig in jeder Ausgabe des *Forum Arbeitslehre* ein Produkt vorstellen, das von interessierten Lehrern mit Schülern hergestellt und vermarktet werden kann. Wem die Anleitungen in diesem Heft nicht ausreichen, kann nach Absprache mit dem IBBA einen Einweisungstermin vereinbaren.

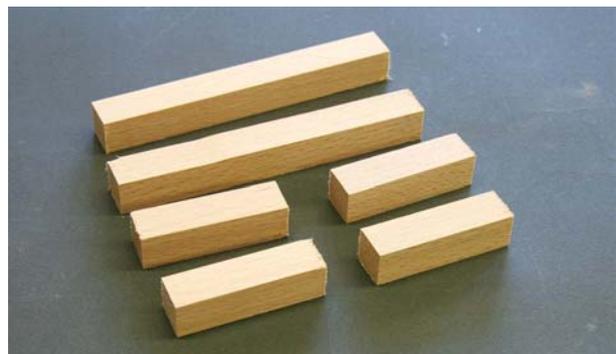
In vielen Schulen sind die Werkstätten vorhanden, bzw. müssten nachgerüstet werden, was unproblematisch ist. Arbeitslehre ist unterfordert, wenn es nur darum ginge, Catering-Hilfskräfte zu „fördern“. In Schülerfirmen können große Bereiche der gewerblichen Technik erprobt werden, Eignung und Neigung werden festgestellt, und das erhoffte „Erwachen des Unternehmergeistes“ tritt garantiert ein.

Der RÜTLI-Rätselknoten - Fertigung und Verkauf

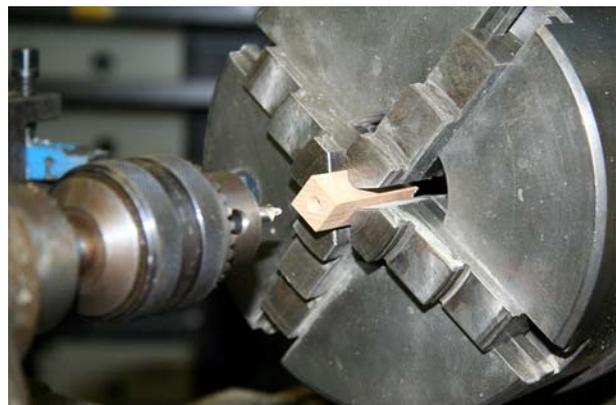
„Teufelsknoten“ und scheinbar unlösbare Steckverbindungen gibt es viele. Der Eingeweihte verblüfft den verzweifelten Ausprobierer mit dem Lösungstrick. Bei dem Rütli-Rätselknoten handelt es sich um ein kleines Balkenkreuz. Im Kreuzungsbereich der beiden Balken liegen zwei zylindrische Stifte, die das Kreuz verriegeln. Nur durch Rotation, bei der die Zentrifugalkräfte die Stifte nach außen drücken, kann das Kreuz „entriegelt“ werden.



Als erstes werden Buchenleisten mit einem quadratischen Querschnitt an der Kreissäge geschnitten und möglichst genau auf 15 x 15 mm gehobelt. Für einen Rätselknoten werden zwei Leisten 125 mm lang benötigt und vier Leisten 55 mm lang. Das Ablängen erfolgt an der Kreissäge.

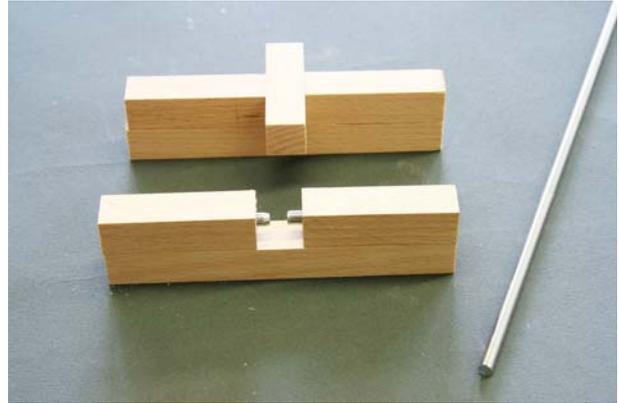


Im nächsten Arbeitsschritt wird im Vierbackenfutter der Drehmaschine eine Zentrierbohrung an jeweils zwei kurzen Leistenenden angebracht, anschließend wird 20 mm tief $\varnothing 5,2$ aufgebohrt. Der zylindrische Stahlstift hat einen Durchmesser von 5 mm.

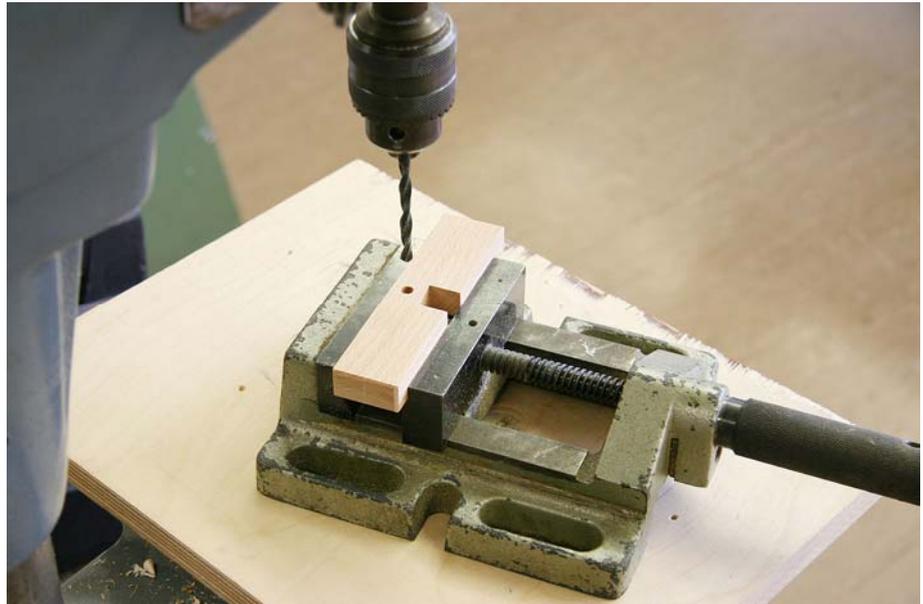


⁵⁵ Katharina Koch ist Berliner Lehrerinnen und Lehrern und vor allen Dingen auch den Studierenden des IBBA besser unter ihrem bisherigen Familiennamen Hahn bekannt.

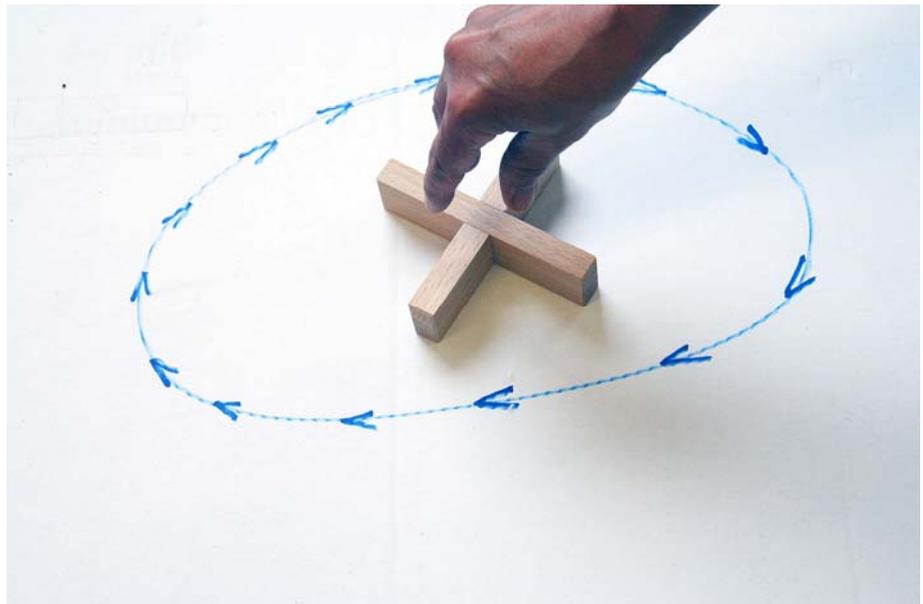
Im Bild rechts sieht man, dass jeweils zwei kurze Leistenenden auf ein langes Leistenstück aufgeleimt werden. In zwei kurzen Leistenenden stecken bereits stirnseitig die zylindrischen Stahlstifte. Ein Leistenrest dient immer als Distanzklotz zwischen den aufzuleimenden kurzen Leisten. Nach dünnem Leimauftrag werden die Leisten ohne Zwingen gegeneinander gerieben.



Die Querbohrung für die Verriegelung muss genau mittig zu der darunter liegenden Aussparung angebracht werden. Den Durchmesser der Bohrung sollte etwas großzügiger gewählt werden ($\text{\O} 5,5$ bis $5,7$).



Die Rotation des Rätselknotens sorgt dafür, dass die Stahlstifte nach außen wandern und der Knoten entriegelt wird.



Eine Geschenkverpackung ist Umsatz fördernd. Die Materialkosten für die Herstellung eines Rätselknotens liegen bei etwa 1,00 Euro. Es kann ein Verkaufspreis von 5,00 Euro erzielt werden.



Ab einer Teilnehmerzahl von fünf wird an einem Nachmittag in den Werkstätten des IBBA der Rätselknoten unter Anleitung hergestellt.

Entwickelt von: Katharina Koch (IBBA TU Berlin vormals: Hahn)
Rosa Maria Königsberger (Campus Rütli Berlin)

... mehr über diese Schule erfahren Sie unter <http://www.campusruetli.de>.



Wichtige Texte aus der Geschichte der Arbeitslehre



ERINNERUNGEN dürfen nicht an die Stelle der HOFFNUNG treten

Eine Besinnung auf die Wurzeln der Arbeitslehre für die heute Handelnden.

Auf dieser Seite des *Forum Arbeitslehre* gibt Prof. Kledzik Hinweise auf lesenswerte Texte, die zum Quellenstudium anregen, die bei Examina und aktuellen Debatten hilfreich sein können.

Ulrich J. Kledzik

Eberhard Klein - Rückblick nach 15 Jahren Arbeitslehre in Berlin (1984)

Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht GATWU (Hg.): 5. Fachtagung Febr. 1984 in Berlin: Modell und Probleme einer integrierten Arbeitslehre, Bad Salzdetfurth 1984

Zwanzig Jahre nach dem Anstoß, den der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen mit der Benennung einer ARBEITSLEHRE gegeben hatte, führte der Fachverband in Berlin eine viel beachtete Bundestagung durch. Der damalige Referent für die Berliner Hauptschulen, Oberschulrat EBERHARD KLEIN, referierte über „*Erreichtes und weitere Entwicklungen*“. Seitdem sind 25 Jahre vergangen und noch immer belebt uns die Überzeugung, dass zum Grundcurriculum unserer Schule Inhalte gehören, wie sie im Lernfeld Arbeitslehre erkennbar werden.

Die unprätentiöse Art der Darstellung eines Eberhard Klein wirbt für die Ernsthaftigkeit des Anliegens:

1. Aufforderung zur Geduld

Bei allem Verständnis dafür, daß Unmut über die „Vor-Ort“-Bedingungen an den Schulen, an dem unvollkommenen Ausbaustand, an dem noch immer unausgewogenen Übergewicht der theoretischen Rahmenplanteile laut wird, muss doch zur Geduld und Gelassenheit aufgerufen werden. Sind wir nicht in 15 Jahren schon gut voran gekommen?

Trotz immer schwieriger werdender Situation an den Hauptschulen, immer mehr verschärfter Auslese unter deutschen Schülern und immenser Belastung durch die äußerst schwierig erscheinende Aufgabe der schulischen Betreuung so vieler Ausländer konnten die Widerstände aus tradierten Fächern Werken, Hauswerken, Textilarbeit überwunden werden, die Arbeitslehre zu einem Fach zusammenwachsen, das Planungskonzept immer fester gefügt werden,

die vielfältigen Ansprüche einzelner Fachsparten eingebunden und das gesamte Feld in das Zentrum eines handlungsorientierten und schülergerechten Unterrichts gerückt werden. Ist das nichts?

Natürlich sind das Geplante und das Umgesetzte noch nicht aus einem Guss. Aber gelungen ist dennoch die Einbeziehung dieses anspruchsvollen Faches in die Arbeit der Berliner Gesamtschulen und zu einem guten Anteil auch in die Aufgabenfelder der Realschulen. Es ist doch wohl auch nicht übersehen worden, daß sich das junge Fach so mancher gezielter Angriffe ausgesetzt sah und sie erfolgreich abwehren konnte, beispielhaft sei die Anstrengung von Kunsterziehern genannt, dem Werken wieder Einzug in alle Schulen zu verhelfen.

Alle Zuhörer mögen hier noch einmal zur Kenntnis nehmen: In der Berliner Schulverwaltung und in den bezirklichen Schulämtern gibt es starke Köpfe und Arme, die Belange der Arbeitslehre werden unermüdlich und Schritt für Schritt vorangebracht. Der erste gemeinsame Rahmenplan für die Sekundarstufe „steht“, da kostet es doch ein Lächeln, wenn sein Abdruck aus reinen Kostengründen nicht optimal gelungen ist. Und außerdem sei nochmals versichert: Die Berliner Verantwortlichen wünschen ebenso wie ihre Kritiker ganz allgemein und für alle 12- bis 16-Jährigen eine projektorientierte und handlungsbezogene Arbeitslehre; sie geben sich mit dem Einstieg mit Grundlehrgängen und Berufswahlinformationen natürlich nicht zufrieden.

2. Ein Wort zur Studentafel

Es ist schon ein schwieriges Unterfangen, in heutiger Zeit ein neues Fach in die Schule einführen zu wollen. Das geht eigentlich gar nicht mehr! Wer sich an Studentafeldebatten beteiligt hat, weiß davon ein garstig Lied zu singen. Wenn auch alle Gesprächspartner von der Bedeutung und der Notwendigkeit des neuen Faches in vollem Umfang überzeugt sind, wenn auch vor der Tür starke Batallione stehen und kräftige Lobbyisten die Studentafeländerungen befürworten, so werden dennoch freundliche Partner schnell zu erbitterten Feinden, sollten gerade sie eine Stunde für das Neue aus ihrem Deputat hergeben müssen.

Auf diese Situation trifft die Arbeitslehre, wenn sie in eine Studentafel eindringen will, die nur aus tradierten Fächern besteht, bei denen eigentlich nichts zu holen ist. Da gilt es zäh zu verhandeln und Kompromisse zu schließen, liebe Arbeitslehrelehrer! An solchen Schwierigkeiten gemessen, haben wir schon ein schönes Stück voran erzielt.

Ein Beispiel: So bitter es auch manchem scheinen mag, daß in den Gesamtschulen im Wahlpflichtunterricht die Arbeitslehre neben der zweiten Fremdsprache als konkurrierendes Angebot bestehen muß, so macht doch schon der Erfolg froh, den einsprachigen Arbeitslehre-Schüler nicht von Anfang an zum „Aufbau“-Gymnasiasten stempeln zu müssen, sondern seinen Bildungsweg bis zum Ende der Sek I offenhalten zu können. Ein anderes Beispiel: Gerade eben erst konnte der Rückschnitt des Stundenaufkommens der Arbeitslehre in den Realschulen verhindert werden. Solche Erfolge sind nur möglich, wenn alle Freunde, Lehrer Begleiter, Ausbilder Einigkeit demonstrieren und für die gute Sache Auffassungsunterschiede zurückstellen.

3. Stichwort Kooperation

Das ist nun schon mehrfach angeklungen: Die Arbeitslehre kann nur vorankommen, wenn sich alle Kräfte innerhalb und außerhalb der Schulen zusammentun und gemeinsam den weiteren Fortschritt erzwingen. Es ist wohl nicht vermessen zu behaupten, dass dies in Berlin schon gut funktioniert hat.

Beispiel 1:

Außerordentlich positiv wirkt sich in der Stadt aus, dass seit mehr als 20 Jahren in der „Arbeitsgemeinschaft Schule und Wirtschaft“ Arbeitgebervertreter (Kammern, Verbände, Ausbilder), Arbeitnehmervertreter (DGB, DAG), praktizierende Lehrer und Hochschullehrer und die Schulbehörde an einem Tisch sitzen. Die Früchte dieser harmonischen Zusammenarbeit lassen sich in der Lehrerfortbildung, an entwickelten Planspielen und Unterrichtsbeispielen, an den Programmen für Betriebspraktika (Schüler und Lehrer!) und an den permanent tagenden Foren zur Abstimmung von Arbeitsinhalten ablesen. Wer da argwöhnt, hier würden die Vertreter der Wirtschaft massiven Einfluß auf Schulhalte nehmen und etwa das wirklich leitende Interesse des Faches untergraben wollen, ist auf dem Holzweg und sollte schleunigst kommen, hören und staunen, wie sinnvoll und zweckdienlich alle Vertreter zum Nutzen der Schüler vereint wirken.

Beispiel 2:

In Berlin wurde frühzeitig erkannt, wie wichtig die Kooperation mit dem Landesarbeitsamt und insbesondere mit der Berufsberatung ist. Inzwischen ist man hierzulande längst über die ursprünglich paraphierten Vereinbarungen der formalen Zusammenarbeit hinausgegangen: Die erfreulichen Ergebnisse eines Modellversuchs in den Jahren 1975 bis 1978 öffneten die ersten Schultüren von Gymnasien für die Anliegen gezielter Berufswahlvorbereitung junger Menschen und bildeten die Grundlagen für die heutigen obligatorischen Entscheidungshilfen innerhalb der Berufsorientierung für alle Schüler. Die intensive Nutzung des Berliner Berufsinformationszentrums, die Übernahme von Unterrichtssequenzen in den Schulklassen durch Berufsberater und die regelmäßigen Präsenzzeiten von Berufsberatern in den Schulen der Sekundarstufe I zeugen davon.

Beispiel 3:

Der Beirat Arbeitslehre ist eine ungewöhnliche, jedoch dringend erforderliche, höchst bedeutsame und bewährte Institution. Es mögen wohl annähernd 200 Sitzungen sein, in denen diese einmalige Gremium getagt hat, bestehend aus Lehrern aller Schularten, Hochschullehrern, Vertretern der Arbeitgeber- und -nehmerseite, Vertretern des LAA und der Schulbehörde. Ohne die langwierigen und mühevollen Abstimmungen, Klärungen und Abstimmung in Kleinschritten sind der erreichte Ausweis des Schulfaches und sein Standard überhaupt nicht denkbar. Die ersten inhaltlichen Entwürfe und Arbeitsgrundlagen entstanden durch die Bemühungen der Beiratsmitglieder. Aber hier her gehört auch ein Dankeswort an zahlreiche Lehrer, die vor Ort die Entwürfe erprobten und Erfahrungen und Ergebnisse zurückmeldeten.

Nochmals: Das Erreichte ist noch längst nicht aus einem Guß, aber es kann sich doch sehen lassen! Alle mögen mithelfen, dass das hier gesprochene Wort „Die Arbeitslehre droht zum reinen theoretischen Unterrichtsfach zu verkommen“ nicht Wahrheit wird. Die Planungsansätze ermöglichen die projektorientierte Arbeit im Zentrum der dreidimensionalen Zielsetzung (Technik/Wirtschaft/Gesellschaft)

4. Und so muß es weitergehen

Die Schulbehörde in Berlin erwartet nun, dass die Lehrer den gesteckten Planungsrahmen nach Kräften ausfüllen. Ganz bewußt ist der Rahmenplan in Form einer Loseblattsammlung veröffentlicht worden. Darin steckt Aufforderungscharakter: Es soll umgesetzt, erprobt, geprüft und das Arbeitsergebnis aufbewahrt werden. Schließlich meldet die Praxis ihre Erfahrungen zurück, und stößt damit Ergänzungen, Änderungen und Überarbeitungen von Planungsteilen an. Außerdem sollen die Schulen auf der Grundlage des Rahmenplans ihre Werkstattsituation überprüfen, die noch erforderlichen Räume und Ausstattungen konzipieren und

beantragen. Die Fortsetzung der Investitionsbemühungen ist ausdrücklich im Plan angelegt und gewünscht.

Aber auch die gemeinsame Anstrengung aller Lehrerausbilder ist verbesserungswürdig: Die heute deutlich gewordenen Auffassungsunterschiede zwischen den maßgebenden Hochschullehrern aus den Bereichen Technik, Wirtschaft und Haushalt erscheinen nicht unüberwindlich. Niemand soll nach Definitionsvorrang streben, niemand sollte dem Fachnachbarn Definitionsmacht unterstellen – Schulterschluss ist zum Gedeihen des Faches vonnöten, ganz besonders, wenn es um weitere wissenschaftliche Abklärung der Grundlagen und um die Lösung schwieriger interdisziplinärer Fragen auch mit den Bezugswissenschaften geht.

Auch muß noch eine klarere Ausbildungslinie aus der 1. Hochschulphase durch die 2. Seminarphase hindurch in die Schulpraxis hinein gezeichnet werden. Möge der Appell, Schritte aufeinander zuzugehen, nicht ungehört bleiben! In der Schulverwaltung finden sie jederzeit hilfsbereite Moderation. Es gibt noch viel zutun, packen wir es alle miteinander zugunsten der Arbeitslehre sogleich an.

Im Herbst 1983 führten Lehrer des Faches Arbeitslehre eine eher unsystematische Ad – hoc - Befragung ihrer Schüler durch. Heraus kamen originelle, manchmal zum Schmunzeln verleitende Antworten wie diese:

Warum habe ich das Fach Arbeitslehre gewählt?

- Weil es mir Spaß macht und weil es mein Vater will
- Ich hoffe, daß wir nicht viel schreiben, einen guten Lehrer, ein stängen Lehrer
- Wie man einen Braten Braten tut
- Ich erhoffe nichts was mir nicht gefällt
- Ich hoffe, das wie nie das Thema Politik durchnehmen werden weil ich Politik hasse

Welche Erfahrungen habe ich gemacht?

- Nun es gäbe einiges zu erzählen oder zu schreiben aber ich erwähne lieber nicht alles
- Wir haben zuerst mit einem Heft gearbeitet, das gelb war
- Das Thema „Drucken“ hat mir sehr gut gefallen, da man endlich mal verstanden hat, wie ein Fotokopierer oder ein Zeitungsdruck funktioniert
- Geld war stinklangweilig

Wie beurteile ich Arbeitslehre?

- Lange musste ich überlegen bis ich auf den Sinn des Arbeitslehreunterrichts kam
- Also Nutzen hat das Fach Arbeitslehre auf vielen Bereichen des Lebens. Ich habe daraus noch keinen Nutzen gezogen, denn ich mag es nicht!
- Gelernt habe ich wahrscheinlich 90% von den 100%
- Schreiben ist in diesem Fach natürlich ein unerwünschtes Nebensymptom, das man kürzen könnte und dafür die Zeit mit mehr mündlichen Informationenauffüllen. Trotzdem erfüllt das Fach seinen Zweck ausreichend

Gibt es in der Schulverwaltung noch jemand, der die Bildungsmächtigkeit der Arbeitslehre schätzt oder wenigstens kennt? Ein „führendes“ Mitglied dieser Verwaltung schimpft die Arbeitslehrevertreter „Inquisitoren“. So kann man die Dinge auf den Kopf stellen; inquisitorisch verfahren jene, die den neuen Götzen „WAT“ anbeten (Die Redaktion)

Wie man die Arbeitslehre am elegantesten los wird. Ein Leitfaden für Schulpolitiker

Die Dynamik in Schulwerkstätten, die überschießende Motivation der Schüler aber auch Querelen bei Zielfindungsprozessen, die Kontrolle der Sicherheitsvorschriften, Lärm bei Werkzeug und Maschinenbedienung, all das ist nur beherrschbar, wenn die Lerngruppe nicht mehr als 12 bis 15 Schüler umfasst. Wer der Arbeitslehre dieses „Privileg“ verweigert, hat entweder selbst nie in Werkstätten mit Schülern gestanden, oder will vorsätzlich die Arbeitslehre liquidieren.

Schon jetzt berichten Fachseminarleiter, dass sie seit Monaten keine „Praxisstunde“ mehr gesehen hätten. Die Lehramtsanwärter kommen mit Arbeitsbögen zum „Wirtschaftskreislauf“ in eine 26 köpfige Lerngruppe, die gelangweilt in der Nase bohrt.

Leider fehlt vielen Schulen Fantasie: Warum werden die gehäuft auftretenden „Hilfskräfte“, die freie Träger den Schulen ständig andienen, nicht zum Jobsharing genutzt. Der Lehrer geht mit der halben Lerngruppe in die Werkstatt, die andere Hälfte betreut der „Hilfslehrer“ im Klassenzimmer: Technische Zeichnungen fertig stellen, für Kochrezepte Einkaufszettel vorbereiten, Protokoll der letzten Arbeitsschritte in der Werkstatt formulieren.

Eine Absprache mit dem unterrichtenden Lehrer, der natürlich allein verantwortlich ist für die Beurteilung, ist sicher notwendig und machbar. Ja, falls der „Hilfslehrer“ ein Praktiker ist, kann sogar temporär der Rollentausch zwischen Werkstatt und „Stillarbeit“ sinnvoll sein. Ein solches Modell ist praktikabler als die Entsendung der Schüler zu dubiosen „Anbietern“. Juristisch ist es außerdem wasserdicht, weil der hoheitlich agierende Lehrer immer die Kontrolle behält. Wenn dann noch der Arbeitslehrelehrer ausgebildet ist und die für Millionen von Steuergeldern angeschafften Inventare der Schulwerkstätten einsatzbereit sind, dann haben wir zwar immer noch keinen Besitzstand, was die Lerngruppengröße angeht, aber wir hätten eine Überlebenschance.



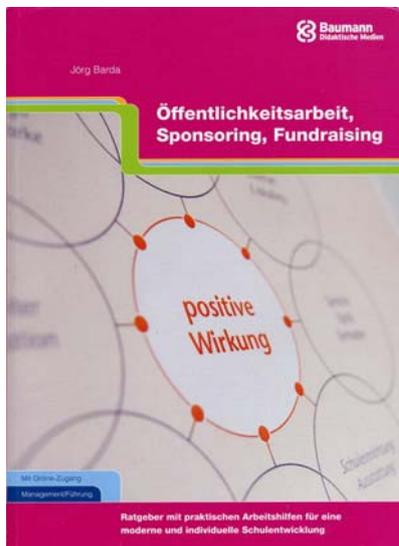
Rezensionen und Kurzhinweise



Wilfried Wulfers

Wie bereits in früheren GATWU - Mitgliederrundbriefen bzw. im GATWU - Forum, möchten wir auch weiterhin Publikationen vorstellen, die sich auf das Lernfeld Arbeitslehre beziehen. Selbstverständlich erheben wir keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die gewählte Reihenfolge ist kein Hinweis auf die Güte der Publikation.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass wir es begrüßen, wenn GATWU - Mitglieder eigene Rezensionen einreichen (möglichst den Text unformatiert und mit WORD erstellt oder als *.txt bzw. als *.rtf.-Datei an die E-Mail-Adresse „w.wulfers@gmx.de“) oder uns Hinweise auf rezensionswürdige Publikationen geben könnten. Dieses bezieht sich ausdrücklich auch auf die so genannten „Grauen Materialien“, die z. B. nur in kleiner Auflage oder sogar teilweise kostenlos vertrieben werden.



Jörg Barda:
Öffentlichkeitsarbeit, Sponsoring, Fundraising.
Kulmbach: Verlag Baumann
Didaktische Medien 2009,
ISBN 978-3-938727-26-3,
184 Seiten, 29,80 €

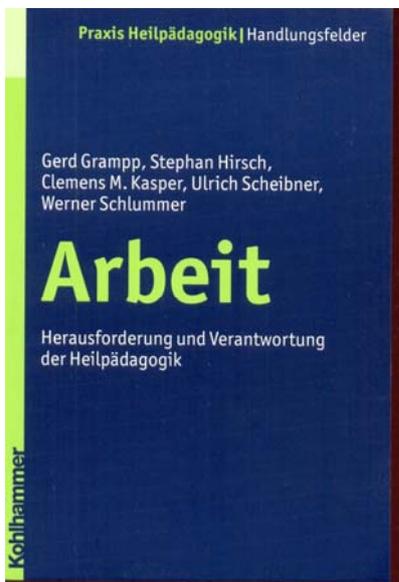
Barda legt hier eine überaus umfangreiche Handreichung vor, die weit über die Inhalte der derzeit weit verbreiteten Flyer und Broschüren zum Thema hinaus geht. Die herausragende Leistung dieses Buches liegt darin, dass es die vielfältigen Hilfen ausführlich untermauert durch einleuchtende und leicht zu vermittelnde Aussagen zum theoretischen Fundament. Barda legt großen Wert darauf, dass das komplexe Feld zwischen Öffnung von Schule und Akquise von Fremdmitteln längst nicht mehr zur Kür spezifisch engagierter Überzeugungstäter gezählt werden darf, sondern im Rahmen moderner Schulentwicklung zu den unverzichtbaren Leitungsaufgaben für Schulleiter und Schulleiterinnen gehört. Der Ratgeber setzt bei der Frage an, welchen Nutzen Öffentlichkeitsarbeit für eine Schule hat und wie sie aus dem bestehenden Leitbild bzw. aus den eigenen schulischen Zielen ein Basiskonzept für die Öffentlichkeitsarbeit entwickeln kann. Die inhaltliche Fülle des Ratgebers wird dem Nutzer sehr praktikabel erschlossen durch die Tatsache, dass die verschiedenen Kapitel des Buchs bedarfsorientiert einzeln genutzt und schnell in die Praxis umgesetzt werden können. Das Buch ist gespickt mit Kopiervorlagen, Checklisten und Bsp. aus der schulischen Praxis. (M. Schardt, U. Brönstrup)



Sven Deeken und Bert Butz:
Berufsorientierung. Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung.

Expertise im Auftrag des Good Practice Centers (GPC) im Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB). Bonn 2010, 95 Seiten. Kostenloser Download unter der URL: <http://www.good-practice.de>

In dieser Expertise wird gezeigt, wie eine systematische subjektbezogene Berufsorientierung aussehen kann, die konsequent auf die Befähigung zur Gestaltung der eigenen Arbeits- und Berufsbiographie zielt. Die hier entwickelte Konzeption berücksichtigt wichtige Erfahrungen und Erkenntnisse aus früheren Programmen und Projekten zur Berufsorientierung. Sie fokussiert auf die Förderung der Persönlichkeit und macht deutlich, wie auch benachteiligte Jugendliche angemessen und integrativ gefördert werden können. Auf der Basis eines erweiterten Verständnisses von Berufsorientierung als System werden die veränderten Aufgaben der verantwortlichen Akteure (Schulen, Betriebe, Arbeitsagentur, Jugendsozialarbeit, Berufsschulen) im Einzelnen konkretisiert. Deutlich wird: Berufsorientierung ist eine gemeinsam zu organisierende regionale Koordinationsaufgabe. Gezeigt wird weiter, wie über kohärente Förderketten ein kooperatives Handlungskonzept aussehen kann, das an unterschiedlichen Lernorten Praxiserfahrungen mit schulischen Lernangeboten verknüpft. Dabei wird konsequent ein individueller Ansatz verfolgt, der präventiv wirken, d. h. Warteschleifen im Übergangssystem vermeiden und die Zugänge zur Arbeits- und Berufswelt nicht nur für Benachteiligte verbessern soll. Aus dem hier vertretenen Qualitätsanspruch werden zehn Strukturmerkmale abgeleitet, die bei der Entwicklung und Umsetzung eines „guten“ Angebotskonzepts zur Berufsorientierung dienen können. Abschließend werden aus verschiedenen Bundesländern positive Beispiele vorgestellt, wie Zugangschancen für benachteiligte Jugendliche erhöht werden können und wie Berufsorientierung strukturell erfolgreich implementiert werden kann. (Gerd-E. Famulla)



Gerd Grampp u.a.: **Arbeit.** Herausforderung und Verantwortung der Heilpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer 2010. 248 Seiten. 24,80 € ISBN 978-3-17-020008-1.

In diesem Band wird Arbeit entmystifiziert. Bis heute gilt Arbeit als ein existenzielles Grundbedürfnis des Menschen, als unabdingbares Mittel seiner Selbstverwirklichung. Fehlende Arbeit ist oft Ursache von Ausgrenzung, Depression und Krankheit. Arbeit ist Merkmal für die Position in der sozialen Hierarchie. Sie bestimmt entscheidend den gesellschaftlichen Status eines Menschen. Deshalb kann Arbeit ausgrenzend wirken. Nach einer grundlegenden Analyse des Begriffs Arbeit wird erörtert, ob Arbeit für sozial benachteiligte Menschen, für verhaltensauffällige und solche Menschen mit ungewöhnlichen körperlichen oder mentalen Eigenheiten wirklich der vorwärtsbringende Antrieb ihrer persönlichen und sozialen Entwicklung darstellt. Vor allem für die in der (Heil-)Pädagogik Tätigen bietet das Buch vielfältige Hilfestellungen.



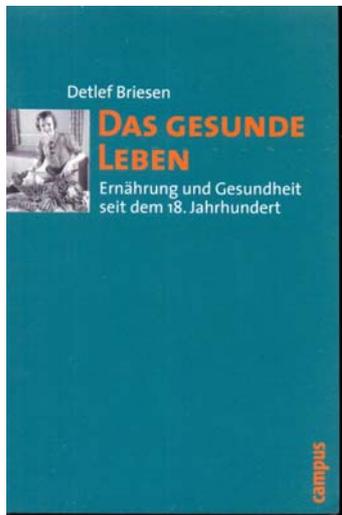
Harald Welzer, Hans-G. Soeffner und Dana Giesecke (Hg.): **KlimaKulturen. Soziale Wirklichkeiten im Klimawandel.** München: Campus 2010. 304 Seiten. 29,90 € ISBN 978-3-593-39195-3.

Viel zu lange glaubte man, für die Erforschung des Klimawandels seien ausschließlich Meteorologen, Meereskundler und Gletscherforscher zuständig. Doch die Klimaerwärmung konfrontiert Menschen, Kulturen und Gesellschaften mit neuen und in ihrer Tragweite noch kaum begriffenen Herausforderungen. Deren Bewältigung stellt nicht nur eine technologische, sondern auch eine kulturelle Aufgabe dar - sie betrifft den Lebensstil ebenso wie Fantasie und Erfindungsgabe. Mehr denn je gilt es heute, die Befunde der Klimaforschung in ihrer sozialen Dimension einschätzbar zu machen - da geht es zum Beispiel um Generationengerechtigkeit, Verantwortung, Wege aus der Leitkultur der Verschwendung, Konzepte des guten Lebens, kurz: um die Bedingungen künftigen Überlebens.



Nepomuk Gasteiger:
Der Konsument.
 München: Campus 2010. 291
 Seiten. 34,90 € ISBN 978-3-
 593-39161-8.

Mit dem Aufstieg der moder-
 nen Konsumgesellschaft
 begann die Karriere ihrer
 wichtigsten Denkfigur: des
 "Konsumenten". An der Defi-
 nition des "Verbrauchers"
 beteiligten sich nicht nur
 Psychologen, Soziologen und
 Ökonomen, sondern auch
 Marktforscher, Werbeexperten
 und Verbraucherschützer. Der
 Autor liefert mit seiner Analy-
 se der Diskurse über den
 Konsumenten einen zentralen
 Baustein für die Geschichte
 der Konsumgesellschaft in der
 Bundesrepublik.



Detlef Briesen:
**Das gesunde Leben. Ernäh-
 rung und Gesundheit seit
 dem 18. Jahrhundert.**
 München: Campus 2010. 392
 Seiten. 34,90 € ISBN 978-3-
 593-39154-0.

Täglich gibt es in der Presse
 neue Ratschläge zum richtigen
 Essen und Trinken. Dass der
 Umgang mit Ernährung ein
 historischer Lernprozess ist,
 stellt Detlef Briesen in seiner
 Geschichte der Ernährung und
 der Genussmittel wie Tabak
 und Alkohol vom 18. Jahr-
 hundert bis heute dar. Erstaun-
 lich ist, wie unterschiedlich
 die Entwicklungen im Laufe
 der Jahre und in den einzelnen
 Ländern waren - die
 Spannweite reicht von der
 staatlichen Prohibition in den
 USA bis zur Lebensreform-
 bewegung in der Weimarer
 Republik. Briesens Studie
 macht bewusst, dass es ange-
 sichts der globalisierten Le-
 bensmittelindustrie unerläs-
 slich ist, die Menschen zum
 reflektierten Umgang mit den
 Verlockungen des Massen-
 konsums zu befähigen.



Lisa Simon und Thomas
 Pyhel (Hg.):
**Umweltbildung - tierisch
 gut! Ein Praxisleitfaden für
 Schule, Zoo & Co.**
 München: Oekom Verlag
 2010. 96 Seiten. 29,90 €
 ISBN 978-3-86581-207-0.

Zoos zeigen Tiere - das weiß
 jeder. Dass Zoos Artenschutz-
 programme unterstützen,
 wissen vielleicht auch noch
 einige. Dass Zoos aber auch
 über regenerative Energien,
 regionale Produkte oder Was-
 ser sparen informieren, ist
 sicherlich den Wenigsten
 bekannt. Dieses Buch stellt 22
 dieser Projekte aus deutsch-
 sprachigen Zoos vor und
 erklärt anhand von Tipps und
 Experteninterviews wie Päd-
 agogen eigene Angebote kon-
 zipieren oder vorhandene
 Angebote nutzen können.



Gerhard Bosch, Sirikit Krone
und Dirk Langer (Hg.):

**Das Berufsbildungssystem
in Deutschland.**

Wiesbaden: VS Verlag 2010.
548 Seiten. 29,95 € ISBN
978-3-531-17322-1.

Die Zahl junger Menschen, die eine traditionelle Lehre beginnen, sinkt stetig. Demgegenüber nimmt die Zahl derjenigen, die eine schulische Berufsausbildung wählen, zu - insbesondere wächst die Gruppe der Jugendlichen, die zunächst im Übergangssystem versorgt werden. Trotz einer positiven Tendenz auf dem Ausbildungsmarkt fehlt es weiterhin an Ausbildungsstellen, was den Zugang für Jugendliche ohne bzw. mit niedrigem Schulabschluss und sogenannte Alt-Bewerber extrem erschwert. Der Band beschäftigt sich mit zentralen Problemlagen, kontroversen Standpunkten sowie innovativen Konzepten in der aktuellen Debatte um die notwendigen Veränderungen des Berufsbildungssystems in Deutschland.

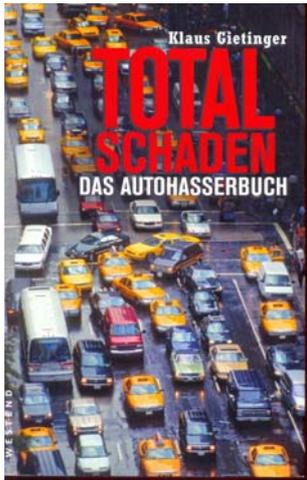


Michael Jäckel:

**Einführung in die Konsum-
soziologie.**

3., überarb. Auflage. Wies-
baden: VS Verlag 2010. 315
Seiten. 24,95 € ISBN 978-3-
531-17287-3.

Die vorliegende *Einführung in die Konsumsoziologie* zeigt, warum das Thema „Konsum“ immer wieder ambivalente Einschätzungen erfahren hat. Begonnen wird mit einer historischen Betrachtung, die den Weg zur Konsumgesellschaft im Überblick nachzeichnet. Daran anschließend werden bestimmte Kontroversen vertiefend dargestellt, z.B.: Wie dringlich sind unsere Bedürfnisse und gibt es eigentlich den dauerhaft zufriedenen Konsumenten? Beeinflusst die soziale Herkunft Kaufentscheidungen und Verwendungsweisen von Produkten oder ist das Konsumverhalten kaum noch berechenbar? Im Zentrum steht somit die Darstellung und Analyse verschiedener Konsumphänomene. Ergänzend zu den Hauptkapiteln werden Beispieltex-te integriert, die einzelne Aspekte detaillierter darstellen.



Klaus Gietinger:
**Totalschaden. Das
Autohasserbuch.**
Frankfurt: Westend Verlag in
der Piper Verlag GmbH
2010. 315 Seiten. 16,95 €
ISBN 978-3-938060-47-6.

Erschreckende Zahlen:
800.000 Verkehrstote in
Deutschland seit Ende des
Zweiten Weltkrieges, täglich
3.000 Verkehrstote weltweit,
seit Erfindung des Autos
starben 40.000.000 Menschen
durch Unfälle - durch auto-
bedingte Umweltverschmutzung
weitere 80.000.000! Kaum
jemand wagt das Auto zu
verteufeln. Aber jeder weiß:
Das Auto ist Sucht und Droge
zugleich. Dieses Buch nennt
die Verursacher. Einer mörde-
rischen Gesellschaft, die
mittlerweile die ganze Welt
umspannt. Wir alle sind Täter
- och einige sind es mehr.
Aber es gibt Hoffnung. Und
Lösungen. Die werden hier
vorgeschlagen: radikal und
fundierte, pointiert und kom-
promisslos.

Kurzhinweise auf Unterrichtsmaterialien u.a.



Ich könnte mal
einen Tipp für
Unterrichtsideen
gebrauchen

Dafür haben wir ei-
nen Scout namens
Wilfried Wulfers

Auch mit den Kurzhinweisen auf interessante Unterrichtsmaterialien und wichtige Internetadressen werden wir die Tradition aus dem GATWU-Forum fortsetzen. Verantwortlich hierfür zeichnet sich Wilfried Wulfers. Wer immer bei Recherchen auf Materialien trifft, die für die Unterrichtenden im Lernfeld der Arbeitslehre vom Nutzen sein können, ist aufgerufen, selbst einen Hinweis zu schreiben und diesen an die Redaktion (z. Hd. von Wilfried Wulfers, E-Mail: w.wulfers@gmx.de) zu übermitteln oder der Redaktion ein Exemplar, die Bezugsquelle oder Internetadresse zukommen zu lassen.

Handwerk Fotobox (Berufsorientierung)

"Welcher Job passt am besten zu mir?" Viele Jugendliche in der beruflichen Orientierungsphase haben Schwierigkeiten, diese Frage zu beantworten. Die Fotobox, die vom Zentralverband des Deutschen Handwerks e. V. (ZDH) angeboten wird, schafft nun Abhilfe, denn die Jugendlichen dieses Onlinetools können auf spielerische Weise erfahren, zu welchem Handwerksberuf sie die größte Affinität haben. Dadurch können sich die Jugendlichen langsam an die verschiedenen Handwerksberufe herantasten. Zur Auswahl stehen 37 Berufe. Sie stehen stellvertretend für die große Vielzahl der 151 Handwerksberufe. Weitere Hinweise sind auf dem Portal „www.handwerk.de“ unter dem Link „Fotobox“ zu finden.

Eine-Welt-Unterrichtsmaterialien

Wer Materialien (speziell auch Unterrichtsmaterialien) zu den Themenbereichen „globale Entwicklung“, „Entwicklungspolitik“, „Eine Welt - Dritte Welt“ u.a. sucht, der sollte sich die sehr umfangreiche Datenbank „Eine-Welt-Unterrichtsmaterialien“ genauer anschauen, denn diese bietet eine bequeme Suchfunktion für Lehrmaterial zu Themen wie Entwicklungspolitik, Fairer Handel und vielen weiteren Themen an. Zur Website der Datenbank gelangt Mann/Frau über die Internetadresse „<http://www.eine-welt-unterrichtsmaterialien.de>“.

Virtuelle Schulpartnerschaften

Insgesamt 34 Schulen zeichnet die Organisation „Schulen ans Netz e. V.“ (gefördert vom BM für Bildung und Forschung, der Europäischen Kommission und der Telekom AG) mit dem eTwinning-Qualitätssiegel 2010 für beispielhafte Internetprojekte aus. Mit eTwinning können Schulen aus ganz Europa sich via Internet vernetzen. "Die Vielfalt der Ideen ist beeindruckend. Die Schülerinnen und Schüler haben sich auf kreative Weise mit der europäischen Geschichte, Kultur und Sprache beschäftigt. Gleichzeitig haben sie in den virtuellen Partnerschaften gelernt, digitale Medien für den grenzüberschreitenden Austausch zu nutzen", sagt Maria Brosch, Geschäftsführender Vorstand von Schulen ans Netz e. V. Das eTwinning-Netzwerk freut sich über weitere Schulen, die mit innovativen Ideen an den virtuellen Schulpartnerschaften teilnehmen möchten. Teilnahmeberechtigt sind alle vorschulischen Einrichtungen und Schulen, deren Projekt mindestens drei Monate vor der Bewerbung offiziell bei „etwinning“ angemeldet wurden. Weitere Hinweise auf „www.etwinning.de“.

Jugend testet 2011

Welcher Radiergummi krümelt am wenigsten? Verleihen Energy-Drinks Flügel? Und wie lange verhindern Deos Schweißgeruch? Fragen wie diese können Jugendliche beim Wettbewerb "Jugend testet" der Stiftung Warentest untersuchen, der unter der Schirmherrschaft von Ilse Aigner (BM für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz steht) steht. Ob einzeln, mit Freunden oder mit der ganzen Klasse - wer zwischen zwölf und 19 Jahre alt ist, kann mitmachen. Und was kann man testen? Alles, was interessiert, von Sozialen Netzwerken über Limonade und Fahrschulen bis zu Kopfhörern. Hauptsache, es passt in eine der beiden Wettbewerbskategorien Produkttests oder Dienstleistungstests. Was es braucht: eine interessante Testidee, genaue Beobachtung und eine nachvollziehbare Dokumentation, denn die Teilnehmenden führen ihren Test komplett eigenständig durch. Auf der Internetseite „jugendtestet.de“ können sich Teilnahmeinteressierte online anmelden. Auf dieser Internetseite gibt es auch alle Informationen zum Wettbewerb. Einsendeschluss für Arbeit ist der 15.2.2011.

Neues Berufswahlmagazin

Das neue Berufswahlmagazin von „Planet de“ beschäftigt sich mit den wichtigsten Fragen zur Bewerbung und liefert dafür hilfreiche Informationen. Es thematisiert unter anderem die Bewerbung per E-Mail und per Online-Bewerbungsformular, die Arbeit mit dem Bewerbungsmanager der JOBBÖRSE, die Vor- und Nachbereitung von Vorstellungsgesprächen und mögliche Stolperfallen beim Bewerbungsprozess. Im Starinterview lernen die SchülerInnen Lena Meyer-Landrut und Florian Prokop näher kennen. Auch die beiden Stars geben Tipps, wie Jugendliche Arbeitgeber von sich überzeugen können. Einzelexemplare sind beim BerufsInformations-Zentrum (BiZ) der Agenturen für Arbeit erhältlich. Das Berufswahlmagazin ist Teil der Medienkombination "planet-beruf.de - Mein Start in die Ausbildung", die von der Bundesagentur für Arbeit herausgegeben wird. Zur Medienkombination gehören außerdem das Portal „www.planet-beruf.de“ und verschiedene Print-Produkte für SchülerInnen, Eltern, Lehrkräfte und Berater. Die Medienkombination wendet sich an SchülerInnen von Haupt- und Realschulen (Sekundarstufe I).

125 Jahre gesetzliche Unfallversicherung

Zur Geschichte der gesetzlichen Unfallversicherung gab es bisher nur wenig Unterrichtsmaterial. Jetzt ist eine Broschüre unter dem Titel "Sicher arbeiten - 125 Jahre gesetzliche Unfallversicherung in Deutschland 1885-2010" erschienen, die LehrerInnen für den Unterricht nutzen können. Die Broschüre wurde von MitarbeiterInnen des Deutschen Historischen Museums zum 125jährigen Jubiläum der gesetzlichen Unfallversicherung erstellt. Sie dokumentiert die wichtigsten Meilensteine dieses Zweiges des deutschen Sozialsystems auf insgesamt 56 Seiten und zeigt somit die Entwicklung der gesetzlichen Unfallversicherung von der Kaiserzeit bis ins 21. Jahrhundert auf. Unterrichtshilfen und Folien vervollständigen das Heft. Wichtige Kapitel in der Geschichte der Unfallversicherung werden genauso beschrieben wie die Rolle, die Berufsgenossenschaften und Unfallkassen im modernen Sozialstaat spielen. Die vorgestellten Unterrichtshilfen ermöglichen anhand von Originalquellen und Statistiken zum Unfallgeschehen eine vertiefende Beschäftigung mit dem Thema. Die Broschüre kann von dem Internetportal „<http://www.dguv-lug.de>“ kostenfrei heruntergeladen oder auch direkt bei der DGUV (Deutschen Gesetzlichen Unfallversicherung) unter der E-Mail-Adresse „bestellung@dguv.de“ angefordert werden.

Verbraucherrechte im Internet (Online-Handbuch)

Das Verbraucherschutzministerium Baden-Württemberg möchte mit einem neuen Online-Handbuch dafür sorgen, dass sich Verbraucherinnen und Verbraucher jeder Altersstufe sicher im Internet bewegen können. Auf der Internetplattform „http://www.internet-verbraucherrechte.de/servlet/PB/menu/1329807_11/index.html“ können sich Internetnutzer schnell, unkompliziert und kostenlos über ihre Rechte informieren. Es ist in vier Bereiche untergliedert: a) **E-Commerce** (Hier können sich VerbraucherInnen darüber informieren, wie ein Vertrag im Internet zustande kommt und unter welchen Voraussetzungen sie diesen wieder lösen können. Darüber hinaus werden Spezialprobleme, wie Kostenfallen im Internet und Online-Auktionen, verbrauchergerecht aufbereitet); b) **Eigenes Verhalten im Internet** (Hier werden VerbraucherInnen darüber informiert, wie sie sich im so genannten Web 2.0 zurechtfinden können. Es bietet Informationen zum Erstellen einer eigenen Homepage, zum Herunterladen und Einstellen von Inhalten sowie zu damit verbundenen Haftungsfragen); c) **Sicherheit im Internet** (Dieses Kapitel enthält wichtige Tipps, wie man sich vor den Gefahren des Internets schützen können - etwa bei der Verwendung eines sozialen Netzwerks oder durch das Absichern ihres WLAN-Anschlusses) und d) **Minderjährige und Senioren** (In einem speziellen Kapitel wird auf die besonderen Bedürfnisse von Jugendlichen und Senioren eingegangen). Das Handbuch wurde in Kooperation mit dem Zentrum für angewandte Rechtswissenschaft am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) sowie der gemeinnützigen Verbraucherschutzorganisation Euro-Info-Verbraucher e. V. in Kehl erstellt. Besonderes Augenmerk gilt auch dem IT-Informationsbedürfnis von Jugendlichen.

Ernährungsbildung

Geschmacksbildung ist angesagt bei den „SchmExperten“. Der Informationsdienst „aid“ hat hierzu ein umfangreiches Informationspaket in einem Ringordner herausgegeben. Dieser umfasst: Fachinformationen, didaktische Überlegungen, mögliche Unterrichtsverläufe, Anregungen für fachübergreifendes Arbeiten, Impulse fürs Schulleben, Ideenbörse mit SinnExperimenten, vielfältige Kopiervorlagen von Arbeitsblättern, Poster, eine CD und weitere Aktionen zum Thema „Ernährungsbildung“. Der Ordner (Bestell-Nr. DW42-3979) kann für 40 € erworben werden. Wer nur an den Arbeitsblätter für die Hand der SchülerInnen interessiert ist, der bekommt diese für 4 € (Bestell-Nr. DW42-1586). Weitere Informationen sind auf der Internetseite „<http://www.aid.de/ernaehrungsbildung/schmexperten.php>“ zu finden.

Günter Reuel⁵⁶

Semesterabschluss Sommersemester 2010

Am 19. Juli 2010 strömten bei großer Hitze Menschenmengen in das IBBA, um die Innovationen in der Arbeitslehre kennen zu lernen. Dass kaum WAT – Anhänger bemerkt wurden, hat der Modulbeauftragte gerügt. Nach hochinformativen Darstellungen der Studenten (einige wurden von Schulleitern zum Sofortwechsel in die Schule animiert) gab es - wie immer - und leider erst wieder am 18. Februar 2011 ein gemütliches Zusammensein mit Würstchen vom Grill und Getränken.



Hier noch einmal die sechs Essentials der Projektarbeit – **d i e** Unterrichtsform der Arbeitslehre:

1. Ein Projekt hat immer eine finale Orientierung; am Ende steht ein Produkt – für jeden greifbar.
2. Projekte werden immer im Team bearbeitet
3. Projekte sind niemals eindimensional, technische, ökonomische, ökologische, geschichtliche, gesundheitliche Aspekte können gar nicht ausgespart werden
4. Projekte sind für Schüler (und Studenten) hoch motivierend, weil sie Spielräume für Ideen und Initiativen bieten
5. Projekte sind oft unmittelbar handlungsleitend für den Alltag außerhalb der Schule
6. Projekte stärken Verantwortung und Solidarität, Drückebergerei ist sehr selten

⁵⁶ Die Betreuer des gesamten Projekts waren: Karin Groth, Pamela Jäger, Günter Eisen, Günter Reuel
Forum Arbeitslehre Heft 5 - November 2010



Projektthema: Textile Gewebe als Konstruktionselement

Produkt: flexible file management

Bearbeiter: Daniele Incannova
Yasemin Karasu
Stephanie Walburg

Kontakt: flexiblefilemanagement@gmx.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, ein Ordnungs / Aufbewahrungssystem für Schulklassen zu entwickeln. An der Wand hängen abnehmbar (zum nachhause tragen) auffächerbare Ordner Taschen. An einem darunter angebrachten Rundholz können Utensilientaschen aufgehängt werden.



Projektthema: Textile Gewebe als Konstruktionselement

Produkt: Multiple Storage

Bearbeiter: Anette Orbanke
Jenny Paulick
Joanne Preston

Kontakt: multiple.storage@gmx.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, ein leichtes Leistengerüst aus Hartholz zu bauen, das mit unterschiedlichen Stoffüberzügen vielseitig verwendbar ist. Als eine Art Nachttisch, als Wäschekorb mit Außentaschen, als Ordnungshilfe für das Kinderzimmer.



Projektthema: Textile Gewebe als Konstruktionselement

Produkt: Separatevent

Bearbeiter: Jonas Demske
Mandy Noack
Alicia Paesler

Kontakt: separatevent@gmx.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich für den Bau eines Paravents, der von schulischen Theatergruppen sowohl als Umkleidekabine, wie auch als Teil der Bühnendekoration benutzt werden kann. Ein Spiegel, Ablagemöglichkeiten und Garderobenstange gehören zur Ausstattung. Die Außenflächen können als Träger für Bühnendekoration dienen.



Projektthema: Textile Gewebe als Konstruktionselement

Produkt: HORST

Bearbeiter: Eva Zühlke
Johanna Müller

Kontakt: Fuer-Immer-Horst@web.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, einen zerlegbaren Hocker zu bauen. Der Hocker, im Bild mit ALU-Rohr-Gestänge, hat einen „Normalsitz“ und wird durch eine schlanke Transporttasche ergänzt. Bei dem zweiten Hocker ist die Sitzflächen mit einem Rucksack verbunden.
HORST = Hocker oder Ruck Sack Tasche.



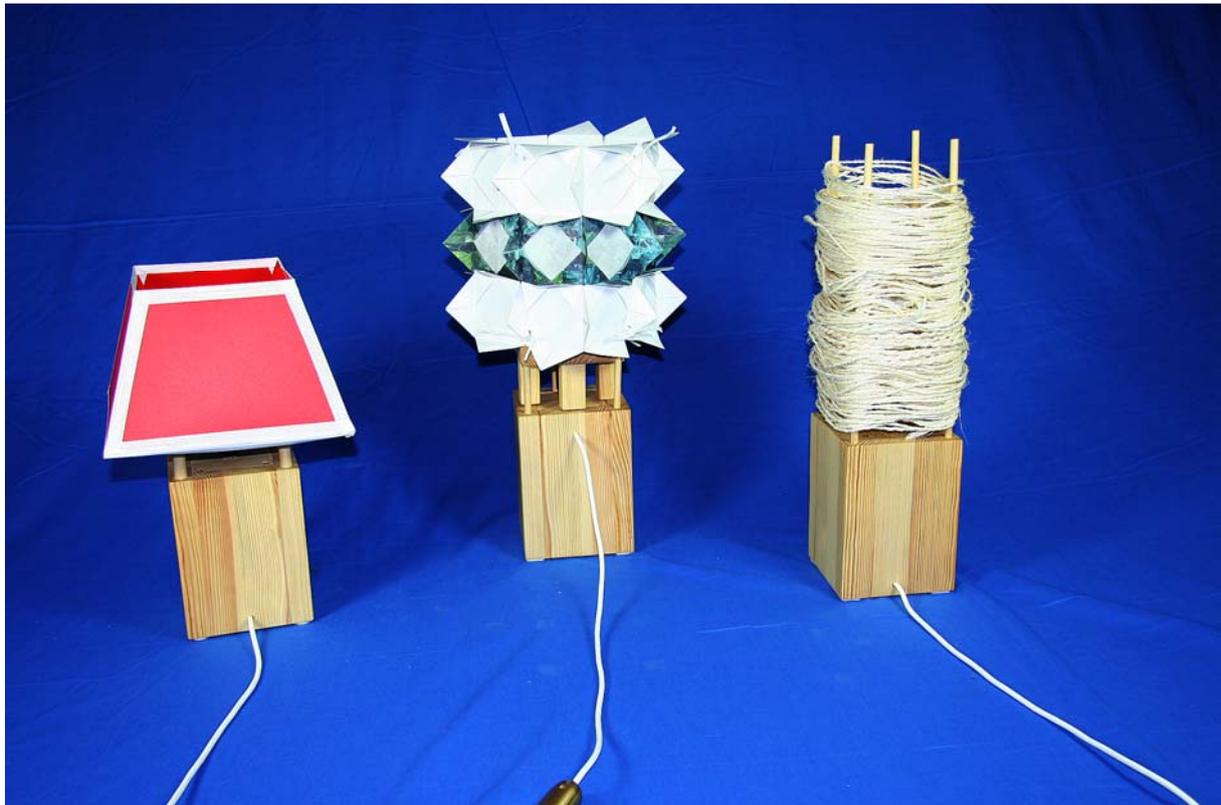
Projektthema: Textile Gewebe als Konstruktionselement

Produkt: Luftkuss

Bearbeiter: Miriam Hörterer
Heike Streitmatter

Kontakt: miriam.hoerterer@gmail.com

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, einen Hängesitz zu bauen, dessen Sitzfläche in zusammengelegtem Zustand als Transporttasche auch für das Gestänge und die Seile dient. Der Sitz kann mit einem Karabinerhaken und einem Gurt an jedem dickeren Ast befestigt werden.



Projektthema: 500 Nanometer

Produkt: Variable Cube Light

Bearbeiter: Anke Brandt
Michael Irrling
Alan Mahyi

Kontakt: unbekannt

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, drei Tischlampen zu bauen, die aus einem identischen Block aus Kiefernholz bestehen (quadratische Grundfläche, ca. 300 mm hoch). Auf diesem wird das Leuchtmittel montiert, variable Lampenschirme sind einsetzbar. (Papierfalttechnik, Kunststoff, Textilfasern.)



Projektthema: 500 Nanometer

Produkt: RecycLight

Bearbeiter: Anita Theel
Lisa-Marie Simon

Kontakt: recyclight@web.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, eine Taschenlampe aus Abfällen zu bauen (Tablettenröhrchen, Zigarrenhülle verschraubbar aus ALU). Der Grundgedanke war, dass Schüler die selbstgefertigte Taschenlampe wertschätzen und diese auch bei Klassenfahrten und /oder Nachtwanderungen nutzen. Ein Aufbewahrungsbeutel wird in der Textilwerkstatt hergestellt. Der Nachhaltigkeitsgedanke wird über die Taschenlampe hinaus gefördert.



Projektthema: 500 Nanometer

Produkt: Schlummerlicht

Bearbeiter: Frederike Brunn
Daniel Fleischhacker

Kontakt: schlummerlicht@gmx.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, „Schlummerlichter“ zu bauen. Die würfelförmigen Lampenkörper haben an vier Seiten auswechselbare Motivträger, die hinter einer Bespannung individuell gestaltbare Durchbrüche aufweisen. Zwei Lampen sind elektrisch installiert, eine wird mit einem Tee-licht betrieben.



Projektthema: Manche mögen's heiß

Produkt: Radel-Böxle

Bearbeiter: Claudia Just
Jennifer Prpitsch
Tobias Klamberg

Kontakt: tobias.klamberg@web.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, eine Box für den Fahrrad-Gepäckträger zu bauen. Ansprüche an die Box waren, einen kleinen konfektionierten Grill aufzunehmen, der auch im heißen Zustand transportiert werden kann. Ein Windschutz und eine am Gepäckträger hängende Tasche zur Aufnahme von Grillgut und Kohle ergänzen das Produkt. Die Box ist für die Aufstellung in unebenem Gelände mit höhenverstellbaren Füßen ausgestattet.



Projektthema:	Manche mögen's heiß
Produkt:	Veganes vom Grill
Bearbeiter:	Janina André
Kontakt:	janinaeileen.andre@web.de
Legende:	Die Projektgruppe löste sich in der Anfangsphase wegen interner Probleme auf, so dass Frau Andre allein ihr Vorhaben zu Ende bringen musste. Sie zeigte, dass vegane Speisen auch auf dem Grill zubereitet werden können und dass solche Erfahrungen in multikulturellen Schulklassen Verständnis für unterschiedliche Ernährungsgewohnheiten fördern. Sie legte eine Rezeptsammlung an und fertigte eine Schürze mit dem Symbol des Veganismus.



Projektthema: Geschicklichkeitsspiele

Produkt: Eingelocht

Bearbeiter: Jennifer Baltruschat
Vanessa Baltruschat
Baris Kecici

Kontakt: vanessabaltruschat@web.de

Legende: Die Projektgruppe entschied sich, eine Torwand mit zwei Ziellöchern zu bauen. Die drei 1 Meter mal 1 Meter großen Konstruktionstafeln der Torwand können zu einer drei Meter langen Golfbahn umfunktioniert werden. Die Torlöcher werden mit einem Teich bzw. einem Sandhügel verschlossen. Weitere Schikanen liegen zwischen Abschlag und Zielloch. Ein Golfschläger wurde ebenfalls gefertigt.

Nachgeschmack

Anglizismen sind oft unschön und außerdem völlig überflüssig. Die deutsche Sprache ist sehr reich an Ausdrucksmöglichkeiten – noch!

Multiple storage

Verwandlungsgestell

Flexible file management

Der transportable Schulordner

Variable Cube Light

Kreative Lampenschirme auf Sockel

Recyclight

Die Taschenlampe aus dem Müll



Multilinguale Kompetenz

Unser nächstes event mit hoffentlich vielen usern und Anregungen für good practice findet an der gleichen location statt. Fast food und drinks sind im low price Niveau zu haben. Umgangssprache ist Denglisch. Über ein feedback wären wir happy.

Das PR Management

Dummwörter aufgespießt



Diesmal brauchten wir nicht lange zu suchen, denn das Dummwort des Jahres ist gefunden. Es lautet

WAT

Eigentlich ist WAT kein Wort, sondern ein Akronym. Aber dumm ist es deswegen doch. Es soll ein Schulfach bezeichnen, was einer Beleidigung für Lehrer, Eltern und Schüler gleich kommt. Der Vater zu seinem Sohn: „Wat haste für ne Note in WAT?“ Der Filius: „Wat soll ick dir sagen, unser WAT-Lehrer ist ausgestiegen und fängt bei Vattenfall als Pfortner an. Dort verscheißern sie ihn wenigstens nicht“, sagt er.

In den zurückliegenden Ausgaben wurden folgende Dummwörter indiziert:

Studierende

Wissensgesellschaft

Spannend

Curriculares Reformprojekt

Assessment

Duales Lernen

Jobcenter

Wertigkeit

Intelligent Design (ID)

Eigenverantwortung

vor Ort

SpechtSpäne

Seit der großartigen Arbeitslehreausstellung 1984 in der Friedensburg-Oberschule (30 Berliner Schulen waren beteiligt) ist der Arbeitslehrespecht unser Wappentier. Er steht für das Bohren dicker Bret-Arbeitslehre: Sie leistet viel für die Arbeitswelt. Dennoch muss sie im-dünnkel und „Ausgliederungen“ angeblich eingespart werden können. Heftseite lesen sie in jeder Ausgabe



ter, denn dies ist das Schicksal der Integration Jugendlicher in die mer wieder Kürzungen, Bildungsertragen, weil Arbeitslehrelehrer nen. Auf dieser die

SPECHTSPÄNE

WAT - Treppenwitz der Pädagogik?

Im Land der Spechte gibt es – wie im jeden Land – eine Schulverwaltung. Diese wirkt manchmal segensreich mitunter auch kontraproduktiv. Noch nie gab es allerdings ein solches Beispiel von Verwaltungswillkür wie im Falle der Arbeitslehre. Das traditionsreiche Fach, dass sich über vierzig Jahre entwickelt hat, soll nicht mehr Arbeitslehre heißen.

- Über 2000 Veröffentlichungen sind unter dem Stichwort Arbeitslehre in der Deutschen Bibliothek registriert
- Es gibt Hunderte von Lehrern mit der Ernennungsurkunde „Fakultas Arbeitslehre“
- Eine Gesellschaft für Arbeitslehre fördert das Fach gefördert ehrenamtlich.
- Das Institut, an dem erfolgreich ausgebildet wird, heißt Institut für Berufliche Bildung und Arbeitslehre.
- Diese weithin beachtete Fachzeitschrift trägt den Titel „Forum Arbeitslehre“.

All das wurde bei der Namensänderung völlig ignoriert!

Dies allein gilt auch unter Spechten als skandalös. Aber es kommt noch besser:

- In der Schulverwaltung gibt es keinen ausgewiesenen Experten für Arbeitslehre, folglich gibt es auch niemand, der als Umtäufer Rede und Antwort stehen könnte.
- Die Neubezeichnung der Arbeitslehre als „Wirtschaft/Arbeit/Technik“ (WAT) ist in Wahrheit eine Altbezeichnung. Die Partikularfächer Wirtschaft und Technik wurden vor vierzig Jahren erfolgreich in die Arbeitslehre integriert
- Brandenburg, das aus Opportunitätsgründen Arbeitslehre in WAT umtaufte, musste erleben, dass kein Mensch mit dem Kürzel etwas anfangen kann, dass es vielmehr zum Treppenwitz der Pädagogik wurde
- Gibt man im Netz das Kürzel „WAT“ ein, kommt die bezeichnende Seite: „Wasser und Abfall-Technik GmbH“

Die Arbeitslehrespechte sind entrüstet. Ihnen ist klar, dass ihr oberster Leitspecht, der Schulsenator, gar nicht der Adressat für ihren Unmut ist. Dieser hat andere Sorgen als eine törichte Namensänderung. Nein, es handelt sich um blanke Willkür einer anonymisierten Verwaltung – und dafür ist doch das Verwaltungsgericht zuständig.

Thema des nächsten Heftes

Für das Heft Nr. 6 (Mai 2011) wollen wir den folgenden Schwerpunkt setzen:

Duales Lernen Lehren

Wer schreibt einen Beitrag zu einem Stichwort (Slogan, Modebegriff, Heilsversprechen), das von der Schulbürokratie „Duales Lernen“ genannt wird, das aber bisher leer geblieben ist? Jeder, der hierzu einen Beitrag schreibt, hilft vielen ratlosen Lehrern in Berlin.

Semantisch ist der Begriff „Duales Lernen“ natürlich Unsinn, denn es gibt nur Duales Lehren, gelernt wird – egal an welchem Ort und bei welchem Lehrer – immer von dem „Unteilbaren“, dem Individuum.

In unseren Schulen gibt es sei eh und je plurales *Lehren*. In zwölf Fächern wird von mitunter zwölf Lehrern unverbunden gelehrt. *Gelernt* wird dabei viel weniger als es z.B. beim Projektlernen möglich wäre. *Gelehrt* wird darüber hinaus durch das Fernsehen, die BILD-Zeitung, durch das Internet, durch die Eltern und viele andere „Miterzieher“. Das ist hinlänglich bekannt und wird manchmal beklagt, weil die Miterzieher nicht immer im Sinne von Bildungszielen der Schule wirken.

„Duales Lernen“ hat die vielen Freien Träger in unserer Gesellschaft aufhorchen lassen. Sie bieten den Schulen Duales Lehren an bzw. das, was sie darunter verstehen.

Hinter dem unscharfen Begriff „Duales Lernen“ zeichnet sich umrisshaft die Sehnsucht nach der Verbindung von Theorie und Praxis ab. In den Schulen gibt es kaum jemand, der dem nicht zugeneigt ist. Der Biologielehrer würde gerne öfter in den Zoo gehen oder auf den Waldlehrpfad. Der Musiklehrer ginge gern mit seinen Schülern ins Konzert, der Kunstlehrer in Galerien und Museen. Der Gesellschaftskunde-Lehrer war noch nie mit seiner Klasse im Parlament und der Physiklehrer auch noch nicht auf der Sternwarte. Es scheitert an Stundenplanzwängen und Vertretungsproblemen. Nur ein einziges Fach hat immer dieses Desiderat von der Verbindung Theorie – Praxis einlösen können: die Arbeitslehre. Und just dieses Fach wird marginalisiert und unverbindliches als „Leitfach“ für „Duales Lernen“ genannt. Man fragt sich natürlich wie das gehen soll. Von der Schulverwaltung erwarten wir keine klaren Vorgaben, da mittlerweile die Generalvollmacht ausgestellt worden ist: Die Schulen sollen sich selbst organisieren. Deshalb ist Ihr Beitrag so wichtig.

Redaktionsschluss für Heft 6 des Forum Arbeitslehre ist der

1. März 2011

Beiträge senden Sie bitte an Detmar Grammel oder Günter Reuel (siehe Impressum).

Autorenverzeichnis

Barbe, Josephine	wissenschaftliche Mitarbeiterin, IBBA/TU
Prof. Dr. Famulla, Gerd-E.	Professor i.R.
Dr. rer. pol. Feig, Gottfried	Akademischer Oberrat im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Universität Kassel
Grammel, Detmar	Gesamtschulrektor i.R.
Hellwig, Uwe	Diplom Verwaltungswirt, Diplom Politologe
Hoge, Reinhold	FBL AL an der Hermann-von-Helmholtz-Schule, Geschäftsführer PLUS e.V.
Karner, Martin	Fachleiter Arbeitslehre a.d. kath. Schule St. Hildegard
Prof. Kledzik, Ulrich-J.	Leitender Oberschulrat i.R.
Königsberger, Rosa Maria	Lehrerin Campus Rütli
Koch, Katharina	Werkstattleiterin am IBBA, TU Berlin
Prof. Dr. Lackmann, Jürgen	Professor an der PH Weingarten
Reibeling, Jochen	Diplom-Politologe, Leiter eines ESF-Projektes in Berlin-Lichtenberg und freiberuflicher Dozent
Dr. Reuel, Günter	Wissenschaftlicher Direktor i.R.
Prof. Schneidewind, Klaus	Prof. am IBBA TU Berlin i.R.
Triebe, Manfred	Vorsitzender der GATWU
Dr. Wulfers, Winfried	Fachleitung AL an einer Gesamtschule, Mitarbeit im Hessischen Kultusministerium

Impressum

Herausgeber: Gesellschaft für Arbeit,
Technik, Wirtschaft im Unterricht (GATWU)
Redaktion: Detmar Grammel, Günter Reuel, Wilfried Wulfers
Anzeigen: Birgit Ziervogel
Satz und Layout: Detmar Grammel
Druckvorbereitung: Günter Reuel, Reinhold Hoge
Titelbild: Jan Schmitt, Gestalterhalle Berlin

Druck und Versand: Peter Kurz und Regine Pabst
Druckerei Sonnenbogen
Lindenstr. 36 . 16727 Marwitz

Versand Sonderverteiler: Marianne Handke

Presserechtlich verantwortlich: Dr. Günter Reuel

ISSN Nr: 1867-5174

Beiträge bitte richten an: Detmar Grammel, detmar.grammel@gmail.com oder Günter Reuel, greuli@t-online.de - sehr große Dateien bitte auf einem Speichermedium zuschicken (Adresse mit Mail erfragen). Texte bitte als .doc-, .rtf- oder .txt-Dateien ohne Formatierungen senden.

Bilder sollten nicht in den Text integriert werden, sondern als eigenständige Dateien (*.jpg, *.tif) mitgeliefert werden.

Vorsitzender der GATWU: Manfred Triebe

Geschäftsführerin der GATWU: Dr. Simone Knab
TU Berlin, Fakultät I, Inst. f. Berufliche Bildung
und Arbeitslehre, Sekr. FR 0-1;
Franklinstr. 28-29
10587 Berlin

URL GATWU: www.gatwu.de

URL Gesellschaft für Arbeitslehre Berlin:

www.arbeitslehre-berlin.de/